.germ. 1975 Z (5

Städt. Volksbücherei
Starnberg

3 H 5

Nachtſtücke

herausgegeben

von

dem Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

L

E. T. A. Hoffmann's

geſammelte Schriften.

Fünfter Band. = 00

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

Gd 164/826

Staatsbibliothek
München

Inhalt des fünften Bandes.

Nachtſtücke.
Zwei Theile.

Erſter Theil.

Seite

Der Sandmann. 3
Ignaz Denner. 50
Die Jeſuiterkirche in G. 121
Das Sanctus. 158

Zweiter Theil.

Das öde Haus. 185
Das Majorat. 227
Das Gelübde. 328
Das ſteinerne Herz. 367

Nachtſtücke.

Erſter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sandmann. †)

Nathanael an Lothar.

Gewiß ſeid Ihr alle voll Unruhe, daß ich ſo lange — lange nicht geſchrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergeſſe mein holdes Engelsbild, ſo tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem iſt aber nicht ſo; täglich und ſtündlich gedenke ich Eurer Aller und in ſüßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Geſtalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen ſo anmuthig an, wie ſie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu ſchreiben, in der zerriſſenen Stimmung des Geiſtes, die mir bisher alle Gedanken verſtörte! — Etwas entſetzliches iſt in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geſchicks breiten ſich wie ſchwarze Wolkenſchatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenſtrahl. — Nun ſoll ich Dir ſagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das ſehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es

†) Anmerkung. Die Nachtſtücke erſchienen in zwei Theilen zu Berlin in der Realſchulbuchhandlung, 1817.

wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu laſſen, daß das, was mir vor einigen Tagen geſchah, denn wirklich mein Leben ſo feindlich zerſtören konnte! Wärſt Du nur hier, ſo könnteſt Du ſelbſt ſchauen; aber jetzt hältſt Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geiſterſeher. — Kurz und gut, das Entſetzliche, was mir geſchah, deſſen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, beſteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nehmlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir ſeine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von ſelbſt fortging. —

Du ahneſt, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen dieſem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Perſon jenes unglückſeligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So iſt es in der That. Mit aller Kraft faſſe ich mich zuſammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit ſo viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara ſagen: das ſind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch ſehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare ſträuben ſich mir und es iſt, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnſinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagseſſen ſahen wir, ich und mein Geſchwiſter, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit ſeinem Dienſt viel beſchäftigt ſeyn. Nach dem Abendeſſen, das alter

Sitte gemäß ſchon um ſieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und ſetzten uns um einen runden Tiſch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geſchichten und gerieth darüber ſo in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptſpaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, ſaß ſtumm und ſtarr in ſeinem Lehnſtuhl und blies ſtarke Dampfwolken von ſich, daß wir alle wie im Nebel ſchwammen. An ſolchen Abenden war die Mutter ſehr traurig und kaum ſchlug die Uhr neun, ſo ſprach ſie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es ſchon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas ſchweren langſamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann ſeyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern beſonders graulich; ich frug die Mutter, indem ſie uns fortführte: Ei Mama! wer iſt denn der böſe Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie ſieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich ſage, der Sandmann kommt, ſo will das nur heißen, ihr ſeyd ſchläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingeſtreut." — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüth entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten ſollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, näheres von dieſem Sandmann und ſeiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete: was denn das für ein Mann

ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf.“ — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreiſſen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Fantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu

keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der

Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geſchwiſter mir vorüber. Leiſe — leiſe öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm und ſtarr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, ſchnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre ſtehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huſtete und ſcharrte und brummte ſeltſam draußen. Das Herz bebte mir vor Angſt und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein ſcharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür ſpringt raſſelnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutſam hervor. Der Sandmann ſteht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Geſicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann iſt der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichſte Geſtalt hätte mir nicht tieferes Entſetzen erregen können, als eben dieſer Coppelius. — Denke Dir einen großen breitſchultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Geſicht, buſchigten grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünliche Katzenaugen ſtechend hervorfunkeln, großer, ſtarker über die Oberlippe gezogener Naſe. Das ſchiefe Maul verzieht ſich oft zum hämiſchen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke ſichtbar und ein ſeltſam ziſchender Ton fährt durch die zuſammengekniffenen Zähne. Coppelius erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, eben ſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern, aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über

den großen rothen Ohren und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotigten, haarigten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Eben ſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Aerger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien eben ſo, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn ſo wie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er,

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

— Das war mein erſtes geſundes Wort und das Zeichen meiner Geneſung, meiner Rettung. — Nur noch den ſchrecklichſten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirſt Du überzeugt ſeyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit iſt, wenn mir nun alles farblos erſcheint, ſondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenſchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur ſterbend zerreiſſe. —

Coppelius ließ ſich nicht mehr ſehen, es hieß, er habe die Stadt verlaſſen.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tiſche ſaßen. Der Vater war ſehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reiſen, die er in ſeiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune ſchlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langſame eiſenſchwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das iſt Coppelius,“ ſagte meine Mutter erblaſſend. „Ja! — es iſt Coppelius,“ wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen ſtürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater! rief ſie, muß es denn ſo ſeyn?“ „Zum letztenmahle! erwiederte dieſer, zum letztenmahle kommt er zu mir, ich verſpreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!“

Mir war es, als ſei ich in ſchweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem ſtockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich ſtehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, ſei ruhig, lege Dich ins Bette! — ſchlafe — ſchlafe,“ rief mir die Mutter nach; aber von unbeſchreiblicher innerer Angſt und Unruhe gequält, konnte ich kein

Auge zuthun. Der verhaßte abſcheuliche Coppelius ſtand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämiſch an, vergebens trachtete ich ſein Bild los zu werden. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, als ein entſetzlicher Schlag geſchah, wie wenn ein Geſchütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es raſſelte und rauſchte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das iſt Coppelius!“ rief ich entſetzt und ſprang aus dem Bette. Da kreiſchte es auf in ſchneidendem troſtloſen Jammer, fort ſtürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre ſtand offen, erſtickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienſtmädchen ſchrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit ſchwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Geſicht, um ihn herum heulten und winſelten die Schweſtern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du haſt den Vater erſchlagen!“ — So ſchrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren ſeine Geſichtszüge wieder mild und ſanft geworden, wie ſie im Leben waren. Tröſtend ging es in meiner Seele auf, daß ſein Bund mit dem teufliſchen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben geſtürzt haben könne. —

Die Exploſion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchtbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber ſpurlos vom Orte verſchwunden.

Wenn ich Dir nun ſage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, ſo wirſt Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erſcheinung als ſchweres Unheil bringend deute. Er war anders ge-

kleidet, aber Coppelius Figur und Geſichtszüge ſind zu tief in mein Innerſtes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich ſeyn ſollte. Zudem hat Coppelius nicht einmahl ſeinen Namen geändert. Er gibt ſich hier, wie ich höre, für einen piemonteſiſchen Mechanicus aus, und nennt ſich Giuſeppe Coppola.

Ich bin entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erſcheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich ſchreibe ihr in ruhigerer Gemüthsſtimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Clara an Nathanael.

Wahr iſt es, daß Du recht lange mir nicht geſchrieben haſt, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägſt. Denn meiner gedachteſt Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar abſenden wollteſt und die Aufſchrift, ſtatt an ihn, an mich richteteſt. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erſt bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter leſen, ſondern den Brief dem Bruder geben ſollen. Aber, haſt Du mir auch ſonſt manchmahl in kindiſcher Neckerei vorgeworfen, ich hätte ſolch' ruhiges, weiblich beſonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einſturz, noch vor ſchneller Flucht ganz geſchwinde einen falſchen Kniff in der Fenſtergardine glattſtreichen würde, ſo darf ich doch wohl kaum verſichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erſchütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. —

Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte ſo entſetzliches in Dein Leben getreten ſeyn! Trennung von Dir, Dich niemahls wieder ſehen, der Gedanke durchfuhr meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius iſt gräßlich. Erſt jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater ſolch' entſetzlichen, gewaltſamen Todes ſtarb. Bruder Lothar, dem ich ſein Eigenthum zuſtellte, ſuchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm ſchlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuſeppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe ſchäme ich mich, es zu geſtehen, daß er ſelbſt meinen geſunden, ſonſt ſo ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerſtören konnte. Doch bald, ſchon den andern Tag, hatte ſich Alles anders in mir geſtaltet. Sei mir nur nicht böſe, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa ſagen möchte, daß ich trotz Deiner ſeltſamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böſes anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur geſtehen, daß, wie ich meine, alles Entſetzliche und Schreckliche, wovon Du ſprichſt, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius geweſen ſeyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abſcheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte ſich nun in Deinem kindiſchen Gemüth der ſchreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubteſt Du auch nicht an den Sandmann, ein geſpenſtiſcher, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insge=

heim alchymiſtiſche Verſuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden ſeyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verſchleudert und obendrein, wie es immer mit ſolchen Laboranten der Fall ſeyn ſoll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügeriſchen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorſichtigkeit ſeinen Tod herbeigeführt, und Coppelius iſt nicht Schuld daran! Glaubſt Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker geſtern frug, ob wohl bei chemiſchen Verſuchen eine ſolche augenblicklich tödtende Explosion möglich ſey? Der ſagte: Ei allerdings und beſchrieb mir nach ſeiner Art gar weitläuftig und umſtändlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei ſo viel ſonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirſt Du wohl unwillig werden über deine Clara, Du wirſt ſagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menſchen oft mit unſichtbaren Armen umfaßt; ſie erſchaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut ſich, wie das kindiſche Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubſt Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — ſorgloſen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unſerm eignen Selbſt zu verderben ſtrebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weiſe Dir anzudeuten, was ich eigentlich von ſolchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachſt mich aus, nicht, weil ich was dummes meine, ſondern weil ich mich ſo ungeſchickt anſtelle, es zu ſagen. —

Giebt es eine dunkle Macht, die ſo recht feindlich und ver-

rätheriſch einen Faden in unſer Inneres legt, woran ſie uns dann feſtpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir ſonſt nicht betreten haben würden — giebt es eine ſolche Macht, ſo muß ſie in Uns ſich, wie wir ſelbſt geſtalten, ja unſer Selbſt werden; denn nur ſo glauben wir an ſie und räumen ihr den Platz ein, deſſen ſie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir feſten, durch das heitre Leben geſtärkten, Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als ſolches ſtets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geſchoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, ſo geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Geſtaltung, die unſer eignes Spiegelbild ſeyn ſollte. Es iſt auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle phyſiſche Macht, haben wir uns durch uns ſelbſt ihr hingegeben, oft fremde Geſtalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unſer Inneres hineinzieht, ſo, daß wir ſelbſt nur den Geiſt entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuſchung glauben, aus jener Geſtalt ſpricht. Es iſt das Fantom unſeres eigenen Ichs, deſſen innige Verwandtſchaft und deſſen tiefe Einwirkung auf unſer Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkſt, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgeſprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptſächlichſte aufgeſchrieben, ordentlich tiefſinnig vorkommt. Lothar's letzte Worte verſtehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch iſt es mir, als ſei alles ſehr wahr. Ich bitte Dich, ſchlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuſeppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sei überzeugt, daß dieſe fremden Geſtalten nichts über Dich vermögen;

nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann ſie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefſte Aufregung Deines Gemüths, ſchmerzte mich nicht Dein Zuſtand recht in innerſter Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius ſcherzen. Sei heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erſcheinen, wie Dein Schutzgeiſt, und den häßlichen Coppola, ſollte er es ſich etwa beikommen laſſen, Dir im Traum beſchwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor ſeinen garſtigen Fäuſten, er ſoll mir weder als Advokat eine Näſcherei, noch als Sandmann die Augen erderben.

Ewig, mein herzinnigſtgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb iſt es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerſtreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen ſehr tiefſinnigen philoſophiſchen Brief geſchrieben, worin ſie ausführlich beweiſet, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern exiſtiren und Fantome meines Ich's ſind, die augenblicklich zerſtäuben, wenn ich ſie als ſolche erkenne. In der That, man ſollte gar nicht glauben, daß der Geiſt, der aus ſolch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher ſüßer Traum, hervorleuchtet, ſo gar verſtändig, ſo magiſtermäßig diſtinguiren könne. Sie beruft ſich auf Dich. Ihr habt über mich geſprochen. Du lieſeſt ihr wohl logiſche Collegia, damit ſie alles

ſein ſichten und ſondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens iſt es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola keinesweges der alte Advokat Coppelius iſt. Ich höre bei dem erſt neuerdings angekommenen Profeſſor der Phyſik, der, wie jener berühmte Naturforſcher, Spalanzani heißt und italiäniſcher Abkunft iſt, Collegia. Der kennt den Coppola ſchon ſeit vielen Jahren und überdem hört man es auch ſeiner Ausſprache an, daß er wirklich Piemonteſer iſt. Coppelius war ein Deutſcher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düſtern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Geſicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt, wie mir Spalanzani ſagt. Dieſer Profeſſor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Geſicht mit ſtarken Backenknochen, feiner Naſe, aufgeworfnen Lippen, kleinen ſtechenden Augen. Doch beſſer, als in jeder Beſchreibung, ſiehſt Du ihn, wenn Du den Caglioſtro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht, anſchaueſt. — So ſieht Spalanzani aus. — Neulich ſteige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die ſonſt einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, ſehr ſchlank im reinſten Ebenmaß gewachſenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer ſaß im Zimmer vor einem kleinen Tiſch, auf den ſie beide Aerme, die Hände zuſammengefaltet, gelegt hatte. Sie ſaß der Thüre gegenüber, ſo, daß ich ihr engelſchönes Geſicht ganz erblickte. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich ſagen, keine Sehkraft, es war mir

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Sandmann. †)

Nathanael an Lothar.

Gewiß ſeid Ihr alle voll Unruhe, daß ich ſo lange — lange nicht geſchrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergeſſe mein holdes Engelsbild, ſo tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem iſt aber nicht ſo; täglich und ſtündlich gedenke ich Eurer Aller und in ſüßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Geſtalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen ſo anmuthig an, wie ſie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu ſchreiben, in der zerriſſenen Stimmung des Geiſtes, die mir bisher alle Gedanken verſtörte! — Etwas entſetzliches iſt in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geſchicks breiten ſich wie ſchwarze Wolkenſchatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenſtrahl. — Nun ſoll ich Dir ſagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das ſehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es

†) Anmerkung. Die Nachtſtücke erſchienen in zwei Theilen zu Berlin in der Realſchulbuchhandlung, 1817.

Nachtſtücke

herausgegeben

von

dem Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier.

Zwei Theile.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

E. T. A. Hoffmann's
geſammelte Schriften.

Fünfter Band.

Mit Federzeichnungen von Theodor Hoſemann.

Berlin,
Verlag von G. Reimer.
1845.

Gd 164/826

Staatsbibliothek
München

Inhalt des fünften Bandes.

Nachtſtücke.
Zwei Theile.

Erſter Theil.

Seite

Der Sandmann. 3
Ignaz Denner. 50
Die Jeſuiterkirche in G. 121
Das Sanctus. 158

Zweiter Theil.

Das öde Haus. 185
Das Majorat. 227
Das Gelübde. 328
Das ſteinerne Herz. 367

N a c h t ſ t ü c k e.

E r ſ t e r T h e i l.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sandmann. †)

Nathanael an Lothar.

Gewiß ſeid Ihr alle voll Unruhe, daß ich ſo lange — lange nicht geſchrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich lebe hier in Saus und Braus und vergeſſe mein holdes Engelsbild, ſo tief mir in Herz und Sinn eingeprägt, ganz und gar. — Dem iſt aber nicht ſo; täglich und ſtündlich gedenke ich Eurer Aller und in ſüßen Träumen geht meines holden Clärchens freundliche Geſtalt vorüber und lächelt mich mit ihren hellen Augen ſo anmuthig an, wie ſie wohl pflegte, wenn ich zu Euch hineintrat. — Ach wie vermochte ich denn Euch zu ſchreiben, in der zerriſſenen Stimmung des Geiſtes, die mir bisher alle Gedanken verſtörte! — Etwas entſetzliches iſt in mein Leben getreten! — Dunkle Ahnungen eines gräßlichen mir drohenden Geſchicks breiten ſich wie ſchwarze Wolkenſchatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenſtrahl. — Nun ſoll ich Dir ſagen, was mir widerfuhr. Ich muß es, das ſehe ich ein, aber nur es denkend, lacht es

†) Anmerkung. Die Nachtſtücke erſchienen in zwei Theilen zu Berlin in der Realſchulbuchhandlung, 1817.

wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu laſſen, daß das, was mir vor einigen Tagen geſchah, denn wirklich mein Leben ſo feindlich zerſtören konnte! Wärſt Du nur hier, ſo könnteſt Du ſelbſt ſchauen; aber jetzt hältſt Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geiſterſeher. — Kurz und gut, das Entſetzliche, was mir geſchah, deſſen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, beſteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nehmlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir ſeine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von ſelbſt fortging. —

Du ahneſt, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen dieſem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Perſon jenes unglückſeligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So iſt es in der That. Mit aller Kraft faſſe ich mich zuſammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit ſo viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara ſagen: das ſind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch ſehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare ſträuben ſich mir und es iſt, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnſinniger Verzweiflung, wie F r a n z M o o r den D a n i e l. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagseſſen ſahen wir, ich und mein Geſchwiſter, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit ſeinem Dienſt viel beſchäftigt ſeyn. Nach dem Abendeſſen, das alter

Sitte gemäß ſchon um ſieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und ſetzten uns um einen runden Tiſch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geſchichten und gerieth darüber ſo in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptſpaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, ſaß ſtumm und ſtarr in ſeinem Lehnſtuhl und blies ſtarke Dampfwolken von ſich, daß wir alle wie im Nebel ſchwammen. An ſolchen Abenden war die Mutter ſehr traurig und kaum ſchlug die Uhr neun, ſo ſprach ſie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es ſchon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas ſchweren langſamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann ſeyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern beſonders graulich; ich frug die Mutter, indem ſie uns fortführte: Ei Mama! wer iſt denn der böſe Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie ſieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich ſage, der Sandmann kommt, ſo will das nur heißen, ihr ſeyd ſchläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingeſtreut." — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüth entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten ſollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, näheres von dieſem Sandmann und ſeiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete: was denn das für ein Mann

ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf." — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreiſſen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Fantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu

keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der

ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf.“ — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreiſſen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Fantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu

keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der

Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geſchwiſter mir vorüber. Leiſe — leiſe öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm und ſtarr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, ſchnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre ſtehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huſtete und ſcharrte und brummte ſeltſam draußen. Das Herz bebte mir vor Angſt und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein ſcharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür ſpringt raſſelnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutſam hervor. Der Sandmann ſteht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Geſicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann iſt der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichſte Geſtalt hätte mir nicht tieferes Entſetzen erregen können, als eben dieſer Coppelius. — Denke Dir einen großen breitſchultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Geſicht, buſchigten grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünliche Katzenaugen ſtechend hervorfunkeln, großer, ſtarker über die Oberlippe gezogener Naſe. Das ſchiefe Maul verzieht ſich oft zum hämiſchen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke ſichtbar und ein ſeltſam ziſchender Ton fährt durch die zuſammengekniffenen Zähne. Coppelius erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, eben ſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern, aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über

den großen rothen Ohren und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotigten, haarigten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Eben ſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Aerger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien eben ſo, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn ſo wie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er,

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes herzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

— Das war mein erſtes geſundes Wort und das Zeichen meiner Geneſung, meiner Rettung. — Nur noch den ſchrecklichſten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirſt Du überzeugt ſeyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit iſt, wenn mir nun alles farblos erſcheint, ſondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenſchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur ſterbend zerreiſſe. —

Coppelius ließ ſich nicht mehr ſehen, es hieß, er habe die Stadt verlaſſen.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tiſche ſaßen. Der Vater war ſehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reiſen, die er in ſeiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune ſchlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langſame eiſenſchwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das iſt Coppelius,“ ſagte meine Mutter erblaſſend. „Ja! — es iſt Coppelius,“ wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen ſtürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater! rief ſie, muß es denn ſo ſeyn?“ „Zum letztenmahle! erwiederte dieſer, zum letztenmahle kommt er zu mir, ich verſpreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!“

Mir war es, als ſei ich in ſchweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem ſtockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich ſtehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, ſei ruhig, lege Dich ins Bette! — ſchlafe — ſchlafe,“ rief mir die Mutter nach; aber von unbeſchreiblicher innerer Angſt und Unruhe gequält, konnte ich kein

Auge zuthun. Der verhaßte abſcheuliche Coppelius ſtand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämiſch an, vergebens trachtete ich ſein Bild los zu werden. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, als ein entſetzlicher Schlag geſchah, wie wenn ein Geſchütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es raſſelte und rauſchte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das iſt Coppelius!“ rief ich entſetzt und ſprang aus dem Bette. Da kreiſchte es auf in ſchneidendem troſtloſen Jammer, fort ſtürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre ſtand offen, erſtickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienſtmädchen ſchrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit ſchwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Geſicht, um ihn herum heulten und winſelten die Schweſtern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du haſt den Vater erſchlagen!“ — So ſchrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren ſeine Geſichtszüge wieder mild und ſanft geworden, wie ſie im Leben waren. Tröſtend ging es in meiner Seele auf, daß ſein Bund mit dem teufliſchen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben geſtürzt haben könne. —

Die Exploſion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchtbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber ſpurlos vom Orte verſchwunden.

Wenn ich Dir nun ſage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, ſo wirſt Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erſcheinung als ſchweres Unheil bringend deute. Er war anders ge-

kleidet, aber Coppelius Figur und Geſichtszüge ſind zu tief in mein Innerſtes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich ſeyn ſollte. Zudem hat Coppelius nicht einmahl ſeinen Namen geändert. Er gibt ſich hier, wie ich höre, für einen piemonteſiſchen Mechanicus aus, und nennt ſich Giuſeppe Coppola.

Ich bin entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erſcheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich ſchreibe ihr in ruhigerer Gemüthsſtimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Clara an Nathanael.

Wahr iſt es, daß Du recht lange mir nicht geſchrieben haſt, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägſt. Denn meiner gedachteſt Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar abſenden wollteſt und die Aufſchrift, ſtatt an ihn, an mich richteteſt. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erſt bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter leſen, ſondern den Brief dem Bruder geben ſollen. Aber, haſt Du mir auch ſonſt manchmahl in kindiſcher Neckerei vorgeworfen, ich hätte ſolch' ruhiges, weiblich beſonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einſturz, noch vor ſchneller Flucht ganz geſchwinde einen falſchen Kniff in der Fenſtergardine glattſtreichen würde, ſo darf ich doch wohl kaum verſichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erſchütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. —

Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte ſo entſetzliches in Dein Leben getreten ſeyn! Trennung von Dir, Dich niemahls wieder ſehen, der Gedanke durchfuhr meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius iſt gräßlich. Erſt jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater ſolch' entſetzlichen, gewaltſamen Todes ſtarb. Bruder Lothar, dem ich ſein Eigenthum zuſtellte, ſuchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm ſchlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuſeppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe ſchäme ich mich, es zu geſtehen, daß er ſelbſt meinen geſunden, ſonſt ſo ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerſtören konnte. Doch bald, ſchon den andern Tag, hatte ſich Alles anders in mir geſtaltet. Sei mir nur nicht böſe, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa ſagen möchte, daß ich trotz Deiner ſeltſamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böſes anthun, gänz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur geſtehen, daß, wie ich meine, alles Entſetzliche und Schreckliche, wovon Du ſprichſt, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius geweſen ſeyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abſcheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte ſich nun in Deinem kindiſchen Gemüth der ſchreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubteſt Du auch nicht an den Sandmann, ein geſpenſtiſcher, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insge-

wie toll aus mir heraus. — Ach mein herzlieber Lothar! wie fange ich es denn an, Dich nur einigermaßen empfinden zu laſſen, daß das, was mir vor einigen Tagen geſchah, denn wirklich mein Leben ſo feindlich zerſtören konnte! Wärſt Du nur hier, ſo könnteſt Du ſelbſt ſchauen; aber jetzt hältſt Du mich gewiß für einen aberwitzigen Geiſterſeher. — Kurz und gut, das Entſetzliche, was mir geſchah, deſſen tödtlichen Eindruck zu vermeiden ich mich vergebens bemühe, beſteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, nehmlich am 30. October Mittags um 12 Uhr, ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir ſeine Waare anbot. Ich kaufte nichts und drohte, ihn die Treppe herabzuwerfen, worauf er aber von ſelbſt fortging. —

Du ahneſt, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen dieſem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Perſon jenes unglückſeligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß. So iſt es in der That. Mit aller Kraft faſſe ich mich zuſammen, um ruhig und geduldig Dir aus meiner frühern Jugendzeit ſo viel zu erzählen, daß deinem regen Sinn alles klar und deutlich in leuchtenden Bildern aufgehen wird. Indem ich anfangen will, höre ich Dich lachen und Clara ſagen: das ſind ja rechte Kindereien! — Lacht, ich bitte Euch, lacht mich recht herzlich aus! — ich bitt' Euch ſehr! — Aber Gott im Himmel! die Haare ſträuben ſich mir und es iſt, als flehe ich Euch an, mich auszulachen, in wahnſinniger Verzweiflung, wie Franz Moor den Daniel. — Nun fort zur Sache! —

Außer dem Mittagseſſen ſahen wir, ich und mein Geſchwiſter, Tag über den Vater wenig. Er mochte mit ſeinem Dienſt viel beſchäftigt ſeyn. Nach dem Abendeſſen, das alter

Sitte gemäß ſchon um ſieben Uhr aufgetragen wurde, gingen wir alle, die Mutter mit uns, in des Vaters Arbeitszimmer und ſetzten uns um einen runden Tiſch. Der Vater rauchte Tabak und trank ein großes Glas Bier dazu. Oft erzählte er uns viele wunderbare Geſchichten und gerieth darüber ſo in Eifer, daß ihm die Pfeife immer ausging, die ich, ihm brennend Papier hinhaltend, wieder anzünden mußte, welches mir denn ein Hauptſpaß war. Oft gab er uns aber Bilderbücher in die Hände, ſaß ſtumm und ſtarr in ſeinem Lehnſtuhl und blies ſtarke Dampfwolken von ſich, daß wir alle wie im Nebel ſchwammen. An ſolchen Abenden war die Mutter ſehr traurig und kaum ſchlug die Uhr neun, ſo ſprach ſie: Nun Kinder! — zu Bette! zu Bette! der Sandmann kommt, ich merk' es ſchon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas ſchweren langſamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann ſeyn. Einmal war mir jenes dumpfe Treten und Poltern beſonders graulich; ich frug die Mutter, indem ſie uns fortführte: Ei Mama! wer iſt denn der böſe Sandmann, der uns immer von Papa forttreibt? — wie ſieht er denn aus? „Es gibt keinen Sandmann, mein liebes Kind, erwiederte die Mutter: wenn ich ſage, der Sandmann kommt, ſo will das nur heißen, ihr ſeyd ſchläfrig und könnt die Augen nicht offen behalten, als hätte man Euch Sand hineingeſtreut." — Der Mutter Antwort befriedigte mich nicht, ja in meinem kindiſchen Gemüth entfaltete ſich deutlich der Gedanke, daß die Mutter den Sandmann nur verläugne, damit wir uns vor ihm nicht fürchten ſollten, ich hörte ihn ja immer die Treppe heraufkommen. Voll Neugierde, näheres von dieſem Sandmann und ſeiner Beziehung auf uns Kinder zu erfahren, frug ich endlich die alte Frau, die meine jüngſte Schweſter wartete: was denn das für ein Mann

ſei, der Sandmann? „Ei Thanelchen, erwiederte dieſe, weißt du das noch nicht? Das iſt ein böſer Mann, der kommt zu den Kindern, wenn ſie nicht zu Bett' gehen wollen und wirft ihnen Händevoll Sand in die Augen, daß ſie blutig zum Kopf herausſpringen, die wirft er dann in den Sack und trägt ſie in den Halbmond zur Atzung für ſeine Kinderchen; die ſitzen dort im Neſt und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken ſie der unartigen Menſchenkindlein Augen auf." — Gräßlich malte ſich nun im Innern mir das Bild des grauſamen Sandmanns aus; ſo wie es Abends die Treppe heraufpolterte, zitterte ich vor Angſt und Entſetzen. Nichts als den unter Thränen hergeſtotterten Ruf: der Sandmann! der Sandmann! konnte die Mutter aus mir herausbringen. Ich lief darauf in das Schlafzimmer, und wohl die ganze Nacht über quälte mich die fürchterliche Erſcheinung des Sandmanns. — Schon alt genug war ich geworden, um einzuſehen, daß das mit dem Sandmann und ſeinem Kinderneſt im Halbmonde, ſo wie es mir die Wartefrau erzählt hatte, wohl nicht ganz ſeine Richtigkeit haben könne; indeſſen blieb mir der Sandmann ein fürchterliches Geſpenſt, und Grauen — Entſetzen ergriff mich, wenn ich ihn nicht allein die Treppe heraufkommen, ſondern auch meines Vaters Stubenthür heftig aufreiſſen und hineintreten hörte. Manchmal blieb er lange weg, dann kam er öfter hintereinander. Jahre lang dauerte das, und nicht gewöhnen konnte ich mich an den unheimlichen Spuk, nicht bleicher wurde in mir das Bild des grauſigen Sandmanns. Sein Umgang mit dem Vater fing an meine Fantaſie immer mehr und mehr zu beſchäftigen: den Vater darum zu befragen hielt mich eine unüberwindliche Scheu zurück, aber ſelbſt — ſelbſt das Geheimniß zu erforſchen, den fabelhaften Sandmann zu ſehen, dazu

keimte mit den Jahren immer mehr die Luſt in mir empor. Der Sandmann hatte mich auf die Bahn des Wunderbaren, Abenteuerlichen gebracht, das ſo ſchon leicht im kindlichen Gemüth ſich einniſtet. Nichts war mir lieber, als ſchauerliche Geſchichten von Kobolten, Hexen, Däumlingen u. ſ. w. zu hören oder zu leſen; aber obenan ſtand immer der Sandmann, den ich in den ſeltſamſten, abſcheulichſten Geſtalten überall auf Tiſche, Schränke und Wände mit Kreide, Kohle, hinzeichnete. Als ich zehn Jahre alt geworden, wies mich die Mutter aus der Kinderſtube in ein Kämmerchen, das auf dem Corridor unfern von meines Vaters Zimmer lag. Noch immer mußten wir uns, wenn auf den Schlag Neun Uhr ſich jener Unbekannte im Hauſe hören ließ, ſchnell entfernen. In meinem Kämmerchen vernahm ich, wie er bei dem Vater hineintrat und bald darauf war es mir dann, als verbreite ſich im Hauſe ein feiner ſeltſam riechender Dampf. Immer höher mit der Neugierde wuchs der Muth, auf irgend eine Weiſe des Sandmanns Bekanntſchaft zu machen. Oft ſchlich ich ſchnell aus dem Kämmerchen auf den Corridor, wenn die Mutter vorübergegangen, aber nichts konnte ich erlauſchen, denn immer war der Sandmann ſchon zur Thüre hinein, wenn ich den Platz erreicht hatte, wo er mir ſichtbar werden mußte. Endlich von unwiderſtehlichem Drange getrieben, beſchloß ich, im Zimmer des Vaters ſelbſt mich zu verbergen und den Sandmann zu erwarten.

An des Vaters Schweigen, an der Mutter Traurigkeit merkte ich eines Abends, daß der Sandmann kommen werde; ich ſchützte daher große Müdigkeit vor, verließ ſchon vor neun Uhr das Zimmer und verbarg mich dicht neben der Thüre in einen Schlupfwinkel. Die Hausthüre knarrte, durch den Flur ging es, langſamen, ſchweren, dröhnenden Schrittes nach der

Treppe. Die Mutter eilte mit dem Geſchwiſter mir vorüber. Leiſe — leiſe öffnete ich des Vaters Stubenthür. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm und ſtarr den Rücken der Thüre zugekehrt, er bemerkte mich nicht, ſchnell war ich hinein und hinter der Gardine, die einem gleich neben der Thüre ſtehenden offnen Schrank, worin meines Vaters Kleider hingen, vorgezogen war. — Näher — immer näher dröhnten die Tritte — es huſtete und ſcharrte und brummte ſeltſam draußen. Das Herz bebte mir vor Angſt und Erwartung. — Dicht, dicht vor der Thüre ein ſcharfer Tritt — ein heftiger Schlag auf die Klinke, die Thür ſpringt raſſelnd auf! — Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutſam hervor. Der Sandmann ſteht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Geſicht! — Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann iſt der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt! —

Aber die gräßlichſte Geſtalt hätte mir nicht tieferes Entſetzen erregen können, als eben dieſer Coppelius. — Denke Dir einen großen breitſchultrigen Mann mit einem unförmlich dicken Kopf, erdgelbem Geſicht, buſchigten grauen Augenbrauen, unter denen ein paar grünliche Katzenaugen ſtechend hervorfunkeln, großer, ſtarker über die Oberlippe gezogener Naſe. Das ſchiefe Maul verzieht ſich oft zum hämiſchen Lachen; dann werden auf den Backen ein paar dunkelrothe Flecke ſichtbar und ein ſeltſam ziſchender Ton fährt durch die zuſammengekniffenen Zähne. Coppelius erſchien immer in einem altmodiſch zugeſchnittenen aſchgrauen Rocke, eben ſolcher Weſte und gleichen Beinkleidern, aber dazu ſchwarze Strümpfe und Schuhe mit kleinen Steinſchnallen. Die kleine Perücke reichte kaum bis über den Kopfwirbel heraus, die Kleblocken ſtanden hoch über

den großen rothen Ohren und ein breiter verſchloſſener Haarbeutel ſtarrte von dem Nacken weg, ſo daß man die ſilberne Schnalle ſah, die die gefältelte Halsbinde ſchloß. Die ganze Figur war überhaupt widrig und abſcheulich; aber vor allem waren uns Kindern ſeine großen knotigten, haarigten Fäuſte zuwider, ſo daß wir, was er damit berührte, nicht mehr mochten. Das hatte er bemerkt und nun war es ſeine Freude, irgend ein Stückchen Kuchen, oder eine ſüße Frucht, die uns die gute Mutter heimlich auf den Teller gelegt, unter dieſem, oder jenem Vorwande zu berühren, daß wir, helle Thränen in den Augen, die Näſcherei, der wir uns erfreuen ſollten, nicht mehr genießen mochten vor Ekel und Abſcheu. Eben ſo machte er es, wenn uns an Feiertagen der Vater ein gut Gläschen ſüßen Weins eingeſchenkt hatte. Dann fuhr er ſchnell mit der Fauſt herüber, oder brachte wohl gar das Glas an die blauen Lippen und lachte recht teufliſch, wenn wir unſern Aerger nur leiſe ſchluchzend äußern durften. Er pflegte uns nur immer die kleinen Beſtien zu nennen; wir durften, war er zugegen, keinen Laut von uns geben und verwünſchten den häßlichen, feindlichen Mann, der uns recht mit Bedacht und Abſicht auch die kleinſte Freude verdarb. Die Mutter ſchien eben ſo, wie wir, den widerwärtigen Coppelius zu haſſen; denn ſo wie er ſich zeigte, war ihr Frohſinn, ihr heiteres unbefangenes Weſen umgewandelt in traurigen, düſtern Ernſt. Der Vater betrug ſich gegen ihn, als ſei er ein höheres Weſen, deſſen Unarten man dulden und das man auf jede Weiſe bei guter Laune erhalten müſſe. Er durfte nur leiſe andeuten und Lieblingsgerichte wurden gekocht und ſeltene Weine kredenzt.

Als ich nun dieſen Coppelius ſah, ging es grauſig und entſetzlich in meiner Seele auf, daß ja niemand anders, als er,

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähn-fletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk," rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!" rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und lispelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten glutrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und liſpelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

der Sandmann ſeyn könne, aber der Sandmann war mir nicht mehr jener Popanz aus dem Ammenmährchen, der dem Eulenneſt im Halbmonde Kinderaugen zur Atzung holt — Nein! — ein häßlicher geſpenſtiſcher Unhold, der überall, wo er einſchreitet, Jammer — Noth — zeitliches, ewiges Verderben bringt.

Ich war feſt gezaubert. Auf die Gefahr entdeckt, und, wie ich deutlich dachte, hart geſtraft zu werden, blieb ich ſtehen, den Kopf lauſchend durch die Gardine hervorgeſtreckt. Mein Vater empfing den Coppelius feierlich. „Auf! — zum Werk,“ rief dieſer mit heiſerer, ſchnarrender Stimme und warf den Rock ab. Der Vater zog ſtill und finſter ſeinen Schlafrock aus und beide kleideten ſich in lange ſchwarze Kittel. Wo ſie die hernahmen, hatte ich überſehen. Der Vater öffnete die Flügelthür eines Wandſchranks; aber ich ſah, daß das, was ich ſo lange dafür gehalten, kein Wandſchrank, ſondern vielmehr eine ſchwarze Höhlung war, in der ein kleiner Heerd ſtand. Coppelius trat hinzu und eine blaue Flamme kniſterte auf dem Heerde empor. Allerlei ſeltſames Geräthe ſtand umher. Ach Gott! — wie ſich nun mein alter Vater zum Feuer herabbückte, da ſah er ganz anders aus. Ein gräßlicher krampfhafter Schmerz ſchien ſeine ſanften ehrlichen Züge zum häßlichen widerwärtigen Teufelsbilde verzogen zu haben. Er ſah dem Coppelius ähnlich. Dieſer ſchwang die gluthrothe Zange und holte damit hellblinkende Maſſen aus dem dicken Qualm, die er dann ämſig hämmerte. Mir war es als würden Menſchengeſichter ringsumher ſichtbar, aber ohne Augen — ſcheußliche, tiefe ſchwarze Höhlen ſtatt ihrer. „Augen her, Augen her!“ rief Coppelius mit dumpfer dröhnender Stimme. Ich kreiſchte auf von wildem Entſetzen gewaltig erfaßt und ſtürzte aus meinem Verſteck heraus auf den Boden. Da ergriff mich

Coppelius; kleine Beſtie! — kleine Beſtie! meckerte er zähnfletſchend! — riß mich auf und warf mich auf den Heerd, daß die Flamme mein Haar zu ſengen begann: „Nun haben wir Augen — Augen — ein ſchön Paar Kinderaugen.“ So flüſterte Coppelius, und griff mit den Fäuſten gluthrothe Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen ſtreuen wollte. Da hob mein Vater flehend die Hände empor und rief: Meiſter! Meiſter! laß meinem Nathanael die Augen — laß ſie ihm! Coppelius lachte gellend auf und rief: „Mag denn der Junge die Augen behalten und ſein Penſum flennen in der Welt; aber nun wollen wir doch den Mechanismus der Hände und der Füße recht obſerviren.“ Und damit faßte er mich gewaltig, daß die Gelenke knackten, und ſchrob mir die Hände ab und die Füße und ſetzte ſie bald hier, bald dort wieder ein. „'S ſteht doch überall nicht recht! 's gut ſo wie es war! — Der Alte hat's verſtanden!“ So ziſchte und liſpelte Coppelius; aber alles um mich her wurde ſchwarz und finſter, ein jäher Krampf durchzuckte Nerv und Gebein — ich fühlte nichts mehr. Ein ſanfter warmer Hauch glitt über mein Geſicht, ich erwachte wie aus dem Todesſchlaf, die Mutter hatte ſich über mich hingebeugt. „Iſt der Sandmann noch da?“ ſtammelte ich. „Nein, mein liebes Kind, der iſt lange, lange fort, der thut dir keinen Schaden!“ — So ſprach die Mutter und küßte und herzte den wieder gewonnenen Liebling. —

Was ſoll ich Dich ermüden, mein herzlieber Lothar! was ſoll ich ſo weitläuftig Einzelnes hererzählen, da noch ſo vieles zu ſagen übrig bleibt? Genug! — ich war bei der Lauſcherei entdeckt, und von Coppelius gemißhandelt worden. Angſt und Schrecken hatten mir ein hitziges Fieber zugezogen, an dem ich mehrere Wochen krank lag. „Iſt der Sandmann noch da?“

— Das war mein erſtes geſundes Wort und das Zeichen meiner Geneſung, meiner Rettung. — Nur noch den ſchrecklichſten Moment meiner Jugendjahre darf ich Dir erzählen; dann wirſt Du überzeugt ſeyn, daß es nicht meiner Augen Blödigkeit iſt, wenn mir nun alles farblos erſcheint, ſondern, daß ein dunkles Verhängniß wirklich einen trüben Wolkenſchleier über mein Leben gehängt hat, den ich vielleicht nur ſterbend zerreiſſe. —

Coppelius ließ ſich nicht mehr ſehen, es hieß, er habe die Stadt verlaſſen.

Ein Jahr mochte vergangen ſeyn, als wir der alten unveränderten Sitte gemäß Abends an dem runden Tiſche saßen. Der Vater war ſehr heiter und erzählte viel Ergötzliches von den Reiſen, die er in ſeiner Jugend gemacht. Da hörten wir als es Neune ſchlug, plötzlich die Hausthür in den Angeln knarren und langſame eiſenſchwere Schritte dröhnten durch den Hausflur die Treppe herauf. „Das iſt Coppelius,“ ſagte meine Mutter erblaſſend. „Ja! — es iſt Coppelius,“ wiederholte der Vater mit matter gebrochener Stimme. Die Thränen ſtürzten der Mutter aus den Augen. „Aber Vater, Vater! rief ſie, muß es denn ſo ſeyn?“ „Zum letztenmahle! erwiederte dieſer, zum letztenmahle kommt er zu mir, ich verſpreche es Dir. Geh' nur, geh' mit den Kindern! — Geht — geht zu Bette! Gute Nacht!“

Mir war es, als ſei ich in ſchweren kalten Stein eingepreßt — mein Athem ſtockte! — Die Mutter ergriff mich beim Arm als ich unbeweglich ſtehen blieb: „Komm Nathanael, komme nur!“ — Ich ließ mich fortführen, ich trat in meine Kammer. „Sei ruhig, ſei ruhig, lege Dich ins Bette! — ſchlafe — ſchlafe,“ rief mir die Mutter nach; aber von unbeſchreiblicher innerer Angſt und Unruhe gequält, konnte ich kein

Auge zuthun. Der verhaßte abſcheuliche Coppelius ſtand vor mir mit funkelnden Augen und lachte mich hämiſch an, vergebens trachtete ich ſein Bild los zu werden. Es mochte wohl ſchon Mitternacht ſeyn, als ein entſetzlicher Schlag geſchah, wie wenn ein Geſchütz losgefeuert würde. Das ganze Haus erdröhnte, es raſſelte und rauſchte bei meiner Thüre vorüber, die Hausthüre wurde klirrend zugeworfen. „Das iſt Coppelius!“ rief ich entſetzt und ſprang aus dem Bette. Da kreiſchte es auf in ſchneidendem troſtloſen Jammer, fort ſtürzte ich nach des Vaters Zimmer, die Thüre ſtand offen, erſtickender Dampf quoll mir entgegen, das Dienſtmädchen ſchrie: Ach, der Herr! — der Herr! — Vor dem dampfenden Heerde auf dem Boden lag mein Vater todt mit ſchwarz verbranntem gräßlich verzerrtem Geſicht, um ihn herum heulten und winſelten die Schweſtern — die Mutter ohnmächtig daneben! — „Coppelius, verruchter Satan, du haſt den Vater erſchlagen!“ — So ſchrie ich auf; mir vergingen die Sinne. Als man zwei Tage darauf meinen Vater in den Sarg legte, waren ſeine Geſichtszüge wieder mild und ſanft geworden, wie ſie im Leben waren. Tröſtend ging es in meiner Seele auf, daß ſein Bund mit dem teufliſchen Coppelius ihn nicht ins ewige Verderben geſtürzt haben könne. —

Die Exploſion hatte die Nachbarn geweckt, der Vorfall wurde ruchtbar und kam vor die Obrigkeit, welche den Coppelius zur Verantwortung vorfordern wollte. Der war aber ſpurlos vom Orte verſchwunden.

Wenn ich Dir nun ſage, mein herzlieber Freund! daß jener Wetterglashändler eben der verruchte Coppelius war, ſo wirſt Du mir es nicht verargen, daß ich die feindliche Erſcheinung als ſchweres Unheil bringend deute. Er war anders ge=

kleidet, aber Coppelius Figur und Geſichtszüge ſind zu tief in mein Innerſtes eingeprägt, als daß hier ein Irrthum möglich ſeyn ſollte. Zudem hat Coppelius nicht einmahl ſeinen Namen geändert. Er gibt ſich hier, wie ich höre, für einen piemonteſiſchen Mechanicus aus, und nennt ſich Giuſeppe Coppola.

Ich bin entſchloſſen es mit ihm aufzunehmen und des Vaters Tod zu rächen, mag es denn nun gehen wie es will.

Der Mutter erzähle nichts von dem Erſcheinen des gräßlichen Unholds — Grüße meine liebe holde Clara, ich ſchreibe ihr in ruhigerer Gemüthsſtimmung. Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Clara an Nathanael.

Wahr iſt es, daß Du recht lange mir nicht geſchrieben haſt, aber dennoch glaube ich, daß Du mich in Sinn und Gedanken trägſt. Denn meiner gedachteſt Du wohl recht lebhaft, als Du Deinen letzten Brief an Bruder Lothar abſenden wollteſt und die Aufſchrift, ſtatt an ihn, an mich richteteſt. Freudig erbrach ich den Brief und wurde den Irrthum erſt bei den Worten inne: Ach mein herzlieber Lothar! — Nun hätte ich nicht weiter leſen, ſondern den Brief dem Bruder geben ſollen. Aber, haſt Du mir auch ſonſt manchmahl in kindiſcher Neckerei vorgeworfen, ich hätte ſolch' ruhiges, weiblich beſonnenes Gemüth, daß ich wie jene Frau, drohe das Haus den Einſturz, noch vor ſchneller Flucht ganz geſchwinde einen falſchen Kniff in der Fenſtergardine glattſtreichen würde, ſo darf ich doch wohl kaum verſichern, daß Deines Briefes Anfang mich tief erſchütterte. Ich konnte kaum athmen, es flimmerte mir vor den Augen. —

Ach, mein herzgeliebter Nathanael! was konnte ſo entſetzliches in Dein Leben getreten ſeyn! Trennung von Dir, Dich niemahls wieder ſehen, der Gedanke durchfuhr meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich. — Ich las und las! — Deine Schilderung des widerwärtigen Coppelius iſt gräßlich. Erſt jetzt vernahm ich, wie Dein guter alter Vater ſolch' entſetzlichen, gewaltſamen Todes ſtarb. Bruder Lothar, dem ich ſein Eigenthum zuſtellte, ſuchte mich zu beruhigen, aber es gelang ihm ſchlecht. Der fatale Wetterglashändler Giuſeppe Coppola verfolgte mich auf Schritt und Tritt und beinahe ſchäme ich mich, es zu geſtehen, daß er ſelbſt meinen geſunden, ſonſt ſo ruhigen Schlaf in allerlei wunderlichen Traumgebilden zerſtören konnte. Doch bald, ſchon den andern Tag, hatte ſich Alles anders in mir geſtaltet. Sei mir nur nicht böſe, mein Inniggeliebter, wenn Lothar Dir etwa ſagen möchte, daß ich trotz Deiner ſeltſamen Ahnung, Coppelius werde Dir etwas Böſes anthun, ganz heitern unbefangenen Sinnes bin, wie immer.

Gerade heraus will ich es Dir nur geſtehen, daß, wie ich meine, alles Entſetzliche und Schreckliche, wovon Du ſprichſt, nur in Deinem Innern vorging, die wahre wirkliche Außenwelt aber daran wohl wenig Theil hatte. Widerwärtig genug mag der alte Coppelius geweſen ſeyn, aber daß er Kinder haßte, das brachte in Euch Kindern wahren Abſcheu gegen ihn hervor.

Natürlich verknüpfte ſich nun in Deinem kindiſchen Gemüth der ſchreckliche Sandmann aus dem Ammenmährchen mit dem alten Coppelius, der Dir, glaubteſt Du auch nicht an den Sandmann, ein geſpenſtiſcher, Kindern vorzüglich gefährlicher, Unhold blieb. Das unheimliche Treiben mit Deinem Vater zur Nachtzeit war wohl nichts anders, als daß beide insge=

heim alchymiſtiſche Verſuche machten, womit die Mutter nicht zufrieden ſeyn konnte, da gewiß viel Geld unnütz verſchleudert und obendrein, wie es immer mit ſolchen Laboranten der Fall ſeyn ſoll, des Vaters Gemüth ganz von dem trügeriſchen Drange nach hoher Weisheit erfüllt, der Familie abwendig gemacht wurde. Der Vater hat wohl gewiß durch eigne Unvorſichtigkeit ſeinen Tod herbeigeführt, und Coppelius iſt nicht Schuld daran! Glaubſt Du, daß ich den erfahrnen Nachbar Apotheker geſtern frug, ob wohl bei chemiſchen Verſuchen eine ſolche augenblicklich tödtende Exploſion möglich ſey? Der ſagte: Ei allerdings und beſchrieb mir nach ſeiner Art gar weitläuftig und umſtändlich, wie das zugehen könne, und nannte dabei ſo viel ſonderbar klingende Namen, die ich gar nicht zu behalten vermochte. — Nun wirſt Du wohl unwillig werden über deine Clara, Du wirſt ſagen: in dies kalte Gemüth dringt kein Strahl des Geheimnißvollen, das den Menſchen oft mit unſichtbaren Armen umfaßt; ſie erſchaut nur die bunte Oberfläche der Welt und freut ſich, wie das kindiſche Kind über die goldgleißende Frucht, in deren Innerm tödtliches Gift verborgen.

Ach mein herzgeliebter Nathanael! glaubſt Du denn nicht, daß auch in heitern — unbefangenen — ſorgloſen Gemüthern die Ahnung wohnen könne von einer dunklen Macht, die feindlich Uns in Unſerm eignen Selbſt zu verderben ſtrebt? — Aber verzeih' es mir, wenn ich einfältig' Mädchen mich unterfange, auf irgend eine Weiſe Dir anzudeuten, was ich eigentlich von ſolchem Kampfe im Innern glaube. — Ich finde wohl gar am Ende nicht die rechten Worte und Du lachſt mich aus, nicht, weil ich was dummes meine, ſondern weil ich mich ſo ungeſchickt anſtelle, es zu ſagen. —

Giebt es eine dunkle Macht, die ſo recht feindlich und ver-

räthериſch einen Faden in unſer Inneres legt, woran ſie uns dann feſtpackt und fortzieht auf einem gefahrvollen verderblichen Wege, den wir ſonſt nicht betreten haben würden — giebt es eine ſolche Macht, ſo muß ſie in Uns ſich, wie wir ſelbſt geſtalten, ja unſer Selbſt werden; denn nur ſo glauben wir an ſie und räumen ihr den Platz ein, deſſen ſie bedarf, um jenes geheime Werk zu vollbringen. Haben wir feſten, durch das heitre Leben geſtärkten, Sinn genug, um fremdes feindliches Einwirken als ſolches ſtets zu erkennen und den Weg, in den uns Neigung und Beruf geſchoben, ruhigen Schrittes zu verfolgen, ſo geht wohl jene unheimliche Macht unter in dem vergeblichen Ringen nach der Geſtaltung, die unſer eignes Spiegelbild ſeyn ſollte. Es iſt auch gewiß, fügt Lothar hinzu, daß die dunkle phyſiſche Macht, haben wir uns durch uns ſelbſt ihr hingegeben, oft fremde Geſtalten, die die Außenwelt uns in den Weg wirft, in unſer Inneres hineinzieht, ſo, daß wir ſelbſt nur den Geiſt entzünden, der, wie wir in wunderlicher Täuſchung glauben, aus jener Geſtalt ſpricht. Es iſt das Fantom unſeres eigenen Ichs, deſſen innige Verwandtſchaft und deſſen tiefe Einwirkung auf unſer Gemüth uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt. — Du merkſt, mein herzlieber Nathanael! daß wir, ich und Bruder Lothar uns recht über die Materie von dunklen Mächten und Gewalten ausgeſprochen haben, die mir nun, nachdem ich nicht ohne Mühe das Hauptſächlichſte aufgeſchrieben, ordentlich tiefſinnig vorkommt. Lothar's letzte Worte verſtehe ich nicht ganz, ich ahne nur, was er meint, und doch iſt es mir, als ſei alles ſehr wahr. Ich bitte Dich, ſchlage Dir den häßlichen Advokaten Coppelius und den Wetterglasmann Giuſeppe Coppola ganz aus dem Sinn. Sei überzeugt, daß dieſe fremden Geſtalten nichts über Dich vermögen;

nur der Glaube an ihre feindliche Gewalt kann ſie Dir in der That feindlich machen. Spräche nicht aus jeder Zeile Deines Briefes die tiefſte Aufregung Deines Gemüths, ſchmerzte mich nicht Dein Zuſtand recht in innerſter Seele, wahrhaftig, ich könnte über den Advokaten Sandmann und den Wetterglashändler Coppelius ſcherzen. Sei heiter — heiter! — Ich habe mir vorgenommen, bei Dir zu erſcheinen, wie Dein Schutzgeiſt, und den häßlichen Coppola, ſollte er es ſich etwa beikommen laſſen, Dir im Traum beſchwerlich zu fallen, mit lautem Lachen fortzubannen. Ganz und gar nicht fürchte ich mich vor ihm und vor ſeinen garſtigen Fäuſten, er ſoll mir weder als Advokat eine Näſcherei, noch als Sandmann die Augen erderben.

Ewig, mein herzinnigſtgeliebter Nathanael ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Nathanael an Lothar.

Sehr unlieb iſt es mir, daß Clara neulich den Brief an Dich aus, freilich durch meine Zerſtreutheit veranlaßtem, Irrthum erbrach und las. Sie hat mir einen ſehr tiefſinnigen philoſophiſchen Brief geſchrieben, worin ſie ausführlich beweiſet, daß Coppelius und Coppola nur in meinem Innern exiſtiren und Fantome meines Ich's ſind, die augenblicklich zerſtäuben, wenn ich ſie als ſolche erkenne. In der That, man ſollte gar nicht glauben, daß der Geiſt, der aus ſolch' hellen holdlächelnden Kindesaugen, oft wie ein lieblicher ſüßer Traum, hervorleuchtet, ſo gar verſtändig, ſo magiſtermäßig diſtinguiren könne. Sie beruft ſich auf Dich. Ihr habt über mich geſprochen. Du lieſeſt ihr wohl logiſche Collegia, damit ſie alles

fein ſichten und ſondern lerne. — Laß das bleiben! — Uebrigens iſt es wohl gewiß, daß der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola keinesweges der alte Advokat Coppelius iſt. Ich höre bei dem erſt neuerdings angekommenen Profeſſor der Phyſik, der, wie jener berühmte Naturforſcher, Spalanzani heißt und italiäniſcher Abkunft iſt, Collegia. Der kennt den Coppola ſchon ſeit vielen Jahren und überdem hört man es auch ſeiner Ausſprache an, daß er wirklich Piemonteſer iſt. Coppelius war ein Deutſcher, aber wie mich dünkt, kein ehrlicher. Ganz beruhigt bin ich nicht. Haltet Ihr, Du und Clara, mich immerhin für einen düſtern Träumer, aber nicht los kann ich den Eindruck werden, den Coppelius verfluchtes Geſicht auf mich macht. Ich bin froh, daß er fort iſt aus der Stadt, wie mir Spalanzani ſagt. Dieſer Profeſſor iſt ein wunderlicher Kauz. Ein kleiner rundlicher Mann, das Geſicht mit ſtarken Backenknochen, feiner Naſe, aufgeworfnen Lippen, kleinen ſtechenden Augen. Doch beſſer, als in jeder Beſchreibung, ſiehſt Du ihn, wenn Du den Cagliostro, wie er von Chodowiecki in irgend einem Berliniſchen Taſchenkalender ſteht, anſchaueſt. — So ſieht Spalanzani aus. — Neulich ſteige ich die Treppe herauf und nehme wahr, daß die ſonſt einer Glasthüre dicht vorgezogene Gardine zur Seite einen kleinen Spalt läßt. Selbſt weiß ich nicht, wie ich dazu kam, neugierig durchzublicken. Ein hohes, ſehr ſchlank im reinſten Ebenmaß gewachſenes, herrlich gekleidetes Frauenzimmer ſaß im Zimmer vor einem kleinen Tiſch, auf den ſie beide Aerme, die Hände zuſammengefaltet, gelegt hatte. Sie ſaß der Thüre gegenüber, ſo, daß ich ihr engelſchönes Geſicht ganz erblickte. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, und überhaupt hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich ſagen, keine Sehkraft, es war mir

ſo, als ſchliefe ſie mit offnen Augen. Mir wurde ganz unheimlich und deshalb ſchlich ich leiſe fort ins Auditorium, das daneben gelegen. Nachher erfuhr ich, daß die Geſtalt, die ich geſehen, Spalanzani's Tochter, Olimpia war, die er ſonderbarer und ſchlechter Weiſe einſperrt, ſo, daß durchaus kein Menſch in ihre Nähe kommen darf. — Am Ende hat es eine Bewandniß mit ihr, ſie iſt vielleicht blödſinnig oder ſonſt. — Weshalb ſchreibe ich Dir aber das alles? Beſſer und ausführlicher hätte ich Dir das mündlich erzählen können. Wiſſe nehmlich, daß ich über vierzehn Tage bey Euch bin. Ich muß mein ſüßes liebes Engelsbild, meine Clara, wiederſehen. Weggehaucht wird dann die Verſtimmung ſeyn, die ſich (ich muß das geſtehen) nach dem fatalen verſtändigen Briefe meiner bemeiſtern wollte. Deshalb ſchreibe ich auch heute nicht an Sie.

Tauſend Grüße ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Seltſamer und wunderlicher kann nichts erfunden werden, als dasjenige iſt, was ſich mit meinem armen Freunde, dem jungen Studenten Nathanael, zugetragen, und was ich Dir, günſtiger Leſer! zu erzählen unternommen. Haſt Du, Geneigteſter! wohl jemahls etwas erlebt, das Deine Bruſt, Sinn und Gedanken ganz und gar erfüllte, Alles Andere daraus verdrängend? Es gährte und kochte in Dir, zur ſiedenden Gluth entzündet ſprang das Blut durch die Adern und färbte höher Deine Wangen. Dein Blick war ſo ſeltſam als wolle er Geſtalten, keinem andern Auge ſichtbar, im leeren Raum erfaſſen und die Rede zerfloß in dunkle Seufzer. Da frugen Dich die Freunde: Wie iſt Ihnen, Verehrter? — Was haben Sie, Theurer? Und nun wollteſt Du das innere Gebilde mit allen glühenden Far-

ben und Schatten und Lichtern ausſprechen und mühteſt Dich ab, Worte zu finden, um nur anzufangen. Aber es war Dir, als müßteſt Du nun gleich im erſten Wort Alles Wunderbare, Herrliche, Entſetzliche, Luſtige, Grauenhafte, das ſich zugetragen, recht zuſammengreifen, ſo daß es, wie ein elektriſcher Schlag, alle treffe. Doch jedes Wort, Alles was Rede vermag, ſchien Dir farblos und froſtig und todt. Du ſuchſt und ſuchſt, und ſtotterſt und ſtammelſt, und die nüchternen Fragen der Freunde ſchlagen, wie eiſige Windeshauche, hinein in Deine innere Gluth, bis ſie verlöſchen will. Hatteſt Du aber, wie ein kecker Mahler, erſt mit einigen verwegenen Strichen den Umriß Deines innern Bildes hingeworfen, ſo trugſt Du mit leichter Mühe immer glühender und glühender die Farben auf und das lebendige Gewühl mannigfacher Geſtalten riß die Freunde fort und ſie ſahen, wie Du, ſich ſelbſt mitten im Bilde, das aus Deinem Gemüth hervorgegangen! — Mich hat, wie ich es Dir, geneigter Leſer! geſtehen muß, eigentlich niemand nach der Geſchichte des jungen Nathanael gefragt; Du weißt ja aber wohl, daß ich zu dem wunderlichen Geſchlechte der Autoren gehöre, denen, tragen ſie etwas ſo in ſich, wie ich es vorhin beſchrieben, ſo zu Muthe wird, als frage jeder, der in ihre Nähe kommt und nebenher auch wohl noch die ganze Welt: Was iſt es denn? Erzählen Sie Liebſter? — So trieb es mich denn gar gewaltig, von Nathanaels verhängnißvollem Leben zu Dir zu ſprechen. Das Wunderbare, Seltſame davon erfüllte meine ganze Seele, aber eben deshalb und weil ich Dich, o mein Leſer! gleich geneigt machen mußte, Wunderliches zu ertragen, welches nichts geringes iſt, quälte ich mich ab, Nathanaels Geſchichte, bedeutend — originell, ergreifend, anzufangen: „Es war einmahl“ — der ſchönſte Anfang jeder

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial=Stadt S. lebte" — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola" — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na=

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola“ — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na-

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keineswegeſ gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola“ — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na-

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte“ — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola“ — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na-

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte" — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola" — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na-

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

Erzählung, zu nüchtern! — „In der kleinen Provinzial-Stadt S. lebte" — etwas beſſer, wenigſtens ausholend zum Climax. — Oder gleich medias in res: „Scheer' er ſich zum Teufel, rief, Wuth und Entſetzen im wilden Blick, der Student Nathanael, als der Wetterglashändler Giuſeppe Coppola" — Das hatte ich in der That ſchon aufgeſchrieben, als ich in dem wilden Blick des Studenten Nathanael etwas poſſirliches zu verſpüren glaubte; die Geſchichte iſt aber gar nicht ſpaßhaft. Mir kam keine Rede in den Sinn, die nur im mindeſten etwas von dem Farbenglanz des innern Bildes abzuſpiegeln ſchien. Ich beſchloß gar nicht anzufangen. Nimm, geneigter Leſer! die drei Briefe, welche Freund Lothar mir gütigſt mittheilte, für den Umriß des Gebildes, in das ich nun erzählend immer mehr und mehr Farbe hineinzutragen mich bemühen werde. Vielleicht gelingt es mir, manche Geſtalt, wie ein guter Portraitmahler, ſo aufzufaſſen, daß Du es ähnlich findeſt, ohne das Original zu kennen, ja daß es Dir iſt, als hätteſt Du die Perſon recht oft ſchon mit leibhaftigen Augen geſehen. Vielleicht wirſt Du, o mein Leſer! dann glauben, daß nichts wunderlicher und toller ſei, als das wirkliche Leben und daß dieſes der Dichter doch nur, wie in eines matt geſchliffnen Spiegels dunklem Widerſchein, auffaſſen könne.

Damit klarer werde, was gleich Anfangs zu wiſſen nöthig, iſt jenen Briefen noch hinzuzufügen, daß bald darauf, als Nathanaels Vater geſtorben, Clara und Lothar, Kinder eines weitläuftigen Verwandten, der ebenfalls geſtorben und ſie verwaiſt nachgelaſſen, von Nathanaels Mutter ins Haus genommen wurden. Clara und Nathanael faßten eine heftige Zuneigung zu einander, wogegen kein Menſch auf Erden etwas einzuwenden hatte; ſie waren daher Verlobte, als Na-

thanael den Ort verließ, um ſeine Studien in G. — fortzuſetzen. Da iſt er nun in ſeinem letzten Briefe und hört Collegia bei dem berühmten Profeſſor Phyſices, Spalanzani.

Nun könnte ich getroſt in der Erzählung fortfahren; aber in dem Augenblick ſteht Clara's Bild ſo lebendig mir vor Augen, daß ich nicht wegſchauen kann, ſo wie es immer geſchah, wenn ſie mich holdlächelnd anblickte. — Für ſchön konnte Clara keinesweges gelten; das meinten alle, die ſich von Amtswegen auf Schönheit verſtehen. Doch lobten die Architekten die reinen Verhältniſſe ihres Wuchſes, die Mahler fanden Nacken, Schultern und Bruſt beinahe zu keuſch geformt. verliebten ſich dagegen ſämmtlich in das wunderbare Magdalenenhaar und faſelten überhaupt viel von Battoniſchem Colorit. Einer von ihnen, ein wirklicher Fantaſt, verglich aber höchſtſeltſamer Weiſe Clara's Augen mit einem See von Ruisdael, in dem ſich des wolkenloſen Himmels reines Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landſchaft ganzes buntes, heitres Leben ſpiegelt. Dichter und Meiſter gingen aber weiter und ſprachen: Was See — was Spiegel! — Können wir denn das Mädchen anſchauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmliſche Geſänge und Klänge entgegenſtrahlen, die in unſer Innerſtes dringen, daß da alles wach und rege wird? Singen wir ſelbſt denn nichts wahrhaft geſcheutes, ſo iſt überhaupt nicht viel an uns und das leſen wir denn auch deutlich in dem um Clara's Lippen ſchwebenden feinen Lächeln, wenn wir uns unterfangen, ihr etwas vorzuquinkeliren, das ſo thun will als ſey es Geſang, unerachtet nur einzelne Töne verworren durch einander ſpringen. Es war dem ſo. Clara hatte die lebenskräftige Fantaſie des heitern unbefangenen kindiſchen Kindes, ein tiefes weiblich zartes Gemüth, einen gar

hellen ſcharf ſichtenden Verſtand. Die Nebler und Schwebler hatten bei ihr böſes Spiel; denn ohne zu viel zu reden, was überhaupt in Clara's ſchweigſamer Natur nicht lag, ſagte ihnen der helle Blick, und jenes feine ironiſche Lächeln: Lieben Freunde! wie möget ihr mir denn zumuthen, daß ich Eure verfließende Schattengebilde für wahre Geſtalten anſehen ſoll, mit Leben und Regung? — Clara wurde deshalb von vielen kalt, gefühllos, proſaiſch geſcholten; aber andere, die das Leben in klarer Tiefe aufgefaßt, liebten ungemein das gemüthvolle, verſtändige, kindliche Mädchen, doch keiner ſo ſehr, als Nathanael, der ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt kräftig und heiter bewegte. Clara hing an dem Geliebten mit ganzer Seele; die erſten Wolkenſchatten zogen durch ihr Leben, als er ſich von ihr trennte. Mit welchem Entzücken flog ſie in ſeine Arme, als er nun, wie er im letzten Briefe an Lothar es verheißen, wirklich in ſeiner Vaterſtadt in's Zimmer der Mutter eintrat. Es geſchah ſo wie Nathanael geglaubt; denn in dem Augenblick, als er Clara wieder ſah, dachte er weder an den Advokaten Coppelius, noch an Clara's verſtändigen Brief, jede Verſtimmung war verſchwunden.

Recht hatte aber Nathanael doch, als er ſeinem Freunde Lothar ſchrieb, daß des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Geſtalt recht feindlich in ſein Leben getreten ſei. Alle fühlten das, da Nathanael gleich in den erſten Tagen in ſeinem ganzen Weſen durchaus verändert ſich zeigte. Er verſank in düſtre Träumereien, und trieb es bald ſo ſeltſam, wie man es niemahls von ihm gewohnt geweſen. Alles, das ganze Leben war ihm Traum und Ahnung geworden; immer ſprach er davon, wie jeder Menſch, ſich frei wähnend, nur dunklen Mächten zum grauſamen Spiel diene, vergeblich lehne

man ſich dagegen auf, demüthig müſſe man ſich dem fügen, was das Schickſal verhängt habe. Er ging ſo weit, zu behaupten, daß es thöricht ſei, wenn man glaube, in Kunſt und Wiſſenſchaft nach ſelbſtthätiger Willkühr zu ſchaffen; denn die Begeiſterung, in der man nur zu ſchaffen fähig ſei, komme nicht aus dem eignen Innern, ſondern ſei das Einwirken irgend eines auße runs ſelbſt liegenden höheren Prinzips.

Der verſtändigen Clara war dieſe myſtiſche Schwärmerei im höchſten Grade zuwider, doch ſchien es vergebens, ſich auf Widerlegung einzulaſſen. Nur dann, wenn Nathanael bewies, daß Coppelius das böſe Prinzip ſei, was ihn in dem Augenblick erfaßt habe, als er hinter dem Vorhange lauſchte, und daß dieſer widerwärtige Dämon auf entſetzliche Weiſe ihr Liebesglück ſtören werde, da wurde Clara ſehr ernſt und ſprach: „Ja Nathanael! Du haſt Recht, Coppelius iſt ein böſes feindliches Prinzip, er kann Entſetzliches wirken, wie eine teufliſche Macht, die ſichtbarlich in das Leben trat, aber nur dann, wenn Du ihn nicht aus Sinn und Gedanken verbannſt. So lange Du an ihn glaubſt, iſt er auch und wirkt, nur Dein Glaube iſt ſeine Macht.“ — Nathanael, ganz erzürnt, daß Clara die Exiſtenz des Dämon nur in ſeinem eignen Innern ſtatuire, wollte dann hervorrücken mit der ganzen myſtiſchen Lehre von Teufeln und grauſen Mächten, Clara brach aber verdrüßlich ab, indem ſie irgend etwas gleichgültiges dazwiſchen ſchob, zu Nathanaels nicht geringem Aerger. Der dachte, kalten unempfänglichen Gemüthern verſchließen ſich ſolche tiefe Geheimniſſe, ohne ſich deutlich bewußt zu ſeyn, daß er Clara eben zu ſolchen untergeordneten Naturen zähle, weshalb er nicht abließ mit Verſuchen, ſie in jene Geheimniſſe einzuweihen. Am frühen Morgen, wenn

Clara das Frühſtück bereiten half, ſtand er bei ihr und las ihr aus allerlei myſtiſchen Büchern vor, daß Clara bat: Aber lieber Nathanael, wenn ich Dich nun das böſe Prinzip ſchelten wollte, das feindlich auf meinen Kaffee wirkt? — Denn, wenn ich, wie Du es willſt, alles ſtehen und liegen laſſen und Dir, indem Du lieſeſt, in die Augen ſchauen ſoll, ſo läuft mir der Kaffee ins Feuer und ihr bekommt alle kein Frühſtück! — Nathanael klappte das Buch heftig zu und rannte voll Unmuth fort in ſein Zimmer. Sonſt hatte er eine beſondere Stärke in anmuthigen, lebendigen Erzählungen, die er aufſchrieb, und die Clara mit dem innigſten Vergnügen anhörte; jetzt waren ſeine Dichtungen düſter, unverſtändlich, geſtaltlos, ſo daß, wenn Clara ſchonend es auch nicht ſagte, er doch wohl fühlte, wie wenig ſie davon angeſprochen wurde. Nichts war für Clara tödtender, als das Langweilige; in Blick und Rede ſprach ſich dann ihre nicht zu beſiegende geiſtige Schläfrigkeit aus. Nathanael's Dichtungen waren in der That ſehr langweilig. Sein Verdruß über Clara's kaltes proſaiſches Gemüth ſtieg höher, Clara konnte ihren Unmuth über Nathanael's dunkle, düſtere, langweilige Myſtik nicht überwinden, und ſo entfernten beide im Innern ſich immer mehr von einander, ohne es ſelbſt zu bemerken. Die Geſtalt des häßlichen Coppelius war, wie Nathanael ſelbſt es ſich geſtehen mußte, in ſeiner Fantaſie erbleicht und es koſtete ihm oft Mühe, ihn in ſeinen Dichtungen, wo er als grauſer Schickſalspopanz auftrat, recht lebendig zu coloriren. Es kam ihm endlich ein, jene düſtre Ahnung, daß Coppelius ſein Liebesglück ſtören werde, zum Gegenſtande eines Gedichtes zu machen. Er ſtellte ſich und Clara dar, in treuer Liebe verbunden, aber dann und wann war es, als griffe eine ſchwarze Fauſt in ihr

Leben und riſſe irgend eine Freude heraus, die ihnen aufgegangen. Endlich, als ſie ſchon am Traualtar ſtehen, erſcheint der entſetzliche Coppelius und berührt Clara's holde Augen; die ſpringen in Nathanaels Bruſt wie blutige Funken ſengend und brennend, Coppelius faßt ihn und wirft ihn in einen flammenden Feuerkreis, der ſich dreht mit der Schnelligkeit des Sturmes und ihn ſauſend und brauſend fortreißt. Es iſt ein Toſen, als wenn der Orkan grimmig hineinpeitſcht in die ſchäumenden Meereswellen, die ſich wie ſchwarze, weißhauptige Rieſen emporbäumen in wüthendem Kampfe. Aber durch dies wilde Toſen hört er Clara's Stimme: Kannſt Du mich denn nicht erſchauen? Coppelius hat Dich getäuſcht, das waren ja nicht meine Augen, die ſo in Deiner Bruſt brannten, das waren ja glühende Tropfen Deines eignen Herzbluts — ich habe ja meine Augen, ſieh' mich doch nur an! — Nathanael denkt: das iſt Clara, und ich bin ihr Eigen ewiglich. — Da iſt es, als faßt der Gedanke gewaltig in den Feuerkreis hinein, daß er ſtehen bleibt, und im ſchwarzen Abgrund verrauſcht dumpf das Getöſe. Nathanael blickt in Clara's Augen; aber es iſt der Tod, der mit Clara's Augen ihn freundlich anſchaut.

Während Nathanael dies dichtete, war er ſehr ruhig und beſonnen, er feilte und beſſerte an jeder Zeile und da er ſich dem metriſchen Zwange unterworfen, ruhte er nicht, bis alles rein und wohlklingend ſich fügte. Als er jedoch nun endlich fertig worden, und das Gedicht für ſich laut las, da faßte ihn Grauſen und wildes Entſetzen und er ſchrie auf: Weſſen grauenvolle Stimme iſt das? — Bald ſchien ihm jedoch das Ganze wieder nur eine ſehr gelungene Dichtung, und es war ihm, als müſſe Clara's kaltes Gemüth dadurch entzündet

werden, wiewohl er nicht deutlich dachte, wozu denn Clara entzündet, und wozu es denn nun eigentlich führen ſolle, ſie mit den grauenvollen Bildern zu ängſtigen, die ein entſetzliches, ihre Liebe zerſtörendes Geſchick weiſſagten. — Sie, Nathanael und Clara, ſaßen in der Mutter kleinem Garten, Clara war ſehr heiter, weil Nathanael ſie ſeit drei Tagen, in denen er an jener Dichtung ſchrieb, nicht mit ſeinen Träumen und Ahnungen geplagt hatte. Auch Nathanael ſprach lebhaft und froh von luſtigen Dingen wie ſonſt, ſo, daß Clara ſagte: Nun erſt habe ich Dich ganz wieder, ſiehſt Du es wohl, wie wir den häßlichen Coppelius vertrieben haben? Da fiel dem Nathanael erſt ein, daß er ja die Dichtung in der Taſche trage, die er habe vorleſen wollen. Er zog auch ſogleich die Blätter hervor und fing an zu leſen: Clara, etwas langweiliges wie gewöhnlich vermuthend und ſich darein ergebend, fing an, ruhig zu ſtricken. Aber ſo wie immer ſchwärzer und ſchwärzer das düſtre Gewölk aufſtieg, ließ ſie den Strickſtrumpf ſinken und blickte ſtarr dem Nathanael ins Auge. Den riß ſeine Dichtung unaufhaltſam fort, hochroth färbte ſeine Wangen die innere Gluth, Thränen quollen ihm aus den Augen — Endlich hatte er geſchloſſen, er ſtöhnte in tiefer Ermattung — er faßte Clara's Hand und ſeufzte wie aufgelöſt in troſtloſem Jammer: Ach! — Clara — Clara! — Clara drückte ihn ſanft an ihren Buſen und ſagte leiſe, aber ſehr langſam und ernſt: Nathanael — mein herzlieber Nathanael! — wirf das tolle — unſinnige — wahnſinnige Mährchen ins Feuer. Da ſprang Nathanael entrüſtet auf und rief, Clara von ſich ſtoßend: Du lebloſes, verdammtes Automat! Er rannte fort, bittre Thränen vergoß die tief verletzte Clara: Ach er hat mich niemahls geliebt, denn er ver-

ſteht mich nicht, ſchluchzte ſie laut. — Lothar trat in die Laube; Clara mußte ihm erzählen was vorgefallen; er liebte ſeine Schweſter mit ganzer Seele, jedes Wort ihrer Anklage fiel wie ein Funke in ſein Inneres, ſo, daß der Unmuth, den er wider den träumeriſchen Nathanael lange im Herzen getragen, ſich entzündete zum wilden Zorn. Er lief zu Nathanael, er warf ihm das unſinnige Betragen gegen die geliebte Schweſter in harten Worten vor, die der aufbrauſende Nathanael eben ſo erwiederte. Ein fantaſtiſcher, wahnſinniger Geck wurde mit einem miſerablen, gemeinen Alltagsmenſchen erwiedert. Der Zweikampf war unvermeidlich. Sie beſchloſſen, ſich am folgenden Morgen hinter dem Garten nach dortiger akademiſcher Sitte mit ſcharf geſchliffenen Stoßrappieren zu ſchlagen. Stumm und finſter ſchlichen ſie umher, Clara hatte den heftigen Streit gehört und geſehen, daß der Fechtmeiſter in der Dämmerung die Rappiere brachte. Sie ahnte was geſchehen ſollte. Auf dem Kampfplatz angekommen hatten Lothar und Nathanael ſo eben düſterſchweigend die Röcke abgeworfen, blutdürſtige Kampfluſt im brennenden Auge wollten ſie gegen einander ausfallen, als Clara durch die Gartenthür herbeiſtürzte. Schluchzend rief ſie laut: Ihr wilden entſetzlichen Menſchen! — ſtoßt mich nur gleich nieder, ehe ihr Euch anfallt; denn wie ſoll ich denn länger leben auf der Welt, wenn der Geliebte den Bruder, oder wenn der Bruder den Geliebten ermordet hat! — Lothar ließ die Waffe ſinken und ſah ſchweigend zur Erde nieder, aber in Nathanael's Innerm ging in herzzerreiſſender Wehmuth alle Liebe wieder auf, wie er ſie jemahls in der herrlichen Jugendzeit ſchönſten Tagen für die holde Clara empfunden. Das Mordgewehr entfiel ſeiner Hand, er ſtürzte zu Clara's Füßen. Kannſt Du mir denn jemahls

verzeihen, Du meine einzige, meine herzgeliebte Clara! — Kannſt Du mir verzeihen, mein herzlieber Bruder Lothar! — Lothar wurde gerührt von des Freundes tiefem Schmerz; unter tauſend Thränen umarmten ſich die drei verſöhnten Menſchen und ſchwuren, nicht von einander zu laſſen in ſteter Liebe und Treue.

Dem Nathanael war es zu Muthe, als ſei eine ſchwere Laſt, die ihn zu Boden gedrückt, von ihm abgewälzt, ja als habe er, Widerſtand leiſtend der finſtern Macht, die ihn befangen, ſein ganzes Seyn, dem Vernichtung drohte, gerettet. Noch drei ſelige Tage verlebte er bei den Lieben, dann kehrte er zurück nach G., wo er noch ein Jahr zu bleiben, dann aber auf immer nach ſeiner Vaterſtadt zurückzukehren gedachte.

Der Mutter war alles, was ſich auf Coppelius bezog, verſchwiegen worden; denn man wußte, daß ſie nicht ohne Entſetzen an ihn denken konnte, weil ſie, wie Nathanael, ihm den Tod ihres Mannes Schuld gab.

Wie erſtaunte Nathanael, als er in ſeine Wohnung wollte und ſah, daß das ganze Haus niedergebrannt war, ſo daß aus dem Schutthaufen nur die nackten Feuermauern hervorragten. Unerachtet das Feuer in dem Laboratorium des Apothekers, der im untern Stocke wohnte, ausgebrochen war, das Haus daher von unten herauf gebrannt hatte, ſo war es doch den kühnen, rüſtigen Freunden gelungen, noch zu rechter Zeit in Nathanael's im obern Stock gelegenes Zimmer zu dringen, und Bücher, Manuſcripte, Inſtrumente zu retten. Alles hatten ſie unverſehrt in ein anderes Haus getragen, und dort ein Zimmer in Beſchlag genommen, welches Nathanael

nun ſogleich bezog. Nicht ſonderlich achtete er darauf, daß er dem Profeſſor Spalanzani gegenüber wohnte, und eben ſo wenig ſchien es ihm etwas beſonderes, als er bemerkte, daß er aus ſeinem Fenſter gerade hinein in das Zimmer blickte, wo oft Olimpia einſam ſaß, ſo, daß er ihre Figur deutlich erkennen konnte, wiewohl die Züge des Geſichts undeutlich und verworren blieben. Wohl fiel es ihm endlich auf, daß Olimpia oft Stundenlang in derſelben Stellung, wie er ſie einſt durch die Glasthüre entdeckte, ohne irgend eine Beſchäftigung an einem kleinen Tiſche ſaß und daß ſie offenbar unverwandten Blickes nach ihm herüberſchaute; er mußte ſich auch ſelbſt geſtehen, daß er nie einen ſchöneren Wuchs geſehen; indeſſen, Clara im Herzen, blieb ihm die ſteife, ſtarre Olimpia höchſt gleichgültig und nur zuweilen ſah' er flüchtig über ſein Compendium herüber nach der ſchönen Bildſäule, das war Alles. — Eben ſchrieb er an Clara, als es leiſe an die Thüre klopfte; ſie öffnete ſich auf ſeinen Zuruf und Coppola's widerwärtiges Geſicht ſah hinein. Nathanael fühlte ſich im Innerſten erbeben; eingedenk deſſen, was ihm Spalanzani über den Landsmann Coppola geſagt und was er auch Rückſichts des Sandmanns Coppelius der Geliebten ſo heilig verſprochen, ſchämte er ſich aber ſelbſt ſeiner kindiſchen Geſpenſterfurcht, nahm ſich mit aller Gewalt zuſammen und ſprach ſo ſanft und gelaſſen, als möglich: „Ich kaufe kein Wetterglas, mein lieber Freund! gehen Sie nur!“ Da trat aber Coppola vollends in die Stube und ſprach mit heiſerem Ton, indem ſich das weite Maul zum häßlichen Lachen verzog und die kleinen Augen unter den grauen langen Wimpern ſtechend hervorfunkelten: „Ei, nix Wetterglas, nix Wetterglas! — hab' auch ſköne Oke — ſköne Oke!“ — Entſetzt rief Nathanael: „Toller

Menſch, wie kannſt Du Augen haben? — Augen — Augen? —“ Aber in dem Augenblick hatte Coppola ſeine Wettergläſer bei Seite geſetzt, griff in die weiten Rocktaſchen und holte Lorgnetten und Brillen heraus, die er auf den Tiſch legte. — „Nu — Nu — Brill' — Brill' auf der Nas' ſu ſetze, das ſeyn meine Oke — ſköne Oke!“ — Und damit holte er immer mehr und mehr Brillen heraus, ſo, daß es auf dem ganzen Tiſch ſeltſam zu flimmern und zu funkeln begann. Tauſend Augen blickten und zuckten krampfhaft und ſtarrten auf zum Nathanael; aber er konnte nicht wegſchauen von dem Tiſch, und immer mehr Brillen legte Coppola hin, und immer wilder und wilder ſprangen flammende Blicke durch einander und ſchoſſen ihre blutrothe Strahlen in Nathanael's Bruſt. Uebermannt von tollem Entſetzen ſchrie er auf: halt ein! halt ein, fürchterlicher Menſch! — Er hatte Coppola, der eben in die Taſche griff, um noch mehr Brillen herauszubringen, unerachtet ſchon der ganze Tiſch überdeckt war, beim Arm feſtgepackt. Coppola machte ſich mit heiſerem widrigen Lachen ſanft los und mit den Worten: „Ah! — nix für Sie — aber hier ſköne Glas“ — hatte er alle Brillen zuſammengerafft, eingeſteckt und aus der Seitentaſche des Rocks eine Menge großer und kleiner Perſpektive hervorgeholt. So wie die Brillen nur fort waren, wurde Nathanael ganz ruhig und an Clara denkend ſah' er wohl ein, daß der entſetzliche Spuk nur aus ſeinem Innern hervorgegangen, ſo wie daß Coppola ein höchſt ehrlicher Mechanicus und Opticus, keinesweges aber Coppelii verfluchter Doppeltgänger und Revenant ſeyn könne. Zudem hatten alle Gläſer, die Coppola nun auf den Tiſch gelegt, gar nichts beſonderes, am wenigſten ſo etwas geſpenſtiſches wie die Brillen und, um alles wieder gut zu machen, beſchloß Na-

thanael dem Coppola jetzt wirklich etwas abzukaufen. Er ergriff ein kleines ſehr ſauber gearbeitetes Taſchenperſpektiv und ſah, um es zu prüfen, durch das Fenſter. Noch im Leben war ihm kein Glas vorgekommen, das die Gegenſtände ſo rein, ſcharf und deutlich dicht vor die Augen rückte. Unwillkührlich ſah' er hinein in Spalanzani's Zimmer; Olimpia ſaß, wie gewöhnlich, vor dem kleinen Tiſch, die Aerme darauf gelegt, die Hände gefaltet. — Nun erſchaute Nathanael erſt Olimpia's wunderſchön geformtes Geſicht. Nur die Augen ſchienen ihm gar ſeltſam ſtarr und todt. Doch wie er immer ſchärfer und ſchärfer durch das Glas hinſchaute, war es, als gingen in Olimpia's Augen feuchte Mondesſtrahlen auf. Es ſchien, als wenn nun erſt die Sehkraft entzündet würde; immer lebendiger und lebendiger flammten die Blicke. Nathanael lag wie feſtgezaubert im Fenſter, immer fort und fort die himmliſch-ſchöne Olimpia betrachtend. Ein Räuspern und Scharren weckte ihn, wie aus tiefem Traum. Coppola ſtand hinter ihm: Tre Zechini — drei Dukat — Nathanael hatte den Opticus rein vergeſſen, raſch zahlte er das verlangte. „Nick ſo? — ſköne Glas — ſköne Glas!" frug Coppola mit ſeiner widerwärtigen heiſern Stimme und dem hämiſchen Lächeln. „Ja ja, ja!" erwiederte Nathanael verdrießlich; „Adieu, lieber Freund!" — Coppola verließ nicht ohne viele ſeltſame Seitenblicke auf Nathanael, das Zimmer. Er hörte ihn auf der Treppe laut lachen. „Nun ja, meinte Nathanael, er lacht mich aus, weil ich ihm das kleine Perſpektiv gewiß viel zu theuer bezahlt habe — zu theuer bezahlt!" — Indem er dieſe Worte leiſe ſprach, war es, als halle ein tiefer Todesſeufzer grauenvoll durch das Zimmer, Nathanael's Athem ſtockte vor innerer Angſt. — Er hatte ja aber ſelbſt ſo

aufgeſeufzt, das merkte er wohl. Clara, ſprach er zu ſich ſelber, hat wohl Recht, daß ſie mich für einen abgeſchmackten Geiſterſeher hält; aber närriſch iſt es doch — ach wohl mehr, als närriſch, daß mich der dumme Gedanke, ich hätte das Glas dem Coppola zu theuer bezahlt, noch jetzt ſo ſonderbar ängſtigt; den Grund davon ſehe ich gar nicht ein. — Jetzt ſetzte er ſich hin, um den Brief an Clara zu enden, aber ein Blick durchs Fenſter überzeugte ihn, daß Olimpia noch da ſäße und im Augenblick, wie von unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, ſprang er auf, ergriff Coppola's Perſpektiv und konnte nicht los von Olimpia's verführeriſchem Anblick, bis ihn Freund und Bruder Siegmund abrief in's Collegium bei dem Profeſſor Spalanzani. Die Gardine vor dem verhängnißvollen Zimmer war dicht zugezogen, er konnte Olimpia eben ſo wenig hier, als die beiden folgenden Tage hindurch in ihrem Zimmer, entdecken, unerachtet er kaum das Fenſter verließ und fortwährend durch Coppola's Perſpektiv hinüberſchaute. Am dritten Tage wurden ſogar die Fenſter verhängt. Ganz verzweifelt und getrieben von Sehnſucht und glühendem Verlangen lief er hinaus vor's Thor. Olimpia's Geſtalt ſchwebte vor ihm her in den Lüften und trat aus dem Gebüſch, und guckte ihn an mit großen ſtrahlenden Augen, aus dem hellen Bach. Clara's Bild war ganz aus ſeinem Innern gewichen, er dachte nichts als Olimpia, und klagte ganz laut und weinerlich: Ach Du mein hoher herrlicher Liebesſtern, biſt Du mir denn nur aufgegangen, um gleich wieder zu verſchwinden, und mich zu laſſen in finſtrer hoffnungsloſer Nacht?

Als er zurückkehren wollte in ſeine Wohnung, wurde er in Spalanzani's Hauſe ein geräuſchvolles Treiben gewahr. Die Thüren ſtanden offen, man trug allerlei Geräthe hinein,

die Fenſter des erſten Stocks waren ausgehoben, geſchäftige Mägde kehrten und ſtäubten mit großen Haarbeſen hin und herfahrend, inwendig klopften und hämmerten Tiſchler und Tapezierer. Nathanael blieb in vollem Erſtaunen auf der Straße ſtehen; da trat Siegmund lachend zu ihm und ſprach: „Nun, was ſagſt Du zu unſerem alten Spalanzani?“ Nathanael verſicherte, daß er gar nichts ſagen könne, da er durchaus nichts vom Profeſſor wiſſe, vielmehr mit großer Verwunderung wahrnehme, wie in dem ſtillen düſtern Hauſe ein tolles Treiben und Wirthſchaften losgegangen; da erfuhr er denn von Siegmund, daß Spalanzani morgen ein großes Feſt geben wolle, Conzert und Ball, und daß die halbe Univerſität eingeladen ſei. Allgemein verbreite man, daß Spalanzani ſeine Tochter Olimpia, die er ſo lange jedem menſchlichen Auge recht ängſtlich entzogen, zum erſtenmahl erſcheinen laſſen werde.

Nathanael fand eine Einladungskarte und ging mit hochklopfendem Herzen zur beſtimmten Stunde, als ſchon die Wagen rollten und die Lichter in den geſchmückten Sälen ſchimmerten, zum Profeſſor. Die Geſellſchaft war zahlreich und glänzend. Olimpia erſchien ſehr reich und geſchmackvoll gekleidet. Man mußte ihr ſchöngeformtes Geſicht, ihren Wuchs bewundern. Der etwas ſeltſam eingebogene Rücken, die weſpenartige Dünne des Leibes ſchien von zu ſtarkem Einſchnüren bewirkt zu ſeyn. In Schritt und Stellung hatte ſie etwas abgemeſſenes und ſteifes, das manchem unangenehm auffiel; man ſchrieb es dem Zwange zu, den ihr die Geſellſchaft auflegte. Das Conzert begann. Olimpia ſpielte den Flügel mit großer Fertigkeit und trug eben ſo eine Bravour-Arie mit heller, beinahe ſchneidender Glasglockenſtimme vor. Nathanael

war ganz entzückt; er ſtand in der hinterſten Reihe und konnte im blendenden Kerzenlicht Olimpia's Züge nicht ganz erkennen. Ganz unvermerkt nahm er deshalb Coppola's Glas hervor und ſchaute hin nach der ſchönen Olimpia. Ach! — da wurde er gewahr, wie ſie voll Sehnſucht nach ihm herüberſah', wie jeder Ton erſt deutlich aufging in dem Liebesblick, der zündend ſein Inneres durchdrang. Die künſtlichen Rouladen ſchienen dem Nathanael das Himmelsjauchzen des in Liebe verklärten Gemüths, und als nun endlich nach der Cadenz der lange Trillo recht ſchmetternd durch den Saal gellte, konnte er wie von glühenden Aermen plötzlich erfaßt ſich nicht mehr halten, er mußte vor Schmerz und Entzücken laut aufſchreien: Olimpia! — Alle ſahen ſich um nach ihm, manche lachten. Der Domorganiſt ſchnitt aber noch ein finſtreres Geſicht, als vorher und ſagte blos: Nun nun! — Das Conzert war zu Ende, der Ball fing an. „Mit ihr zu tanzen! — mit ihr!“ das war nun dem Nathanael das Ziel aller Wünſche, alles Strebens; aber wie ſich erheben zu dem Muth, Sie, die Königin des Feſtes, aufzufordern? Doch! — er ſelbſt wußte nicht wie es geſchah, daß er, als ſchon der Tanz angefangen, dicht neben Olimpia ſtand, die noch nicht aufgefordert worden, und daß er, kaum vermögend einige Worte zu ſtammeln, ihre Hand ergriff. Eiskalt war Olimpia's Hand, er fühlte ſich durchbebt von grauſigem Todesfroſt, er ſtarrte Olimpia ins Auge, das ſtrahlte ihm voll Liebe und Sehnſucht entgegen und in dem Augenblick war es auch, als fingen an in der kalten Hand Pulſe zu ſchlagen und des Lebensblutes Ströme zu glühen. Und auch in Nathanael's Innerm glühte höher auf die Liebesluſt, er umſchlang die ſchöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen. — Er

glaubte ſonſt recht taktmäßig getanzt zu haben, aber an der ganz eignen rhythmiſchen Feſtigkeit, womit Olimpia tanzte und die ihn oft ordentlich aus der Haltung brachte, merkte er bald, wie ſehr ihm der Takt gemangelt. Er wollte jedoch mit keinem andern Frauenzimmer mehr tanzen und hätte jeden, der ſich Olimpia näherte, um ſie aufzufordern, nur gleich ermorden mögen. Doch nur zweimahl geſchah dies, zu ſeinem Erſtaunen blieb darauf Olimpia bei jedem Tanze ſitzen und er ermangelte nicht, immer wieder ſie aufzuziehen. Hätte Nathanael außer der ſchönen Olimpia noch etwas anders zu ſehen vermocht, ſo wäre allerlei fataler Zank und Streit unvermeidlich geweſen; denn offenbar ging das halbleiſe, mühſam unterdrückte Gelächter, was ſich in dieſem und jenem Winkel unter den jungen Leuten erhob, auf die ſchöne Olimpia, die ſie mit ganz kurioſen Blicken verfolgten, man konnte gar nicht wiſſen, warum? Durch den Tanz und durch den reichlich genoſſenen Wein erhitzt, hatte Nathanael alle ihm ſonſt eigne Scheu abgelegt. Er ſaß neben Olimpia, ihre Hand in der ſeinigen und ſprach hoch entflammt und begeiſtert von ſeiner Liebe in Worten, die keiner verſtand, weder er, noch Olimpia. Doch dieſe vielleicht; denn ſie ſah ihm unverrückt ins Auge und ſeufzte einmahl über's andere: Ach — Ach — Ach! — worauf denn Nathanael alſo ſprach: „O Du herrliche, himmliſche Frau! — Du Strahl aus dem verheißenen Jenſeits der Liebe — Du tiefes Gemüth, in dem ſich mein ganzes Seyn ſpiegelt“ und noch mehr dergleichen, aber Olimpia ſeufzte blos immer wieder: Ach, Ach! — Der Profeſſor Spalanzani ging einigemahl bei den Glücklichen vorüber und lächelte ſie ganz ſeltſam zufrieden an. Dem Nathanael ſchien es, unerachtet er ſich in einer ganz andern Welt befand,

mit einemmahl, als würd' es hienieden beim Profeſſor Spalanzani merklich finſter; er ſchaute um ſich und wurde zu ſeinem nicht geringen Schreck gewahr, daß eben die zwei letzten Lichter in dem leeren Saal hernieder brennen und ausgehen wollten. Längſt hatten Muſik und Tanz aufgehört. „Trennung, Trennung," ſchrie er ganz wild und verzweifelt, er küßte Olimpia's Hand, er neigte ſich zu ihrem Munde, eiskalte Lippen begegneten ſeinen glühenden! — So wie, als er Olimpia's kalte Hand berührte, fühlte er ſich von innerem Grauſen erfaßt, die Legende von der todten Braut ging ihm plötzlich durch den Sinn; aber feſt hatte ihn Olimpia an ſich gedrückt, und in dem Kuß ſchienen die Lippen zum Leben zu erwarmen. — Der Profeſſor Spalanzani ſchritt langſam durch den leeren Saal, ſeine Schritte klangen hohl wieder und ſeine Figur, von flackernden Schlagſchatten umſpielt, hatte ein grauliches geſpenſtiſches Anſehen. „Liebſt Du mich — Liebſt Du mich Olimpia? — Nur dies Wort! — Liebſt Du mich?" So flüſterte Nathanael, aber Olimpia ſeufzte, indem ſie aufſtand, nur: „Ach — Ach!" „Ja Du mein holder, herrlicher Liebesſtern, ſprach Nathanael, biſt mir aufgegangen und wirſt leuchten, wirſt verklären mein Inneres immerdar!" „Ach, ach!" replizirte Olimpia fortſchreitend. Nathanael folgte ihr, ſie ſtanden vor dem Profeſſor. „Sie haben ſich außerordentlich lebhaft mit meiner Tochter unterhalten," ſprach dieſer lächelnd: „Nun, nun, lieber Herr Nathanael, finden Sie Geſchmack daran, mit dem blöden Mädchen zu converſiren, ſo ſollen mir Ihre Beſuche willkommen ſeyn." — Einen ganzen hellen ſtrahlenden Himmel in der Bruſt ſchied Nathanael von dannen; Spalanzani's Feſt war der Gegenſtand des Geſprächs in den folgenden Tagen. Unerachtet der Profeſſor

alles gethan hatte, recht ſplendid zu erſcheinen, ſo wußten doch die luſtigen Köpfe von allerlei Unſchicklichem und Sonderbarem zu erzählen, das ſich begeben, und vorzüglich fiel man über die todtſtarre, ſtumme Olimpia her, der man, ihres ſchönen Aeußern unerachtet, totalen Stumpfſinn andichten und darin die Urſache finden wollte, warum Spalanzani ſie ſo lange verborgen gehalten. Nathanael vernahm das nicht ohne innern Grimm, indeſſen ſchwieg er; denn, dachte er, würde es wohl verlohnen, dieſen Burſchen zu beweiſen, daß eben ihr eigner Stumpfſinn es iſt, der ſie Olimpia's tiefes herrliches Gemüth zu erkennen hindert? „Thu' mir den Gefallen Bruder, ſprach eines Tages Siegmund, thu' mir den Gefallen und ſage, wie es Dir geſcheuten Kerl möglich war, Dich in das Wachsgeſicht, in die Holzpuppe da drüben zu vergaffen?" Nathanael wollte zornig auffahren, doch ſchnell beſann er ſich und erwiederte: „Sage Du mir Siegmund, wie Deinem, ſonſt alles Schöne klar auffaſſenden Blick, Deinem regen Sinn, Olimpia's himmliſcher Liebreiz entgehen konnte? Doch eben deshalb habe ich, Dank ſei es dem Geſchick, Dich nicht zum Nebenbuhler; denn ſonſt müßte einer von uns blutend fallen." Siegmund merkte wohl, wie es mit dem Freunde ſtand, lenkte geſchickt ein, und fügte, nachdem er geäußert, daß in der Liebe niemahls über den Gegenſtand zu rechten ſei, hinzu: „Wunderlich iſt es doch, daß viele von uns über Olimpia ziemlich gleich urtheilen. Sie iſt uns — nimm es nicht übel, Bruder! — auf ſeltſame Weiſe ſtarr und ſeelenlos erſchienen. Ihr Wuchs iſt regelmäßig, ſo wie ihr Geſicht, das iſt wahr! — Sie könnte für ſchön gelten, wenn ihr Blick nicht ſo ganz ohne Lebensſtrahl, ich möchte ſagen, ohne Sehkraft wäre. Ihr Schritt iſt ſonderbar abgemeſſen, jede Bewegung

ſcheint durch den Gang eines aufgezogenen Räderwerks bedingt. Ihr Spiel, ihr Singen hat den unangenehm richtigen geiſtloſen Takt der ſingenden Maſchine und eben ſo iſt ihr Tanz. Uns iſt dieſe Olimpia ganz unheimlich geworden, wir mochten nichts mit ihr zu ſchaffen haben, es war uns als thue ſie nur ſo wie ein lebendiges Weſen und doch habe es mit ihr eine eigne Bewandniß.“ — Nathanael gab ſich dem bittern Gefühl, das ihn bei dieſen Worten Siegmund's ergreifen wollte, durchaus nicht hin, er wurde Herr ſeines Unmuths und ſagte blos ſehr ernſt: „Wohl mag Euch, ihr kalten proſaiſchen Menſchen, Olimpia unheimlich ſeyn. Nur dem poetiſchen Gemüth entfaltet ſich das gleich organiſirte! — Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchſtrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpia's Liebe finde ich mein Selbſt wieder. Auch mag es nicht recht ſeyn, daß ſie nicht in platter Converſation faſelt, wie die andern flachen Gemüther. Sie ſpricht wenig Worte, das iſt wahr; aber dieſe wenigen Worte erſcheinen als ächte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntniß des geiſtigen Lebens in der Anſchauung des ewigen Jenſeits. Doch für Alles das habt ihr keinen Sinn und alles ſind verlorne Worte.“ „Behüte Dich Gott, Herr Bruder,“ ſagte Siegmund ſehr ſanft, beinahe wehmüthig, „aber mir ſcheint es, Du ſeiſt auf böſem Wege. Auf mich kannſt Du rechnen, wenn alles — Nein ich mag nichts weiter ſagen! —“ Dem Nathanael war es plötzlich, als meine der kalte proſaiſche Siegmund es ſehr treu mit ihm, er ſchüttelte daher die ihm dargebotene Hand recht herzlich. —

Nathanael hatte rein vergeſſen, daß es eine Clara in der Welt gebe, die er ſonſt geliebt; — die Mutter — Lothar — Alle waren aus ſeinem Gedächtniß entſchwunden, er

lebte nur für Olimpia, bei der er täglich Stundenlang ſaß und von ſeiner Liebe, von zum Leben erglühter Sympathie, von pſychiſcher Wahlverwandtſchaft fantaſirte, welches alles Olimpia mit großer Andacht anhörte. Aus dem tiefſten Grunde des Schreibpults holte Nathanael alles hervor, was er jemals geſchrieben. Gedichte, Fantaſien, Viſionen, Romane, Erzählungen, das wurde täglich vermehrt mit allerlei ins Blaue fliegenden Sonnetten, Stanzen, Canzonen, und das alles las er der Olimpia Stundenlang hinter einander vor, ohne zu ermüden. Aber auch noch nie hatte er eine ſolche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie ſtickte und ſtrickte nicht, ſie ſah' nicht durch's Fenſter, ſie fütterte keinen Vogel, ſie ſpielte mit keinem Schooshündchen, mit keiner Lieblingskatze, ſie drehte keine Papierſchnitzchen, oder ſonſt etwas in der Hand, ſie durfte kein Gähnen durch einen leiſen erzwungenen Huſten bezwingen — Kurz! — Stundenlang ſah ſie mit ſtarrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne ſich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieſer Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufſtand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küßte, ſagte ſie: „Ach, Ach!“ — dann aber: „Gute Nacht, mein Lieber!“ — „O du herrliches, du tiefes Gemüth, rief Nathanael auf ſeiner Stube: nur von Dir, von Dir allein werd' ich ganz verſtanden.“ Er erbebte vor innerm Entzücken, wenn er bedachte, welch' wunderbarer Zuſammenklang ſich in ſeinem und Olimpia's Gemüth täglich mehr offenbare; denn es ſchien ihm, als habe Olimpia über ſeine Werke, über ſeine Dichtergabe überhaupt recht tief aus ſeinem Innern geſprochen, ja als habe die Stimme aus ſeinem Innern ſelbſt herausgetönt. Das mußte denn wohl auch ſeyn; denn mehr Worte als vorhin erwähnt, ſprach Olimpia nie-

mals. Erinnerte ſich aber auch Nathanael in hellen nüchternen Augenblicken, z. B. Morgens gleich nach dem Erwachen, wirklich an Olimpia's gänzliche Paſſivität und Wortkargheit, ſo ſprach er doch: „Was ſind Worte — Worte! — Der Blick ihres himmliſchen Auges ſagt mehr als jede Sprache hienieden. Vermag denn überhaupt ein Kind des Himmels ſich einzuſchichten in den engen Kreis, den ein klägliches irdiſches Bedürfniß gezogen?" — Profeſſor Spalanzani ſchien hoch erfreut über das Verhältniß ſeiner Tochter mit Nathanael; er gab dieſem allerlei unzweideutige Zeichen ſeines Wohlwollens und als es Nathanael endlich wagte von ferne auf eine Verbindung mit Olimpia anzuſpielen, lächelte dieſer mit dem ganzen Geſicht und meinte: Er werde ſeiner Tochter völlig freie Wahl laſſen. — Ermuthigt durch dieſe Worte, brennendes Verlangen im Herzen, beſchloß Nathanael, gleich am folgenden Tage Olimpia anzuflehen, daß ſie das unumwunden in deutlichen Worten ausſpreche, was längſt ihr holder Liebesblick ihm geſagt, daß ſie ſein Eigen immerdar ſeyn wolle. Er ſuchte nach dem Ringe, den ihm beim Abſchiede die Mutter geſchenkt, um ihn Olimpia als Symbol ſeiner Hingebung, ſeines mit ihr aufkeimenden, blühenden Lebens darzureichen. Clara's, Lothar's Briefe fielen ihm dabei in die Hände; gleichgültig warf er ſie bei Seite, fand den Ring, ſteckte ihn ein und rannte herüber zu Olimpia. Schon auf der Treppe, auf dem Flur, vernahm er ein wunderliches Getöſe; es ſchien aus Spalanzani's Studirzimmer heraus zu ſchallen. — Ein Stampfen — ein Klirren — ein Stoßen — Schlagen gegen die Thür, dazwiſchen Flüche und Verwünſchungen. „Laß los — laß los — Infamer — Verruchter! — Darum Leib und Leben daran ge=

ſetzt? — ha ha ha ha! — ſo haben wir nicht gewettet — ich, ich hab' die Augen gemacht — ich das Räderwerk — dummer Teufel mit deinem Räderwerk — verfluchter Hund von einfältigem Uhrmacher — fort mit dir — Satan — halt — Peipendreher — teufliſche Beſtie! — halt — fort — laß los!" — Es waren Spalanzani's und des gräßlichen Coppelius Stimmen, die ſo durch einander ſchwirrten und tobten. Hinein ſtürzte Nathanael von namenloſer Angſt ergriffen. Der Profeſſor hatte eine weibliche Figur bei den Schultern gepackt, der Italiäner Coppola bei den Füßen, die zerrten und zogen ſie hin und her, ſtreitend in voller Wuth um den Beſitz. Voll tiefen Entſetzens prallte Nathanael zurück, als er die Figur für Olimpia erkannte; aufflammend in wildem Zorn wollte er den Wüthenden die Geliebte entreiſſen, aber in dem Augenblick wand Coppola ſich mit Rieſenkraft drehend die Figur dem Profeſſor aus den Händen, und verſetzte ihm mit der Figur ſelbſt einen fürchterlichen Schlag, daß er rücklings über den Tiſch, auf dem Phiolen, Retorten, Flaſchen, gläſerne Cylinder ſtanden, taumelte und hinſtürzte; alles Geräth klirrte in tauſend Scherben zuſammen. Nun warf Coppola die Figur über die Schulter und rannte mit fürchterlich gellendem Gelächter raſch fort die Treppe herab, ſo daß die häßlich herunterhängenden Füße der Figur auf den Stufen hölzern klapperten und dröhnten. — Erſtarrt ſtand Nathanael — nur zu deutlich hatte er geſehen, Olimpia's todterbleichtes Wachsgeſicht hatte keine Augen, ſtatt ihrer ſchwarze Höhlen; ſie war eine lebloſe Puppe. Spalanzani wälzte ſich auf der Erde, Glasſcherben hatten ihm Kopf, Bruſt und Arm zerſchnitten, wie aus Springquellen ſtrömte das Blut empor. Aber er raffte ſeine Kräfte zuſammen. — „Ihm nach — ihm nach, was zau=

derſt Du? — Coppelius — Coppelius, mein beſtes Automat hat er mir geraubt — Zwanzig Jahre daran gearbeitet — Leib und Leben daran geſetzt — das Räderwerk — Sprache — Gang — mein — die Augen — die Augen Dir geſtohlen. — Verdammter — Verfluchter — ihm nach — hol mir Olimpia — da haſt Du die Augen! —“ Nun ſah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anſtarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf ſie nach ihm, daß ſie ſeine Bruſt trafen. — Da packte ihn der Wahnſinn mit glühenden Krallen und fuhr in ſein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreiſſend. „Hui — hui — hui! — Feuerkreis — Feuerkreis! dreh Dich Feuerkreis — luſtig — luſtig! — Holzpüppchen hui, ſchön' Holzpüppchen dreh Dich —“ damit warf er ſich auf den Profeſſor und drückte ihm die Kehle zu. Er hätte ihn erwürgt, aber das Getöſe hatte viele Menſchen herbeigelockt, die drangen ein, riſſen den wüthenden Nathanael auf, und retteten ſo den Profeſſor, der gleich verbunden wurde. Siegmund, ſo ſtark er war, vermochte nicht den Raſenden zu bändigen; der ſchrie mit fürchterlicher Stimme immer fort: „Holzpüppchen dreh' Dich“ und ſchlug um ſich mit geballten Fäuſten. Endlich gelang es der vereinten Kraft mehrerer, ihn zu überwältigen, indem ſie ihn zu Boden warfen und banden. Seine Worte gingen unter in entſetzlichem thieriſchen Gebrüll. So in gräßlicher Raſerei tobend wurde er nach dem Tollhauſe gebracht. —

Ehe ich, günſtiger Leſer! Dir zu erzählen fortfahre, was ſich weiter mit dem unglücklichen Nathanael zugetragen, kann ich Dir, ſollteſt Du einigen Antheil an dem geſchickten Mechanikus und Automat-Fabrikanten Spalanzani nehmen,

verſichern, daß er von ſeinen Wunden völlig geheilt wurde. Er mußte indeß die Univerſität verlaſſen, weil Nathanael's Geſchichte Aufſehen erregt hatte und es allgemein für gänzlich unerlaubten Betrug gehalten wurde, vernünftigen Theezirkeln (Olimpia hatte ſie mit Glück beſucht) ſtatt der lebendigen Perſon eine Holzpuppe einzuſchwärzen. Juriſten nannten es ſogar einen feinen und um ſo härter zu beſtrafenden Betrug, als er gegen das Publikum gerichtet und ſo ſchlau angelegt worden, daß kein Menſch (ganz kluge Studenten ausgenommen) es gemerkt habe, unerachtet jetzt alle weiſe thun und ſich auf allerlei Thatſachen berufen wollten, die ihnen verdächtig vorgekommen. Dieſe letzteren brachten aber eigentlich nichts geſcheutes zu Tage. Denn konnte z. B. wohl irgend jemanden verdächtig vorgekommen ſeyn, daß nach der Ausſage eines eleganten Theeiſten Olimpia gegen alle Sitte öfter genießet, als gegähnt hatte? Erſteres, meinte der Elegant, ſey das Selbſtaufziehen des verborgenen Triebwerks geweſen, merklich habe es dabei geknarrt u. ſ. w. Der Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit nahm eine Priſe, klappte die Doſe zu, räusperte ſich und ſprach feierlich: „Hochzuverehrende Herren und Damen! merken Sie denn nicht, wo der Haſe im Pfeffer liegt? Das Ganze iſt eine Allegorie — eine fortgeführte Metapher! — Sie verſtehen mich! — Sapienti sat!" Aber viele hochzuverehrende Herren beruhigten ſich nicht dabei; die Geſchichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefaßt und es ſchlich ſich in der That abſcheuliches Mißtrauen gegen menſchliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man keine Holzpuppe liebe, wurde von mehrern Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos ſinge und tanze, daß ſie beim Vorleſen ſticke, ſtricke, mit dem

Möpschen ſpiele u. ſ. w., vor allen Dingen aber, daß ſie nicht bloß höre, ſondern auch manchmahl in der Art ſpreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden vorausſetze. Das Liebesbündniß vieler wurde feſter und dabei anmuthiger, andere dagegen gingen leiſe aus einander. „Man kann wahrhaftig nicht dafür ſtehen,“ ſagte dieſer und jener. In den Thees wurde unglaublich gegähnt und niemahls genießet, um jedem Verdacht zu begegnen. — Spalanzani mußte, wie geſagt, fort, um der Criminalunterſuchung wegen der menſchlichen Geſellſchaft betrüglicher Weiſe eingeſchobenen Automats zu entgehen. Coppola war auch verſchwunden. —

Nathanael erwachte wie aus ſchwerem, fürchterlichem Traum, er ſchlug die Augen auf und fühlte wie ein unbeſchreibliches Wonnegefühl mit ſanfter himmliſcher Wärme ihn durchſtrömte. Er lag in ſeinem Zimmer in des Vaters Hauſe auf dem Bette, Clara hatte ſich über ihn hingebeugt und unfern ſtanden die Mutter und Lothar. „Endlich, endlich, o mein herzlieber Nathanael — nun biſt Du geneſen von ſchwerer Krankheit — nun biſt Du wieder mein!“ — So ſprach Clara recht aus tiefer Seele und faßte den Nathanael in ihre Arme. Aber dem quollen vor lauter Wehmuth und Entzücken die hellen glühenden Thränen aus den Augen und er ſtöhnte tief auf: „Meine — meine Clara!“ — Siegmund, der getreulich ausgeharrt bei dem Freunde in großer Noth, trat herein. Nathanael reichte ihm die Hand: „Du treuer Bruder haſt mich doch nicht verlaſſen.“ — Jede Spur des Wahnſinns war verſchwunden, bald erkräftigte ſich Nathanael in der ſorglichen Pflege der Mutter, der Geliebten, der Freunde. Das Glück war unterdeſſen in das Haus eingekehrt; denn ein alter karger Oheim, von dem niemand etwas gehofft, war geſtor-

ben und hatte der Mutter nebſt einem nicht unbedeutenden Vermögen ein Gütchen in einer angenehmen Gegend unfern der Stadt hinterlaſſen. Dort wollten ſie hinziehen, die Mutter, Nathanael mit ſeiner Clara, die er nun zu heirathen gedachte, und Lothar. Nathanael war milder, kindlicher geworden, als er je geweſen und erkannte nun erſt recht Clara's himmliſch reines, herrliches Gemüth. Niemand erinnerte ihn auch nur durch den leiſeſten Anklang an die Vergangenheit. Nur, als Siegmund von ihm ſchied, ſprach Nathanael: „bei Gott Bruder! ich war auf ſchlimmen Wege, aber zu rechter Zeit leitete mich ein Engel auf den lichten Pfad! — Ach es war ja Clara! —“ Siegmund ließ ihn nicht weiter reden, aus Beſorgniß, tief verletzende Erinnerungen möchten ihm zu hell und flammend aufgehen. — Es war an der Zeit, daß die vier glücklichen Menſchen nach dem Gütchen ziehen wollten. Zur Mittagsſtunde gingen ſie durch die Straßen der Stadt. Sie hatten manches eingekauft, der hohe Rathsthurm warf ſeinen Rieſenſchatten über den Markt. „Ei! ſagte Clara: ſteigen wir doch noch einmal herauf und ſchauen in das ferne Gebirge hinein!“ Geſagt, gethan! Beide, Nathanael und Clara ſtiegen herauf, die Mutter ging mit der Dienſtmagd nach Hauſe, und Lothar, nicht geneigt, die vielen Stufen zu erklettern, wollte unten warten. Da ſtanden die beiden Liebenden Arm in Arm auf der höchſten Gallerie des Thurmes und ſchauten hinein in die duftigen Waldungen, hinter denen das blaue Gebirge, wie eine Rieſenſtadt, ſich erhob.

„Sieh' doch den ſonderbaren kleinen grauen Buſch, der ordentlich auf uns los zu ſchreiten ſcheint,“ ſprach Clara. — Nathanael faßte mechaniſch nach der Seitentaſche; er fand Coppola's Perſpektiv, er ſchaute ſeitwärts — Clara ſtand

vor dem Glaſe! — Da zuckte es krampfhaft in ſeinen Pulſen und Adern — todtenbleich ſtarrte er Clara an, aber bald glühten und ſprühten Feuerſtröme durch die rollenden Augen, gräßlich brüllte er auf, wie ein gehetztes Thier; dann ſprang er hoch in die Lüfte und grauſig dazwiſchen lachend ſchrie er in ſchneidendem Ton: „Holzpüppchen dreh' Dich — Holzpüppchen dreh' Dich" — und mit gewaltiger Kraft faßte er Clara und wollte ſie herabſchleudern, aber Clara krallte ſich in verzweifelnder Todesangſt feſt an das Geländer. Lothar hörte den Raſenden toben, er hörte Clara's Angſtgeſchrei, gräßliche Ahnung durchflog ihn, er rannte herauf, die Thür der zweiten Treppe war verſchloſſen — ſtärker hallte Clara's Jammergeſchrei. Unſinnig vor Wuth und Angſt ſtieß er gegen die Thür, die endlich aufſprang — Matter und matter wurden nun Clara's Laute: „Hülfe — rettet — rettet —" ſo erſtarb die Stimme in den Lüften. Sie iſt hin — ermordet von dem Raſenden, ſo ſchrie Lothar. Auch die Thür zur Gallerie war zugeſchlagen. — Die Verzweiflung gab ihm Rieſenkraft, er ſprengte die Thür aus den Angeln. Gott im Himmel — Clara ſchwebte von dem raſenden Nathanael erfaßt über der Gallerie in den Lüften — nur mit einer Hand hatte ſie noch die Eiſenſtäbe umklammert. Raſch wie der Blitz erfaßte Lothar die Schweſter, zog ſie hinein, und ſchlug in demſelben Augenblick mit geballter Fauſt dem Wüthenden in's Geſicht, daß er zurückprallte und die Todesbeute fahren ließ.

Lothar rannte herab, die ohnmächtige Schweſter in den Armen. — Sie war gerettet. — Nun raſte Nathanael herum auf der Gallerie und ſprang hoch in die Lüfte und ſchrie: „Feuerkreis dreh' dich — Feuerkreis dreh' dich" — Die Menſchen liefen auf das wilde Geſchrei zuſammen; unter

ihnen ragte rieſengroß der Advokat Coppelius hervor, der eben in die Stadt gekommen und gerades Weges nach dem Markt geſchritten war. Man wollte herauf, um ſich des Raſenden zu bemächtigen, da lachte Coppelius ſprechend: „ha ha — wartet nur, der kommt ſchon herunter von ſelbſt,“ und ſchaute wie die übrigen hinauf. Nathanael blieb plötzlich wie erſtarrt ſtehen, er bückte ſich herab, wurde den Coppelius gewahr und mit dem gellenden Schrei: „Ha! Sköne Oke — Sköne Oke,“ ſprang er über das Geländer. —

Als Nathanael mit zerſchmettertem Kopf auf dem Steinpflaſter lag, war Coppelius im Gewühl verſchwunden. —

Nach mehreren Jahren will man in einer entfernten Gegend Clara geſehen haben, wie ſie mit einem freundlichen Mann, Hand in Hand vor der Thüre eines ſchönen Landhauſes ſaß und vor ihr zwei muntre Knaben ſpielten. Es wäre daraus zu ſchließen, daß Clara das ruhige häusliche Glück noch fand, das ihrem heitern lebensluſtigen Sinn zuſagte und das ihr der im Innern zerriſſene Nathanael niemals hätte gewähren können.

Ignaz Denner.

Vor alter längſt verfloßner Zeit lebte in einem wilden einſamen Forſt des Fuldaiſchen Gebiets ein wackrer Jägersmann, Andres mit Namen. Er war ſonſt Leibjäger des Herrn Grafen Aloys von Bach geweſen, den er auf weiten Reiſen durch das ſchöne Welſchland begleitet, und einmal, als ſie auf den unſichern Wegen in dem Königreich Neapel von Straßenräubern angefallen wurden, durch ſeine Klugheit und Tapferkeit aus großer Lebensgefahr gerettet hatte. In dem Wirthshauſe zu Neapel, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich ein armes, bildſchönes Mädchen, die von dem Hauswirth, der ſie als eine Waiſe aufgenommen, gar hart behandelt und zu den niedrigſten Arbeiten in Hof und Küche gebraucht wurde. Andres ſuchte ſie, ſo gut er ſich ihr verſtändlich machen konnte, mit troſtreichen Worten aufzurichten, und das Mädchen faßte ſolche Liebe zu ihm, daß ſie ſich nicht mehr von ihm trennen, ſondern mitziehen wollte nach dem kalten Deutſchland. Der Graf von Bach, gerührt von Andres Bitten und Giorgina's Thränen, erlaubte, daß ſie ſich zu dem geliebten Andres auf den Kut=

ſchenbock ſetzen, und ſo die beſchwerliche Reiſe machen durfte. Schon ehe ſie über die Gränzen von Italien hinausgekommen, ließ ſich Andres mit ſeiner Giorgina trauen und als ſie dann nun endlich zurückgekehrt waren auf die Güter des Grafen von Bach, glaubte dieſer den treuen Diener recht zu belohnen, da er ihn zu ſeinem Revierjäger ernannte. Mit ſeiner Giorgina und einem alten Knecht zog er in den einſamen rauhen Wald, den er ſchützen ſollte wider die Freijäger und Holzdiebe. Statt des gehofften Wohlſtandes, den ihm der Graf von Bach verheißen, führte er aber ein beſchwerliches, mühſeliges, dürftiges Leben und gerieth bald in Kummer und Elend. Der kleine Lohn an baarem Gelde, den er vom Grafen erhielt, reichte kaum hin, ſich und ſeine Giorgina zu kleiden; die geringen Gefälle, die ihm bei Holzverkäufen zukamen, waren ſelten und ungewiß und den Garten, auf deſſen Bebauung und Benutzung er angewieſen, verwüſteten oft die Wölfe und die wilden Schweine, er mochte mit ſeinem Knecht auf der Hut ſeyn, wie er wollte, ſo daß bisweilen in einer Nacht die letzte Hoffnung des Lebensunterhalts vereitelt ward. Dabei war ſein Leben ſtets bedroht von den Holzdieben und Freiſchützen. Jeder Lockung widerſtand er als ein wackrer frommer Mann, der lieber darben, als ungerechtes Gut an ſich bringen wollte und verwaltete ſein Amt getreulich und tapfer; deshalb ſtellten ſie ihm nach auf gefährliche Weiſe, und nur ſeine treuen Doggen ſchützten ihn vor nächtlichem Ueberfall des Raubgeſindels. Giorgina, des Clima's und der Lebensweiſe in dem wilden Forſt ganz ungewohnt, welkte zuſehends hin. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe verwandelte ſich in fahles Gelb, ihre lebhaften blitzenden Augen wurden düſter, und ihr voller, üppiger Wuchs magerte mit jedem Tage mehr ab. Oft erwachte

4*

ſie in mondheller Nacht. Schüſſe krachten in der Ferne durch den Wald, die Doggen heulten, leiſe erhob ſich der Mann vom Lager und ſchlich mit dem Knecht murmelnd hinaus in den Forſt. Dann betete ſie inbrünſtig zu Gott und zu den Heiligen, daß ſie und ihr treuer Mann errettet werden möchten aus dieſer ſchrecklichen Einöde und aus der ſteten Todesgefahr. Die Geburt eines Knaben warf Giorgina endlich auf das Krankenlager, und immer ſchwächer und ſchwächer werdend, ſah ſie ihr Ende vor Augen. Dumpf in ſich hinbrütend, ſchlich der unglückliche Andres umher; alles Glück war mit der Krankheit ſeines Weibes von ihm gewichen. Wie neckendes, geſpenſtiſches Weſen guckte das Wild aus den Büſchen; ſo wie er ſein Gewehr abdrückte, war es verſtoben in der Luft. Er konnte kein Thier mehr treffen und nur ſein Knecht, ein geübter Schütze, beſchaffte das Wild, welches er dem Grafen von Bach zu liefern gehalten war. Einſt ſaß er an Giorgina's Bette, den ſtarren Blick auf das geliebte Weib gerichtet, die ermattet zum Tode kaum mehr athmete. In dumpfem, lautloſem Schmerz hatte er ihre Hand gefaßt und hörte nicht das Aechzen des Knaben, der nahrungslos verſchmachten wollte. Der Knecht ging ſchon am frühen Morgen nach Fulda, um für das letzte Erſparniß einige Erquickung für die Kranke herbeizuſchaffen. Kein menſchliches tröſtendes Weſen war weit und breit zu finden, nur der Sturm heulte in ſchneidenden Tönen des entſetzlichen Jammers durch die ſchwarzen Tannen und die Doggen winſelten, wie in troſtloſer Klage, um den unglücklichen Herrn. Da hörte Andres auf einmal es vor dem Hauſe daher ſchreiten, wie menſchliche Fußtritte. Er glaubte, es wäre der zurückkehrende Knecht, unerachtet er ihn nicht ſo früh erwarten konnte, aber die Hunde ſprangen her=

aus und bellten heftig. Es mußte ein Fremder ſeyn. Andres ging ſelbſt vor die Thür: da trat ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, in grauem Mantel, die Reiſemütze tief ins Geſicht gedrückt. „Ei,“ ſagte der Fremde: „wie bin ich doch hier im Walde ſo irre gegangen! Der Sturm tobt von den Bergen herab, wir bekommen ein ſchrecklich Wetter. Möchtet Ihr nicht erlauben, lieber Herr! daß ich in Euer Haus eintreten und mich von dem beſchwerlichen Wege erholen und erquicken dürfte zur weitern Reiſe?“ „Ach Herr,“ erwiederte der betrübte Andres, „Ihr kommt in ein Haus der Noth und des Elends und außer dem Stuhl, auf dem Ihr ausruhen könnt, vermag ich kaum Euch irgend eine Erquickung anzubieten; meinem armen kranken Weibe mangelt es ſelbſt daran, und mein Knecht, den ich nach Fulda geſchickt, wird erſt am ſpäten Abend etwas zur Labung herbeibringen.“ Unter dieſen Worten waren ſie in die Stube getreten. Der Fremde legte ſeine Reiſemütze und ſeinen Mantel ab, unter dem er ein Felleiſen und ein Kiſtchen trug. Er zog auch ein Stilet und ein Paar Terzerole hervor, die er auf den Tiſch legte. Andres war an Giorgina's Bett getreten, ſie lag in bewußtloſem Zuſtande. Der Fremde trat ebenfalls hinzu, ſchaute die Kranke lange mit ſcharfen, bedächtigen Blicken an und ergriff ihre Hand, den Puls ſorglich erforſchend. Als nun Andres voll Verzweiflung ausrief: „Ach Gott, nun ſtirbt ſie wohl!“ da ſagte der Fremde: „Mit nichten, lieber Freund! ſeid ganz ruhig. Euerm Weibe fehlt nichts als kräftige, gute Nahrung, und vor der Hand wird ihr ein Mittel, das zugleich reizt und ſtärkt, die beſten Dienſte thun. Ich bin zwar kein Arzt, ſondern vielmehr ein Kaufmann, allein doch in der Arzneiwiſſenſchaft nicht unerfahren, und beſitze aus uralter Zeit her manches Arcanum, welches ich mit

mir führe und auch wohl verkaufe.“ Damit öffnete der Fremde ſein Kiſtchen, holte eine Phiole heraus, tröpfelte von dem ganz dunkelrothen Liquor etwas auf Zucker und gab es der Kranken. Dann holte er aus dem Felleiſen eine kleine geſchliffene Flaſche köſtlichen Rheinweins und flößte der Kranken ein Paar Löffel voll ein. Den Knaben, befahl er, nur dicht an der Mutter Bruſt gelehnt ins Bette zu legen und beide der Ruhe zu überlaſſen. Dem Andres war es zu Muthe, als ſei ein Heiliger herabgeſtiegen in die Einöde, ihm Troſt und Hülfe zu bringen. Anfangs hatte ihn der ſtechende, falſche Blick des Fremden abgeſchreckt, jetzt wurde er durch die ſorgliche Theilnahme, durch die augenſcheinliche Hülfe, die er der armen Giorgina leiſtete, zu ihm hingezogen. Er erzählte dem Fremden unverholen, wie er eben durch die Gnade, die ihm ſein Herr, der Graf von Vach, angedeihen laſſen wollen, in Noth und Elend gerathen ſei und wie er wol Zeit ſeines Lebens nicht aus drükkender Armuth und Dürftigkeit kommen werde. Der Fremde tröſtete ihn dagegen und meinte, wie oft ein unverhofftes Glück dem Hoffnungsloſeſten alle Güter des Lebens bringe, und daß man wol etwas wagen müſſe, das Glück ſelbſt ſich dienſtbar zu machen. „Ach lieber Herr!“ erwiederte Andres, „ich vertraue Gott und der Fürſprache der Heiligen, zu denen wir, ich und mein treues Weib, jeden Tag mit Inbrunſt beten. Was ſoll ich denn thun, um mir Geld und Gut zu verſchaffen? Iſt es mir nach Gottes Weisheit nicht beſchieden, ſo wäre es ja ſündlich, darnach zu trachten; ſoll ich aber noch in dieſer Welt zu Gütern gelangen, welches ich meines armen Weibes halber wünſche, die ihr ſchönes Vaterland verlaſſen, um mir in dieſe wilde Einöde zu folgen, ſo kommt es wol, ohne daß ich Leib und Leben wage um ſchnödes, weltliches Gut.“ Der

Fremde lächelte bei dieſen Reden des frommen Andres auf ganz ſeltſame Weiſe und war im Begriff, etwas zu erwiedern, als Giorgina mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf, in den ſie verſunken, erwachte. Sie fühlte ſich wunderbarlich geſtärkt; auch der Knabe lächelte hold und lieblich an ihrer Bruſt. Andres war außer ſich vor Freude, er weinte, er betete, er jubelte durch das Haus. Der Knecht war indeſſen zurückgekommen und bereitete, ſo gut er es vermochte, von den mitgebrachten Lebensmitteln das Mahl, an dem nun der Fremde Theil nehmen ſollte. Der Fremde kochte ſelbſt eine Kraftſuppe für Giorgina, und man ſah, daß er allerlei Gewürz und andere Ingredienzien hineinwarf, die er bei ſich getragen. Es war ſpäter Abend worden, der Fremde mußte daher bei dem Andres übernachten, und er bat, daß man ihm in derſelben Stube, wo Andres und Giorgina ſchliefen, ein Strohlager bereiten möge. Das geſchah. Andres, den die Beſorgniß um Giorgina nicht ſchlafen ließ, bemerkte, wie der Fremde beinahe bei jedem ſtärkeren Athemzuge Giorgina's auffuhr, wie er ſtündlich aufſtand, leiſe ſich ihrem Bette näherte, ihren Puls erforſchte und ihr Arznei eintröpfelte.

Als der Morgen angebrochen, war Giorgina wieder zuſehends beſſer geworden. Andres dankte dem Fremden, den er ſeinen Schutzengel nannte, aus der Fülle ſeines Herzens. Auch Giorgina äußerte, wie ihn wol, auf ihr inbrünſtiges Gebet, Gott ſelbſt geſendet habe zu ihrer Rettung. Dem Fremden ſchienen dieſe lebhaften Ausbrüche des Danks in gewiſſer Art beſchwerlich zu fallen; er war ſichtlich verlegen und äußerte einmal über das andere, wie er ja ein Unmenſch ſeyn müſſe, wenn er nicht der Kranken mit ſeiner Kenntniß und den Arzneimitteln, die er bei ſich führe, habe beiſtehen ſollen. Uebrigens

ſei nicht Andres, ſondern er zum Dank verpflichtet, da man ihn, der Noth unerachtet, die im Hauſe herrſche, ſo gaſtlich aufgenommen, und er wolle auch keinesweges dieſe Pflicht unerfüllt laſſen. Er zog einen wohlgefüllten Beutel hervor und nahm einige Goldſtücke heraus, die er dem Andre's hinreichte. „Ei Herr," ſagte Andres, „wie und wofür ſollte ich denn ſo vieles Geld von Euch annehmen? Euch in meinem Hauſe zu beherbergen, da Ihr Euch in dem wilden weitläuftigen Forſt verirrt hattet, das war ja Chriſtenpflicht, und dünkte Euch das irgend eines Dankes werth, ſo habt Ihr mich ja überreich, ja mehr, als ich es nur mit Worten ſagen mag, dadurch belohnt, daß Ihr als ein weiſer kunſterfahrner Mann mein liebes Weib vom augenſcheinlichen Tode rettetet. Ach Herr! was Ihr an mir gethan, werde ich Euch ewiglich nicht vergeſſen, und Gott möge es mir verleihen, daß ich die edle That Euch mit meinem Leben und Blut lohnen könne." Bei dieſen Worten des wackern Andres fuhr es wie ein raſcher funkelnder Blitz aus den Augen des Fremden. „Ihr müßt, braver Mann," ſprach er, „durchaus das Geld annehmen. Ihr ſeid das ſchon Euerm Weibe ſchuldig, der Ihr damit beſſere Nahrungsmittel und Pflege verſchaffen könnt; denn dieſer bedarf ſie nunmehro, um nicht wieder in ihren vorigen Zuſtand zurückzufallen, und Euerm Knaben Nahrung geben zu können." „Ach Herr," erwiederte Andres, „verzeiht es, aber eine innere Stimme ſagt mir, daß ich Euer unverdientes Geld nicht nehmen darf. Dieſe innere Stimme, der ich, wie der höhern Eingebung meines Schutzheiligen, immer vertraut, hat mich bisher ſicher durch das Leben geführt und mich beſchützt vor allen Gefahren des Leibes und der Seele. Wollt Ihr großmüthig handeln und an mir Armen ein Uebriges thun, ſo laßt mir ein Fläſchlein von

Eurer wundervollen Arznei zurück, damit durch ihre Kraft mein Weib ganz geneſe.“ Giorgina richtete ſich im Bette auf, und der ſchmerzvolle wehmüthige Blick, den ſie auf Andres warf, ſchien ihn anzuflehen, diesmal nicht ſo ſtrenge auf ſein inneres Widerſtreben zu achten, ſondern die Gabe des mildthätigen Mannes anzunehmen. Der Fremde bemerkte das und ſprach: „Nun wenn Ihr denn durchaus mein Geld nicht annehmen wollt, ſo ſchenke ich es Euerm lieben Weibe, die meinen guten Willen, Euch aus der bittern Noth zu retten, nicht verſchmähen wird.“ Damit griff er noch einmal in den Beutel, und ſich der Giorgina nähernd, gab er ihr wol noch einmal ſo viel Geld, als er vorhin dem Andres angeboten hatte. Giorgina ſah das ſchöne funkelnde Gold mit vor Freude leuchtenden Augen, ſie konnte kein Wort des Danks herausbringen, die hellen Thränen ſchoſſen ihr die Wangen herab. Der Fremde wandte ſich ſchnell von ihr weg, und ſprach zu Andres: „Seht, lieber Mann! Ihr könnet meine Gabe getroſt annehmen, da ich nur etwas von großem Ueberfluß Euch mittheile. Geſtehen will ich Euch, daß ich das nicht bin, was ich ſcheine. Nach meiner ſchlichten Kleidung, und da ich wie ein dürftiger wandernder Krämer zu Fuß reiſe, glaubt Ihr gewiß, daß ich arm bin und mich nur kümmerlich von kleinem Verdienſt auf Meſſen und Jahrmärkten nähre: ich muß Euch jedoch ſagen, daß ich durch glücklichen Handel mit den trefflichſten Kleinodien, den ich ſeit vielen Jahren treibe, ein ſehr reicher Mann geworden, und nur die einfache Lebensweiſe aus alter Gewohnheit beibehalten habe. In dieſem kleinen Felleiſen und dem Kiſtchen bewahre ich Juwelen und köſtliche, zum Theil noch im grauen Alterthum geſchnittene Steine, welche viele, viele Tauſende werth ſind. Ich habe diesmal in Frankfurt

ſehr glückliche Geſchäfte gemacht, ſo daß das wol noch lange nicht der hundertſte Theil des Gewinns ſeyn mag, was ich Euerm lieben Weibe ſchenkte. Ueberdem gebe ich Euch das Geld keineswegs umſonſt, ſondern verlange von Euch dafür allerlei Gefälligkeiten. Ich wollte, wie gewöhnlich, von Frankfurt nach Caſſel gehen und kam von Schüchtern aus vom richtigen Wege ab. Indeſſen habe ich gefunden, daß der Weg durch dieſen Forſt, den ſonſt die Reiſenden ſcheuen, gerade für einen Fußgänger recht anmuthig iſt, weshalb ich denn künftig auf gleicher Reiſe immer dieſe Straße einſchlagen und bei Euch einſprechen will. Ihr werdet daher mich jährlich zweimal bei Euch eintreffen ſehen; nehmlich zu Oſtern, wenn ich von Frankfurt nach Caſſel wandere, und im ſpäten Herbſt, wenn ich von der Leipziger Michaelis-Meſſe nach Frankfurt und von dort nach der Schweiz und wol auch nach Welſchland gehe. Dann ſollt Ihr mich für gute Bezahlung — einen — zwei auch wol drei Tage bei Euch beherbergen und das iſt die erſte Gefälligkeit, um die ich Euch erſuche."

„Ferner bitte ich Euch, dieſes kleine Kiſtchen, worin Waaren ſind, die ich in Caſſel nicht brauche, und das mir beim Wandern hinderlich iſt, zu behalten, bis ich künftigen Herbſt wieder bei Euch einſpreche. Nicht verhehlen will ich, daß die Waaren viele Tauſende werth ſind, aber ich mag Euch deshalb doch kaum größere Sorglichkeit empfehlen, da ich nach der Treue und Frömmigkeit, die Ihr an den Tag legt, Euch zutraue, daß Ihr auch das Geringſte, was ich Euch zurückließe, ſorgfältig aufbewahren würdet; zumal werdet Ihr das bei Sachen von ſolch' großem Werthe, als die ſind, welche in dem Kiſtchen verſchloſſen, ſicherlich thun. Seht, das iſt der zweite Dienſt, den ich von Euch fordere. Das dritte, was ich verlange, wird Euch

wohl am ſchwerſten fallen, unerachtet es mir jetzt am nöthigſten thut. Ihr ſollt Euer liebes Weib nur auf dieſen Tag verlaſſen und mich aus dem Forſt bis auf die Straße nach Hirſchfeld geleiten, wo ich bei Bekannten einſprechen und dann meine Reiſe nach Caſſel fortſetzen will. Denn außer dem, daß ich des Weges im Forſt nicht recht kundig bin und mich daher zum zweitenmal verirren könnte, ohne von einem ſo wackern Mann, wie Ihr es ſeid, aufgenommen zu werden, iſt es auch in der Gegend nicht recht geheuer. Euch als einem Jägersmann aus der Gegend wird man nichts anhaben, aber ich, als einſamer Wanderer, könnte wohl gefährdet werden. Man ſprach in Frankfurt davon, daß eine Räuberbande, die ſonſt die Gegend von Schaffhauſen unſicher machte und ſich bis nach Strasburg herauf ausdehnte, nunmehr ſich ins Fuldaiſche geworfen haben ſoll, da die von Leipzig nach Frankfurt reiſenden Kaufleute ihnen reicheren Gewinnſt verſprachen, als ſie dort finden konnten. Wie leicht wär' es möglich, daß ſie mich ſchon von Frankfurt aus als reichen Juwelenhändler kennten. Hab' ich alſo ja durch die Rettung Eures Weibes Dank verdient, ſo könnt Ihr mich dadurch reichlich lohnen, daß Ihr aus dieſem Forſte mich auf Weg und Steg leitet.“ Andres war mit Freuden bereit, Alles zu erfüllen, was man von ihm verlangte, und machte ſich gleich, wie es der Fremde wünſchte, zur Wanderung fertig, indem er ſeine Jägeruniform anzog, ſeine Doppelbüchſe und ſeinen tüchtigen Hirſchfänger umſchnallte und dem Knecht befahl, zwei von den Doggen anzukuppeln. Der Fremde hatte unterdeſſen das Kiſtchen geöffnet und die prächtigſten Geſchmeide, Halsketten — Ohrringe — Spangen herausgenommen, die er auf Giorgina's Bette ausbreitete, ſo daß ſie ihre Verwunderung und Freude gar nicht bergen konnte. Als nun aber

der Fremde ſie aufforderte, doch eine der ſchönſten Halsketten umzuhängen, die reichen Spangen auf ihre wunderſchön geformten Aerme zu ſtreifen, und ihr dann einen kleinen Taſchenſpiegel vorhielt, worin ſie ſich nach Herzensluſt beſchauen konnte, ſo daß ſie in kindiſcher Luſt aufjauchzte, da ſagte Andres zu dem Fremden: „Ach lieber Herr! wie möget Ihr doch in meinem armen Weibe ſolche Lüſternheit erregen, daß ſie ſich mit Dingen putzt, die ihr nimmermehr zukommen, und auch gar nicht anſtehen. Nehmt mir es nicht übel, Herr! aber die einfache rothe Korallenſchnur, die meine Giorgina um den Hals gehängt hatte, als ich ſie zum erſtenmal in Neapel ſah, iſt mir tauſendmal lieber, als das funkelnde blitzende Geſchmeide, das mir recht eitel und trügeriſch vorkommt.“ „Ihr ſeid auch gar zu ſtrenge,“ erwiederte der Fremde höhniſch lächelnd, „daß Ihr Euerm Weibe nicht einmal in ihrer Krankheit die unſchuldige Freude laſſen wollt, ſich mit meinen ſchönen Geſchmeiden herauszuputzen, die keinesweges trügeriſch, ſondern wahrhaft ächt ſind. Wißt Ihr denn nicht, daß eben den Weibern ſolche Dinge rechte Freude verurſachen? Und was Ihr da ſagt, daß ſolcher Prunk Eurer Giorgina nicht zukomme, ſo muß ich das Gegentheil behaupten. Euer Weib iſt hübſch genug, ſich ſo herauszuputzen und Ihr wißt ja nicht, ob ſie nicht einmal auch noch reich genug ſeyn wird, dergleichen Schmuck ſelbſt zu beſitzen und zu tragen.“ Andres ſprach mit ſehr ernſtem nachdrücklichen Ton: „Ich bitte Euch, Herr! führt nicht ſolche geheimnißvolle verfängliche Reden! Wollt Ihr denn mein armes Weib bethören, daß ſie von eitlem Gelüſt nach ſolchem weltlichem Prunk und Staat nur drückender unſere Armuth fühle und um alle Lebensruhe, um alle Heiterkeit gebracht werde? Packt nur Eure ſchöne Sachen ein, lieber Herr! ich will ſie

Euch treulich bewahren, bis Ihr zurückkommt. Aber ſagt mir nun, wenn, wie es der Himmel verhüten möge! Euch unterdeſſen ein Unglück zuſtoßen ſollte, ſo daß Ihr nicht mehr zurückkehrtet in mein Haus, wohin ſoll ich dann das Kiſtchen abliefern, und wie lange ſoll ich auf Euch warten, ehe ich die Juwelen dem einhändige, den Ihr mir nennen werdet, ſo wie ich Euch jetzt um Euern Namen bitte?“ „Ich heiße,“ erwiederte der Fremde, „Ignaz Denner, und bin, wie Ihr ſchon wiſſet, Kauf- und Handelsmann. Ich habe weder Weib, noch Kinder, und meine Verwandte wohnen im Walliſer Lande. Die kann ich aber keineswegeslieben und achten, da ſie ſich, als ich noch arm und bedürftig war, um mich gar nicht gekümmert haben. Sollte ich in drei Jahren mich nicht ſehen laſſen, ſo behaltet das Kiſtchen ruhig an Euch und, da ich wohl weiß, daß beide, Ihr und Giorgina, Euch ſträuben werdet, das reiche Vermächtniß von mir anzunehmen, ſo ſchenke ich in jenem Fall das Käſtchen mit Kleinodien Euerm Knaben, dem ich, wenn Ihr ihn firmeln laßt, den Namen Ignatius beizugeben bitte.“ Andres wußte in der That nicht, was er aus der ſeltenen Freigebigkeit und Großmuth des fremden Mannes machen ſollte. Er ſtand ganz verſtummt vor ihm, indeß Giorgina ihm für ſeinen guten Willen dankte und verſicherte, zu Gott und den Heiligen fleißig beten zu wollen, daß ſie ihn auf ſeinen weiten beſchwerlichen Reiſen beſchützen und ihn ſtets glücklich in ihr Haus zurückführen möchten. Der Fremde lächelte, ſo wie es ſeine Art war, auf ſeltſame Weiſe und meinte, daß wol das Gebet einer ſchönen Frau mehr Kraft haben möge, als das ſeinige. Das Beten wolle er daher ihr überlaſſen und übrigens ſeinem kräftigen abgehärteten Körper und ſeinen guten Waffen vertrauen.

Dem frommen Andres mißfiel dieſe Aeußerung des Fremden höchlich; indeſſen verſchwieg er das, was er darauf zu erwiedern ſchon im Begriff ſtand, und trieb vielmehr den Fremden an, jetzt die Wanderung durch den Forſt zu beginnen, da er ſonſt erſt in ſpäter Nacht in ſein Haus zurückkehren und ſeine Giorgina in Furcht und Angſt ſetzen würde.

Der Fremde ſagte beim Abſchiede noch Giorginen: daß er ausdrücklich ihr erlaube, ſich, wenn es ihr Vergnügen mache, mit ſeinen Geſchmeiden zu ſchmücken, da es ihr ja ohnedies in dieſem einſamen wilden Forſt an jeder Beluſtigung mangle. Giorgina erröthete vor innerm Vergnügen, da ſie freilich die ihrer Nation eigne Luſt an glänzendem Staat und vorzüglich an koſtbaren Steinen nicht unterdrücken konnte. — Nun ſchritten Denner und Andres raſch vorwärts durch den finſtern öden Wald. In dem dickſten Gebüſch ſchnupperten die Doggen umher und klafften, den Herrn mit klugen beredten Augen anſchauend. „Hier iſt es nicht geheuer,“ ſprach Andres, ſpannte den Hahn ſeiner Büchſe und ſchritt mit den Hunden bedächtig vor dem fremden Kaufmann her. Oft war es ihm, als rauſche es in den Bäumen und bald erblickte er in der Ferne finſtre Geſtalten, die gleich wieder in dem Gebüſch verſchwanden. Er wollte ſeine Doggen loskuppeln. „Thut das nicht, lieber Mann!“ rief Denner, „denn ich kann Euch verſichern, daß wir nicht das mindeſte zu fürchten haben.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als nur wenige Schritte von ihnen ein großer ſchwarzer Kerl mit ſtruppigen Haaren und großem Knebelbart, eine Büchſe in der Hand, aus dem Gebüſch heraustrat. Andres machte ſich ſchußfertig; „ſchießt nicht, ſchießt nicht!“ rief Denner; der ſchwarze Kerl nickte ihm freundlich zu und verlor ſich in den Bäumen. Endlich waren ſie aus dem Walde

heraus, auf der lebhaften Landſtraße. „Nun danke ich Euch herzlich für Euer Geleite,“ ſprach Denner; „kehrt nur jetzt in Eure Wohnung zurück; ſollten Euch wieder ſolche Geſtalten aufſtoßen, wie wir ſie geſehen, ſo zieht ruhig Eure Straße fort, ohne Euch darum zu kümmern. Thut, als wenn Ihr gar nichts bemerktet, behaltet Eure Doggen am Strick, Ihr werdet ohne alle Gefahr Eure Wohnung erreichen.“ Andres wußte nicht, was er von dem Allen und von dem wunderlichen Kaufmann denken ſollte, der, wie ein Geiſterbeſchwörer, den Feind zu bannen und von ſich abzuhalten ſchien. Er konnte nicht begreifen, warum er denn erſt ſich habe durch den Wald geleiten laſſen. Getroſt ſchritt Andres durch den Forſt zurück, es ſtieß ihm durchaus nichts verdächtiges auf und er kam wohlbehalten in ſein Haus, wo ihm ſeine Giorgina, die ſich munter und kräftig aus dem Bette gemacht, voll Freude in die Arme fiel. —

Durch die Freigebigkeit des fremden Kaufmanns bekam die kleine Haushaltung des Andres eine ganz andere Geſtalt. Kaum war nehmlich Giorgina ganz geneſen, als er mit ihr nach Fulda ging und außer den nöthigſten Bedürfniſſen noch manches Stück einkaufte, das ihrer häuslichen Einrichtung abging und wodurch dieſe das Anſehen eines gewiſſen Wohlſtandes erhielt. Dazu kam, daß ſeit dem Beſuch des Fremden die Freijäger und Holzdiebe aus der Gegend gebannt ſchienen, und Andres ſeinem Poſten ruhig vorſtehen konnte. Auch ſein Jagdglück war wiedergekehrt, ſo daß er, wie ſonſt, beinahe niemals einen Fehlſchuß that. Der Fremde ſtellte ſich zu Michaelis wieder ein und blieb drei Tage. Der hartnäckigen Weigerung der Wirthsleute unerachtet war er doch wieder ſo freigebig, wie das erſtemal. Er verſicherte, es ſei nun einmal ſeine Abſicht, ſie in Wohlſtand zu verſetzen, und ſo ſich ſelbſt das

Abſteigequartier im Walde freundlicher und angenehmer zu machen.

Nun konnte die bildhübſche Giorgina ſich beſſer kleiden; ſie geſtand dem Andres, daß ſie der Fremde mit einer zierlich gearbeiteten goldnen Nadel, wie ſie die Mädchen und Weiber in mancher Gegend Italiens durch das in Zöpfen zuſammengeflochtene aufgewirbelte Haar zu ſtecken pflegen, beſchenkt habe. Andres zog ein finſtres Geſicht, aber in dem Augenblick war Giorgina zur Thür herausgeſprungen und nicht lange dauerte es, ſo kehrte ſie zurück ganz ſo gekleidet und geſchmückt, wie Andres ſie in Neapel geſehen hatte. Die ſchöne goldne Nadel prangte in dem ſchwarzen Haar, in das ſie mit maleriſchem Sinn bunte Blumen geflochten, und Andres mußte ſich nun ſelbſt geſtehen, daß der Fremde ſein Geſchenk recht ſinnig gewählt hatte, um ſeine Giorgina wahrhaft zu erfreuen.

Andres äußerte dies unverholen und Giorgina meinte, daß der Fremde wol ihr Schutzengel ſei, der ſie aus der tiefſten Dürftigkeit zum Wohlſtande erhebe, und daß ſie gar nicht begreife, wie Andres ſo wortkarg, ſo verſchloſſen gegen den Fremden und überhaupt ſo traurig, ſo in ſich gekehrt, bleiben könne. „Ach, liebes Herzensweib!“ ſprach Andres, „die innere Stimme, welche mir damals ſo laut ſagte, daß ich durchaus nichts von dem Fremden annehmen dürfe, die ſchweigt bis jetzt keinesweges. Ich werde oft von innern Vorwürfen gemartert; es iſt mir, als ob mit dem Gelde des Fremden unrechtes Gut in mein Haus gekommen ſei und deshalb kann mich nichts recht freuen, was dafür angeſchafft wurde. Ich kann mich jetzt wol öfter mit einer kräftigen Speiſe, mit einem Glaſe Wein erlaben; glaube mir aber, liebe Giorgina! war einmahl ein guter Holzverkauf vorgefallen und hatte mir der

liebe Gott ein paar ehrlich verdiente Groſchen mehr beſcheert, als gewöhnlich, dann ſchmeckte mir ein Glas geringen Weins viel beſſer, als jetzt der gute Wein, den der Fremde uns mitbringt. Ich kann mich mit dieſem ſonderbaren Kaufmann durchaus nicht befreunden, ja es iſt mir in ſeiner Gegenwart oft ganz unheimlich zu Muthe. Haſt Du wohl bemerkt, liebe Giorgina! daß er niemanden feſt anzuſchauen vermag? Und dabei blitzt es zuweilen aus ſeinen tiefliegenden kleinen Augen ſo ſonderbar heraus, und dann kann er bei unſern ſchlichten Reden oft ſo — bübiſch möcht' ich ſagen, lachen, daß es mich eiskalt überläuft. — Ach, möchten nur nicht meine innern Gedanken wahr werden, aber oft iſt es mir, als liege allerlei ſchwarzes Unheil im Hintergrunde, das nun der Fremde mit einemmahl hervorrufen werde, nachdem er uns in ſeinen künſtlichen Schlingen gefangen."

Giorgina ſuchte ihrem Mann die ſchwarzen Vorſtellungen auszureden, indem ſie verſicherte, wie ſie oft in ihrem Vaterlande und vorzüglich bei ihren Pflegeältern im Wirthshauſe, Perſonen kennen gelernt, deren Aeußeres noch viel widriger geweſen ſey, unerachtet es am Ende grundgute Menſchen waren. Andres ſchien getröſtet, im Innern beſchloß er aber auf der Hut zu ſeyn.

Der Fremde ſprach bei Andres wieder ein, als ſein Knabe, ein wunderſchönes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, gerade neun Monate alt geworden. Es war Giorgina's Namenstag; ſie hatte den Kleinen fremdartig und ſonderbar herausgeputzt, ſich ſelbſt in ihre liebe neapolitaniſche Tracht geworfen und ein beſſeres Mahl, als gewöhnlich, bereitet, wozu der Fremde eine Flaſche köſtlichen Weins aus dem Felleiſen hergab. Als ſie nun fröhlich bei Tiſche ſaßen und der kleine

Knabe mit ſolch' wunderbar verſtändigen Augen umherblickte, hub der Fremde an: „Euer Kind verſpricht in der That mit ſeinem beſondern Weſen ſchon jetzt recht viel und es iſt Schade, daß Ihr nicht im Stande ſeyn werdet, es gehörig zu erziehen. Ich hätte Euch wol einen Vorſchlag zu thun, Ihr werdet ihn aber verwerfen wollen, unerachtet Ihr bedenken möchtet, daß er nur Euer Glück, Euern Wohlſtand bezweckt. Ihr wißt, daß ich reich und ohne Kinder bin, ich fühle eine ganz beſondere Liebe und Zuneigung zu Euerm Knaben — Gebt mir ihn! — Ich bringe ihn nach Strasburg, wo er von einer Freundin von mir, einer alten ehrbaren Frau, auf das beſte erzogen werden und mir ſo wie Euch große Freude machen ſoll. Ihr werdet mit Euerm Kinde einer großen Laſt frei; doch müßt Ihr Euern Entſchluß ſchnell faſſen, da ich genöthigt bin, noch heute Abend abzureiſen. Auf meinen Armen trage ich das Kind bis in das nächſte Dorf; dort nehme ich dann ein Fuhrwerk." Bei dieſen Worten des Fremden riß Giorgina das Kind, das er auf ſeinen Knien geſchaukelt hatte, haſtig fort und drückte es an ihren Buſen, indem ihr die Thränen in die Augen traten. „Seht, lieber Herr!" ſprach Andres, „wie meine Frau Euch auf Euern Vorſchlag antwortet, und eben ſo bin auch ich geſinnt. Eure Abſicht mag recht gut ſeyn; aber wie möget Ihr doch uns das Liebſte rauben wollen, das wir auf Erden beſitzen? wie möget Ihr doch das eine Laſt nennen, was unſer Leben aufheitern würde, wären wir auch noch in der tiefſten Dürftigkeit, aus der uns Eure Güte geriſſen? Seht, lieber Herr! Ihr ſagtet ſelbſt, daß Ihr ohne Frau und ohne Kinder wäret; Euch iſt daher wohl die Seligkeit fremd, die gleichſam aus der Glorie des offnen Himmelreichs herabſtrömt auf Mann und Weib bei der Geburt eines Kindes. Es iſt ja die reinſte

Liebe und Himmelswonne ſelbſt, von der die Eltern erfüllt werden, wenn ſie ihr Kind ſchauen, das ſtumm und ſtill an der Mutter Bruſt liegend, doch mit gar beredten Zungen von ihrer Liebe, von ihrem höchſten Lebensglück ſpricht. — Nein, lieber Herr! ſo groß auch die Wohlthaten ſind, die Ihr uns erzeigt habt, ſo wiegen ſie doch lange nicht das auf, was uns unſer Kind werth iſt; denn wo gäbe es Schätze der Welt, die dieſem Beſitz gleich zu ſtellen? Scheltet uns daher nicht undankbar, lieber Herr! daß wir Euch Euer Anſinnen ſo ganz und gar abſchlagen. Wäret Ihr ſelbſt Vater, ſo bedürfte es weiter gar keiner Entſchuldigung für uns." — „Nun, nun," erwiederte der Fremde, indem er finſter ſeitwärts blickte, „ich glaubte Euch wohl zu thun, indem ich Euern Sohn reich und glücklich machte. Seid Ihr nicht damit zufrieden, ſo iſt davon weiter nicht die Rede." — Giorgina küßte und herzte den Knaben, als ſei er aus großer Gefahr errettet, und ihr wiedergegeben worden. Der Fremde ſtrebte ſichtlich wieder unbefangen und heiter zu ſcheinen; man merkte es indeſſen doch nur zu deutlich, wie ſehr ihn die Weigerung ſeiner Wirthsleute, ihm den Knaben zu geben, verdroſſen hatte. Statt, wie er geſagt, noch denſelben Abend fortzureiſen, blieb er wieder drei Tage, in welchen er jedoch nicht ſo, wie ſonſt bei Giorgina verweilte, ſondern mit Andres auf die Jagd zog und ſich bei dieſer Gelegenheit viel von dem Grafen Aloys von Bach erzählen ließ. Als in der Folge Ignaz Denner wieder bei ſeinem Freunde Andres einſprach, dachte er nicht mehr an ſeinen Plan, den Knaben mit ſich zu nehmen. Er war nach ſeiner Art freundlich wie vorher, und fuhr fort, Giorgina reichlich zu beſchenken, die er noch überdem wiederholt aufforderte, ſo oft ſie Luſt habe ſich mit den Juwelen aus dem Kiſtchen, das er Andres

5 *

in Verwahrung gegeben, zu ſchmücken, welches ſie auch wol dann und wann heimlich that. Oft wollte Denner, wie ſonſt, mit dem Knaben ſpielen; dieſer ſträubte ſich aber und weinte, durchaus mochte er nicht mehr zu dem Fremden gehen, als wiſſe er etwas von dem feindlichen Anſchlag, ihn ſeinen Eltern zu entführen. — Zwei Jahre hindurch hatte der Fremde nun auf ſeinen Wanderungen den Andres beſucht, und Zeit und Gewohnheit hatten die Scheu, das Mißtrauen wider Denner endlich überwunden, ſo daß Andres ſeinen Wohlſtand ruhig und heiter genoß. Im Herbſt des dritten Jahres, als die Zeit, in der Denner gewöhnlich einzuſprechen pflegte, ſchon vorüber war, pochte es in einer ſtürmiſchen Nacht hart an Andres Thür, und mehrere rauhe Stimmen riefen ſeinen Namen. Erſchrocken ſprang er aus dem Bette; als er aber zum Fenſter herausfrug, wer ihn in finſtrer Nacht ſo ſtöre und wie er gleich ſeine Doggen loslaſſen werde, um ſolche ungebetene Gäſte wegzuhetzen, da ſagte einer, er möge nur aufmachen, ein Freund ſei da, und Andres erkannte Denner's Stimme. Als er nun mit dem Licht in der Hand die Hausthür öffnete, trat ihm Denner allein entgegen. Andres äußerte, wie es ihm vorgekommen, als ob mehrere Stimmen ſeinen Namen gerufen hätten; Denner meinte dagegen, daß den Andres das Heulen des Windes getäuſcht haben müſſe. Als ſie in die Stube traten, erſtaunte Andres nicht wenig, als er den Denner näher betrachtete und ſeinen ganz veränderten Anzug gewahr wurde. Statt der grauen ſchlichten Kleidung und des Mantels trug er ein dunkelrothes Wamms und einen breiten ledernen Gurt, in dem ein Stilet und vier Piſtolen ſtaken; außerdem war er noch mit einem Säbel bewaffnet, ſelbſt das Geſicht ſchien verändert, indem auf der ſonſt glatten Stirn nun buſchichte

Augenbrauen lagen und ein ſtarker ſchwarzer Bart ſich über Lippe und Wangen zog. „Andres!“ ſprach Denner, indem er ihn mit ſeinen funkelnden Augen anblitzte, „Andres! als ich vor beinahe drei Jahren dein Weib vom Tode errettet hatte, da wünſchteſt Du, daß Gott es Dir verleihen möge, mir die Dir erzeigte Wohlthat mit Deinem Blut und Leben lohnen zu können. Dein Wunſch iſt erfüllt; denn es iſt nunmehr der Augenblick gekommen, in dem Du mir Deine Dankbarkeit, Deine Treue beweiſen kannſt. Kleide Dich an; nimm Deine Büchſe und komme mit mir, nur wenige Schritte von Deiner Wohnung ſollſt Du das übrige erfahren.“ Andres wußte nicht, was er von Denners Zumuthung halten ſollte; der Worte, die er ihm vorhielt, indeſſen wohl eingedenk, verſicherte er, wie er bereit ſei, alles nur mögliche für ihn zu unternehmen, ſo bald es nicht der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion zuwider laufe. „Darüber kannſt Du ganz ruhig ſeyn,“ rief Denner, indem er ihm lächelnd auf die Schulter klopfte; und da er bemerkte, daß Giorgina aufgeſprungen war, und vor Angſt zitternd und bebend ihren Mann umklammerte, nahm er ſie bei den Armen und ſprach, ſie ſanft zurückziehend: „Laßt Euern Mann nur immer mit mir ziehen, in wenigen Stunden iſt er wieder geſund bei Euch, und bringt Euch vielleicht was Schönes mit. Hab' ich es denn jemals böſe mit Euch gemeint? Habe ich ſelbſt dann, wenn Ihr mich verkanntet, nicht immer Euch Gutes erzeigt? Wahrhaftig, Ihr ſeid recht beſondere mißtrauiſche Leute.“ Andres zauderte noch immer ſich anzukleiden, da wandte Denner ſich zu ihm und ſprach mit zornigem Blick: „Ich hoffe, Du wirſt Deine Zuſage halten, denn es gilt nunmehr, das zu beweiſen mit der That, was Du geſprochen!“ Schnell war nun Andres angekleidet, und indem

er mit Denner zur Thüre herausſchritt, ſprach er noch einmal: „Alles, lieber Herr! will ich für Euch thun, doch etwas Unrechtes werdet Ihr wol von mir nicht fordern, da ich auch das Kleinſte, was wider mein Gewiſſen liefe, nicht vollbringen würde.“ Denner antwortete nichts, ſondern ſchritt raſch vorwärts. Sie waren durch das Dickicht gedrungen bis auf einen ziemlich geräumigen Raſenplatz; da pfiff Denner dreimal, daß der Ton ringsumher aus den ſchaurigen Klüften wiederhallte und überall in den Büſchen flackerten Windlichter auf und es rauſchte und klirrte in den dunklen Gängen, bis ſich ſchwarze gräßliche Geſtalten geſpenſtiſch hervordrängten und den Denner im Kreiſe umringten. Einer aus dem Kreiſe trat hervor und ſprach auf Andres hindeutend: „das iſt ja wol unſer neuer Geſelle, nicht wahr Hauptmann?“ „Ja,“ antwortete Denner, „ich hab' ihn aus dem Bette geholt, er ſoll ſein Probeſtück machen, es kann nun gleich vorwärts gehen.“ Andres erwachte bei dieſen Worten wie aus dumpfer Betäubung, kalter Schweiß ſtand ihm auf der Stirne; aber er ermannte ſich und rief heftig: „Was, Du ſchändlicher Betrüger, für einen Kaufmann gabſt Du Dich aus, und treibſt ein hölliſches verruchtes Gewerbe, und biſt ein verworfener Räuber? Nimmermehr will ich Dein Geſelle ſeyn und theilnehmen an Deinen Schandthaten, zu denen Du mich, wie der Satan ſelbſt, auf künſtliche hämiſche Weiſe verlocken wollteſt! — Laß mich gleich fort, Du frevelicher Böſewicht, und räume mit Deiner Rotte dies Gebiet, ſonſt verrathe ich Deine Schlupfwinkel der Obrigkeit, und Du bekommſt den Lohn für Deine Schandthaten; denn nun weiß ich es wohl, daß Du ſelbſt der ſchwarze Ignaz biſt, der mit ſeiner Bande an der Gränze gehauſet und geraubt, und gemordet hat. — Gleich laſſe mich fort, ich will Dich nie

mehr ſchauen.“ Denner lachte laut auf. „Was, Du feiger Bube?“ ſprach er: „Du unterſtehſt Dich, mir zu trotzen, Dich meinem Willen, meinem Machtwort entziehen zu wollen? Biſt Du nicht längſt ſchon unſer Geſelle? lebſt Du nicht ſchon ſeit beinahe drei Jahren von unſerm Gelde? ſchmückt ſich Dein Weib nicht mit unſerm Raube? Nun ſtehſt Du unter uns und willſt nicht arbeiten dafür was Du genoſſen? Folgſt Du uns nun nicht, zeigſt Du Dich nicht gleich als unſern rüſtigen Kumpan, ſo laſſe ich Dich gebunden in unſere Höhle werfen und meine Geſellen ziehen nach deiner Wohnung, zünden ſie an und ermorden dein Weib und deinen Knaben. Doch ich werde wol dieſe Maßregel, die nur eine Folge Deiner Halsſtarrigkeit ſeyn würde, nicht ergreifen dürfen. Nun! — wähle! — es iſt Zeit, wir müſſen fort!“ — Andres ſah nun wohl ein, daß die mindeſte Weigerung ſeiner geliebten Giorgina und dem Knaben das Leben koſten würde; den verrätheriſchen bübiſchen Denner im Innern zur Hölle verfluchend, beſchloß er daher, in ſeinen Willen ſich ſcheinbar zu fügen, rein von Diebſtahl und Mord zu bleiben und das tiefere Eindringen in die Schlupfwinkel der Bande nur dazu zu benutzen, bei der erſten günſtigen Gelegenheit ihre Aufhebung und Einziehung zu bewirken. Nach dieſem im Stillen gefaßten Entſchluß erklärte er dem Denner, wie trotz ſeines innern Widerſtrebens doch die Dankbarkeit für Giorgina's Rettung ihn verpflichte, etwas zu wagen, und er wolle daher die Expedition mitmachen, wobei er nur bitte, ihn als einen Neuling, ſo viel möglich mit dem thätigen Antheil daran zu verſchonen. Denner lobte ſeinen Entſchluß, indem er hinzufügte, wie er keinesweges verlange, daß er förmlich zur Bande übertreten ſolle, vielmehr müſſe er Revierjäger bleiben; denn ſo wäre er ihm und der Bande ſchon jetzt von

großem Nutzen geweſen, was denn auch künftig der Fall ſeyn würde.

Es war auf nichts geringeres abgeſehen, als die Wohnung eines reichen Pachters, die, von dem Dorfe abgelegen, unfern dem Walde ſtand, zu überfallen und auszuplündern. Man wußte, daß der Pachter außer dem vielen Gelde und den Koſtbarkeiten, die er beſaß, eben jetzt für erkauftes Getraide eine ſehr bedeutende Summe eingenommen hatte, die er bei ſich bewahrte und um ſo mehr verſprachen ſich die Räuber einen reichen Fang. Die Windlichter wurden ausgelöſcht und ſtill zogen die Räuber durch die engen Schleichwege, bis ſie dicht an dem Gebäude ſtanden, welches einige von der Bande umringten. Andere dagegen ſtiegen über die Mauer, und ſprengten von innen das Hofthor; einige wurden auf Wache ausgeſtellt, und unter dieſen befand ſich Andres. Bald hörte er, wie die Räuber die Thüren erbrachen und ins Haus ſtürmten, er vernahm ihr Fluchen, ihr Geſchrei, das Geheul der Gemißhandelten. Es fiel ein Schuß; der Pachter, ein beherzter Mann, mochte ſich zur Wehre ſetzen — dann wurde es ſtiller — aufgeſprengte Schlöſſer klirrten, Räuber ſchleppten Kiſten zum Hofthor heraus. Einer von des Pachters Leuten mußte in der Finſterniß entwiſcht und ins Dorf gerannt ſeyn; denn auf einmal tönte die Sturmglocke durch die Nacht, und bald darauf ſtrömten Haufen mit hellauflodernden Lichtern die Straße herauf nach der Pachterwohnung. Nun fiel Schuß auf Schuß, die Räuber ſammelten ſich im Hofe und ſtreckten alles nieder, was ſich der Mauer näherte. Sie hatten ihre Windfackeln angezündet. Andres, der auf einer Anhöhe ſtand, konnte alles überſehen. Mit Entſetzen erblickte er unter den Bauern, Jäger in der Liverei ſeines Herrn, des Grafen von Bach! — Was

ſollte er thun? — Sich zu ihnen zu begeben, war unmöglich, nur die ſchnellſte Flucht konnte ihn retten; aber wie feſtgezaubert ſtand er da hinſtarrend in den Pachterhof, wo das Gefecht immer mörderiſcher wurde; denn durch eine kleine Pforte an der andern Seite waren die Vachſchen Jäger gedrungen und mit den Räubern handgemein geworden. Die Räuber mußten zurück, ſie drängten ſich fechtend durch das Thor nach der Gegend hin, wo Andres ſtand. Er ſah Dennern, der unaufhörlich lud und ſchoß und niemals fehlte. Ein junger reichgekleideter Mann, von Vachſchen Jägern umgeben, ſchien den Anführer zu machen; auf ihn legte Denner an, aber noch ehe er abdrückte, ſtürzte er von einer Kugel getroffen mit einem dumpfen Schrei nieder. Die Räuber flohen — ſchon ſtürzten die Vachſchen Jäger herbei, da ſprang, wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben, Andres herbei und rettete Dennern, den er, ſtark wie er war, auf die Schultern warf und ſchnell forteilte. Ohne verfolgt zu werden, erreichte er glücklich den Wald. Nur einzelne Schüſſe fielen hin und wieder und bald wurde es ganz ſtill; ein Zeichen, daß es den Räubern, die nicht verwundet auf dem Platze liegen geblieben, geglückt war, in den Wald zu entkommen und daß es den Jägern und Bauern nicht rathſam ſchien, in das Dickicht einzubrechen. „Setze mich nur nieder, Andres!“ ſprach Denner, „ich bin in den Fuß verwundet und verdammt, daß ich umſtürzte, denn, unerachtet mich die Wunde ſehr ſchmerzt, glaub' ich doch nicht einmal, daß ſie bedeutend iſt.“ Andres that es, Denner holte eine kleine Phiole aus der Taſche und als er ſie öffnete, ſtrahlte ein helles Licht heraus, bei dem Andres die Wunde genau unterſuchen konnte: Denner hatte Recht; nur ein ſtarker Streifſchuß hatte den rechten Fuß getroffen, der ſtark blutete. Andres

verband die Wunde mit ſeinem Schnupftuch, Denner ließ ſeine Pfeife ertönen, aus der Ferne wurde geantwortet und nun bat er den Andres, ihn ſachte den ſchmalen Waldweg heraufzuführen, denn bald würden ſie an Ort und Stelle ſeyn. Wirklich dauerte es auch nicht lange, ſo ſahen ſie den Schein von Windlichtern durch das dunkle Gebüſch brechen und hatten jenen Raſenplatz erreicht, von dem ſie ausgegangen und wo ſie die übriggebliebenen Räuber bereits verſammelt fanden. Alle jauchzten vor Freude auf, als Denner unter ſie trat und rühmten den Andres, der, tief in ſich gekehrt, kein Wort vorzubringen vermochte. Es fand ſich, daß über die Hälfte der Bande todt, oder hart verwundet auf dem Platze liegen geblieben war; indeſſen hatten einige von den Räubern, die dazu beſtimmt waren, den Raub in Sicherheit zu bringen, mitten im Gefecht wirklich mehrere Kiſten mit koſtbarem Geräth, ſo wie eine anſehnliche Summe Geld, fortzuſchaffen gewußt, ſo daß, unerachtet das Unternehmen ſchlimm ausgegangen, doch die Beute anſehnlich blieb. Als nun das Nöthige beſprochen, wandte ſich Denner, den man unterdeſſen ordentlich verbunden hatte, und der kaum irgend einen Schmerz mehr zu fühlen ſchien, zu Andres und ſprach: „Ich habe dein Weib vom Tode errettet, Du haſt mich in dieſer Nacht der Gefangenſchaft entzogen und mich folglich auch von dem mir gewiſſen Tode befreit, wir ſind quitt! Du kannſt in Deine Wohnung zurückkehren. In den nächſten Tagen, vielleicht ſchon morgen, verlaſſen wir die Gegend; Du magſt daher ganz ruhig darüber ſeyn, daß wir Dir ähnliches, ſo wie heute, zumuthen werden. Du biſt ja ſo ein gottesfürchtiger Narr und uns nicht brauchbar. Es iſt indeſſen billig, daß Du Theil am heutigen Raube nehmeſt und überdem für meine Rettung belohnt werdeſt. Nimm

daher dieſen Beutel mit Gold und behalte mich in gutem Andenken; denn über's Jahr hoffe ich bei Dir einzuſprechen." „Gott der Herr ſoll mich behüten," erwiederte Andres heftig, „daß ich auch nur einen Pfennig von Eurem ſchändlichen Raube nehmen ſollte. Habt Ihr mich doch nur durch die abſcheulichſten Drohungen gezwungen mitzugehen, welches ich ewiglich bereuen werde. Wol mag es Sünde geweſen ſeyn, daß ich Dich, Du ſchändlicher Böſewicht! der gerechten Strafe entzogen habe; aber Gott im Himmel mag es mir nach ſeiner Langmuth verzeihen. Es war, als flehe in dem Augenblick meine Giorgina um Dein Leben, da Du das ihrige errettet, und ich konnte nicht anders, als daß ich Dich mit Gefahr meines Lebens und meiner Ehre, ja das Wohl und Weh meines Weibes und meines Kindes auf's Spiel ſetzend, der Gefahr entriß. Denn ſprich, was wäre aus mir, wenn man mich verwundet, ja was wäre aus meinem armen Weibe, meinem Knaben geworden, wenn man mich erſchlagen unter Deiner verruchten Mörderbande gefunden hätte? — Aber ſei überzeugt, daß, wenn Du die Gegend nicht verläſſeſt, wenn nur ein einziger hier geſchehener Raub, oder Mord mir kund wird, ich augenblicklich nach Fulda gehe und der Obrigkeit Deine Schlupfwinkel verrathe." — Die Räuber wollten über den Andres herfallen, um ihn für ſeine Reden zu züchtigen; Denner verbot es ihnen jedoch, indem er ſagte: „laßt doch den albernen Kerl ſchwatzen, was thut das uns? — Andres," fuhr Denner fort, „Du biſt in meiner Gewalt, ſo wie Dein Weib und Dein Knabe. Du ſo wol, als dieſe, ſollen aber ungefährdet bleiben, wenn Du mir verſprichſt, Dich ruhig in Deiner Wohnung zu halten und über Deine Mitwiſſenſchaft von dem Vorfall dieſer Nacht gänzlichz uſchweigen. Das Letzte rathe ich Dir um ſo

mehr, als meine Rache Dich furchtbar treffen und überdem die Obrigkeit Dir ſelbſt wol Deine Hülfe bei der That, ſo wie, daß Du ſchon lange von meinem Reichthum genoſſeſt, nicht ſo hingehen laſſen würde. Dagegen verſpreche ich Dir noch einmal, daß ich die Gegend gänzlich räumen will und wenigſtens von mir und meiner Bande hier kein Unternehmen mehr ausgeführt werden ſoll.“ Nachdem Andres nothgedrungen dieſe Bedingungen des Räuberhauptmanns eingegangen war und feierlich verſprochen hatte zu ſchweigen, wurde er von zwei Räubern durch wildverwachsne Fußſteige auf den breiten Waldweg geführt und es war längſt heller Morgen worden, als er in ſein Haus trat und die vor Sorge und Angſt todtenbleiche Giorgina umarmte. Er ſagte ihr nur im Allgemeinen, daß ſich ihm Denner als der verruchteſte Böſewicht offenbart, und er daher alle Gemeinſchaft mit ihm abgebrochen habe; nie ſolle er mehr ſeine Schwelle betreten. „Aber das Juwelenkäſtchen?“ unterbrach ihn Giorgina. Da fiel es dem Andres wie eine ſchwere Laſt auf's Herz. An die Kleinodien, die Denner bei ihm zurückgelaſſen, hatte er nicht gedacht, und unerklärlich ſchien es ihm, daß Dennern auch nicht ein Wort darüber entfallen war. Er ging mit ſich zu Rathe, was er wol mit dieſem Käſtchen anfangen ſolle. Zwar dachte er daran, es nach Fulda zu bringen und der Obrigkeit zu übergeben; wie ſollte er aber den Beſitz deſſelben beſchönigen, ohne ſich wenigſtens dringender Gefahr auszuſetzen, das dem Denner einmal gegebene Wort zu brechen? — Er beſchloß endlich, dieſen Schatz getreulich zu bewahren, bis der Zufall ihm Gelegenheit darbieten würde, es Dennern wieder zuzuſtellen, oder beſſer noch, es, ohne ſein Wort zu brechen, an die Obrigkeit zu bringen. —

Der Ueberfall der Pachterwohnung hatte nicht geringen Schreck in der ganzen Gegend verurſacht; denn es war das kühnſte Wageſtück, das die Räuber ſeit Jahren unternommen und ein ſichrer Beweis, daß die Bande, welche ſich erſt durch gemeine Diebereien, dann durch das Anhalten und Berauben einzelner Reiſenden kund that, bedeutend verſtärkt haben mußte. Nur dem Zufall, daß der Neffe des Grafen von Bach, von mehreren Leuten ſeines Oheims begleitet, eben in dem Dorfe, das unfern der Pachterwohnung lag, übernachtete und auf den erſten Lärm den Bauern, die gegen die Räuber auszogen, zu Hülfe eilte, hatte der Pachter die Rettung ſeines Lebens und des größten Theils ſeiner Baarſchaft zu verdanken. Drei von den Räubern, die auf dem Platz geblieben waren, lebten noch den andern Tag und gaben Hoffnung, von ihren Wunden zu geneſen. Man hatte ſie ſorgfältig verbunden und in das Dorfgefängniß geſperrt; als man indeſſen am frühen Morgen des dritten Tages ſie abführen wollte, fand man ſie durch viele Stiche ermordet, ohne daß man hätte errathen können, wie das zugegangen. Jede Hoffnung der Gerichte, von den Gefangenen näheren Aufſchluß über die Bande zu erhalten, war daher vereitelt. Andres ſchauderte im Innern, als er das Alles erzählen hörte, als er vernahm, wie mehrere Bauern und Jäger des Grafen von Bach zum Theil getödtet, zum Theil ſchwer verwundet worden. — Starke Patrouillen von Fuldaiſchen Reitern durchſtreiften den Wald, und ſprachen öfters bei ihm ein; jeden Augenblick mußte Andres befürchten, daß man Dennern ſelbſt, oder wenigſtens einen von der Bande einbringen, und dieſer ihn dann als Genoſſe jener kühnen Frevelthat erkennen und angeben werde. Zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er die folternde Quaal des böſen Gewiſſens, und

doch hatte ihn nur die Liebe zu ſeinem Weibe, zu dem Knaben, gezwungen, dem frevelichen Anſinnen Denners nachzugeben.

Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, es war unmöglich den Räubern auf die Spur zu kommen, und Andres überzeugte ſich bald, daß Denner Wort gehalten und die Gegend mit ſeiner Bande verlaſſen hatte. Das Geld, welches er noch von Denner's Geſchenken übrig behalten, ſo wie die goldene Nadel, legte er zu den Kleinodien in das Kiſtchen; denn er wollte nicht noch mehr Sünde auf ſich laden und von geraubtem Gelde ſich gütlich thun. So kam es denn, daß Andres bald wieder in die vorige Dürftigkeit und Armuth gerieth; aber immer mehr erheiterte ſich ſein Inneres, je längere Zeit verſtrich, ohne daß irgend etwas ſein ruhiges Leben verſtört hätte. Nach zwei Jahren gebar ihm ſein Weib noch einen Knaben, ohne jedoch, wie das erſtemal, zu erkranken, wiewol ſie ſich herzlich nach jener beſſern Koſt und Pflege ſehnte, die ihr damals ſo wohl gethan. Andres ſaß einſt in der Abenddämmerung traulich mit ſeinem Weibe zuſammen, die den jüngſtgebornen Knaben an der Bruſt hatte, während der Aeltere ſich mit dem großen Hunde herumbalgte, der, als Liebling ſeines Herrn, wol in der Stube ſeyn durfte. Da kam der Knecht hinein, und ſagte, wie ein Menſch, der ihm ganz verdächtig vorkomme, ſchon ſeit beinahe einer Stunde um das Haus herumſchleiche. Andres war im Begriff mit ſeiner Büchſe hinauszugehen, als er vor dem Hauſe ſeinen Namen rufen hörte. Er öffnete das Fenſter und erkannte auf den erſten Blick den verhaßten Ignaz Denner, der ſich wieder in den grauen Kaufmannshabit geworfen hatte, und ein Felleiſen unter dem Arme trug. „Andres,“ rief Denner, „Du mußt mir dieſe Nacht Herberge

Städt. Volksbücherei
Starnberg

geben in Deinem Hauſe, morgen ziehe ich weiter.“ „Was? Du unverſchämter verruchter Böſewicht?“ rief Andres in vollem Zorn, „Du wagſt es Dich wieder hier ſehen zu laſſen? Habe ich Dir nicht treulich Wort gehalten, nur damit Du Dein Verſprechen erfüllen und auf immer dieſe Gegend verlaſſen ſollteſt? Du darfſt nicht mehr meine Schwelle betreten — entferne Dich ſchnell, oder ich ſchieße Dich mörderiſchen Buben nieder! — Doch warte, ich will Dir Dein Gold, Dein Geſchmeide, womit Du Satan mein Weib verblenden wollteſt, hinabwerfen; dann magſt Du ſchnell forteilen. Ich laſſe Dir drei Tage Zeit, ſpüre ich aber dann nur auf irgend eine Weiſe Deine und Deiner Bande Gegenwart, ſo eile ich ſchnell nach Fulda und entdecke Alles, was ich weiß, der Obrigkeit. Magſt Du nun Deine Drohungen gegen mich und mein Weib erfüllen wollen, ich verlaſſe mich auf den Beiſtand Gottes, und werde Dich Böſewicht mit meinem guten Gewehr zn treffen wiſſen.“ Nun holte Andres ſchnell das Käſtchen herbei, um es hinabzuwerfen; als er aber an's Fenſter trat, war Denner verſchwunden, und unerachtet die Doggen die ganze Gegend rings ums Haus durchſpüren mußten, war es doch nicht möglich ihn aufzufinden. Andres ſah nun wohl ein, wie er, Denner's Bosheit ausgeſetzt, nun in großer Gefahr ſchwebe; er war daher allnächtlich auf ſeiner Hut, indeſſen blieb alles ruhig und Andres überzeugte ſich, daß Denner nur allein den Wald durchſtrichen hatte. Um indeſſen ſeinen ängſtlichen Zuſtand zu enden, ja um ſein Gewiſſen zu beruhigen, das ihn mit Vorwürfen quälte, beſchloß er nun nicht länger zu ſchweigen, ſondern dem Rath in Fulda ſein ganzes unverſchuldetes Verhältniß mit Denner zu berichten und zugleich das Kiſtchen mit den Kleinodien abzuliefern. Andres wußte wohl, daß er

Stadtbücherei Sternberg

ohne Strafe nicht abkommen würde, jedoch verließ er ſich auf ſein reuiges Bekenntniß eines Fehltritts, zu dem ihn der verruchte Ignaz Denner, wie der Satan ſelbſt, verlockt und gezwungen, ſo wie auf die Fürſprache ſeines Herrn, des Grafen von Bach, der dem treuen Diener ein günſtiges Zeugniß nicht verſagen konnte. Er hatte mit ſeinem Knechte mehrmals den Wald durchſtreift und nie war ihm etwas verdächtiges aufgeſtoßen; für ſein Weib war daher jetzt keine Gefahr vorhanden und er wollte ungeſäumt nach Fulda gehen, um ſeinen Vorſatz auszuführen. An dem Morgen, als er ſich zur Reiſe bereit gemacht, kam ein Bote von dem Grafen von Bach, der ihn augenblicklich auf das Schloß ſeines Herrn mitgehen hieß. Statt nach Fulda wanderte er alſo fort mit dem Boten nach dem Schloß, nicht ohne Bangigkeit, was wol dieſer ganz ungewöhnliche Ruf ſeines Herrn zu bedeuten haben werde. Als er in dem Schloß angekommen, mußte er gleich in das Zimmer des Grafen treten. „Freue Dich, Andres, rief dieſer ihm entgegen, Dich hat ein ganz unerwartetes Glück getroffen. Erinnerſt Du Dich wol noch unſers alten mürriſchen Hauswirths in Neapel, des Pflegevaters Deiner Giorgina? Der iſt geſtorben; aber auf dem Sterbebette hatte ihn noch das Gewiſſen gerührt wegen der abſcheulichen Behandlung des armen verwaiſ'ten Kindes, und deshalb hat er ihr zweitauſend Dukaten vermacht, die bereits in Wechſelbriefen in Frankfurt angekommen ſind und die Du bei meinem Bankier heben kannſt. Willſt Du Dich gleich nach Frankfurt aufmachen, ſo laſſe ich Dir auf der Stelle das nöthige Certifikat ausfertigen, damit Dir das Geld ohne Anſtand ausgezahlt werde.“ Den Andres machte die Freude ſprachlos, und der Graf von Bach ergötzte ſich nicht wenig an dem Entzücken ſeines treuen Dieners.

Andres beſchloß, als er ſich gefaßt hatte, ſeinem Weibe eine unvermuthete Freude zu bereiten; er nahm daher ſeines Herrn gnädiges Anerbieten an, und machte ſich, nachdem er die Urkunde zu ſeiner Legitimation erhalten, auf den Weg nach Frankfurt.

Seinem Weibe ließ er ſagen, wie ihn der Graf mit wichtigen Aufträgen verſchickt habe, und er daher einige Tage ausbleiben werde. — Als er in Frankfurt angekommen, wies ihn der Bankier des Grafen, bei dem er ſich meldete, an einen andern Kaufmann, der mit der Auszahlung des Legats beauftragt ſeyn ſollte. Andres fand ihn endlich und erhielt die anſehnliche Summe wirklich ausgezahlt. Immer nur an Giorgina denkend, immer darnach trachtend, ihre Freude recht vollkommen zu machen, kaufte er für ſie allerlei ſchöne Sachen und auch eine goldene Nadel, der ganz gleich, welche ihr Denner geſchenkt hatte, und da er nun das ſchwere Felleiſen nicht wohl als Fußgänger fortbringen konnte, verſchaffte er ſich ein Pferd. So trat er nun, nachdem er ſechs Tage abweſend geweſen, wohlgemuth ſeine Rückreiſe an. Bald hatte er den Forſt und ſeine Wohnung erreicht. Er fand das Haus feſt verſchloſſen. Laut rief er den Knecht, ſeine Giorgina, niemand antwortete: die Hunde winſelten im Hauſe eingeſperrt. Da ahnete er großes Unglück und ſchlug heftig an die Thür und ſchrie laut: Giorgina! — Giorgina! — Nun rauſchte es am Bodenfenſter, Giorgina ſchaute heraus und rief: „Ach Gott! — Ach Gott! Andres, biſt Du es? — Geprieſen ſei die Macht des Himmels, daß Du nur wieder da biſt.“ Als Andres nun durch die geöffnete Thür eintrat, fiel ihm ſein Weib todtenbleich und laut heulend in die Arme. Regungslos ſtand er da; endlich faßte er ſein Weib, die mit erſchlafften

Gliedern zu Boden ſinken wollte, und trug ſie in die Stube. Aber wie mit eiſigen Krallen packte ihn das Entſetzen bei dem gräßlichen Anblick. Die ganze Stube voller Blutflecke an dem Boden, an den Wänden, ſein jüngſter Knabe mit zerſchnittener Bruſt todt auf ſeinem Bettchen! — „Wo iſt George, wo iſt George?" ſchrie Andres endlich auf in wilder Verzweiflung, aber in dem Augenblick hörte er, wie der Knabe die Treppe herabtrippelte und nach dem Vater rief. — Zerbrochene Gläſer, Flaſchen, Teller lagen umher. Der große ſchwere Tiſch, ſonſt an der Wand ſtehend, war in die Mitte des Zimmers gerückt, eine ſonderbar geformte Kohlpfanne, mehrere Phiolen und eine Schüſſel mit geronnenem Blut ſtanden auf demſelben. Andres nahm ſein armes Knäblein aus dem Bette. Giorgina verſtand ihn, ſie holte Tücher herbei, in die ſie den Leichnam wickelten und im Garten begruben. Andres ſchnitt ein kleines Kreuz aus Eichenholz und ſetzte es auf den Grabhügel. Kein Wort, kein Laut entfloh den Lippen der unglücklichen Eltern. In dumpfem düſterem Schweigen hatten ſie die Arbeit vollendet und ſaßen nun vor dem Hauſe in der Abenddämmerung, den ſtarren Blick in die Ferne gerichtet. Erſt den andern Tag konnte Giorgina den Verlauf deſſen, was ſich in Andres Abweſenheit zugetragen, erzählen. Am vierten Tage, nachdem Andres ſein Haus verlaſſen, hatte der Knecht zur Mittagszeit wieder allerlei verdächtige Geſtalten durch den Wald wanken geſehen, und Giorgina deshalb des Mannes Rückkehr herzlich gewünſcht. Mitten in der Nacht wurde ſie durch lautes Toben und Schreien dicht vor dem Hauſe aus dem Schlafe geweckt, der Knecht ſtürzte herein und verkündete voller Schreck, daß das ganze Haus von Räubern umringt und an eine Gegenwehr gar nicht zu denken ſei. Die Doggen wütheten, aber

bald ſchien es, als würden ſie beſchwichtigt und man rief laut: Andres! — Andres! — Der Knecht faßte ſich ein Herz, öffnete ein Fenſter und rief herab, daß der Revierjäger Andres nicht zu Hauſe ſei. „Nun, es thut nichts,“ antwortete eine Stimme von unten herauf, „öffne nur die Thür, denn wir müſſen bei Euch einkehren, Andres wird bald nachfolgen.“ Was blieb dem Knecht übrig, als die Thür zu öffnen; da ſtrömte der helle Haufe der Räuber herein und begrüßte Giorgina als die Frau ihres Cameraden, dem der Hauptmann Freiheit und Leben zu danken habe. Sie verlangten, daß Giorgina ihnen ein tüchtiges Eſſen bereiten möge, weil ſie Nachts ein ſchweres Stück Arbeit vollbracht, das aber herrlich gelungen ſei. Zitternd und bebend machte Giorgina in der Küche ein großes Feuer an und bereitete das Mahl, wozu ſie Wildpret, Wein und allerlei andere Ingredienzien von einem der Räuber empfing, der der Küchen- und Kellermeiſter der Bande zu ſeyn ſchien. Der Knecht mußte den Tiſch decken und das Geſchirr herbeibringen. Er nahm den Augenblick wahr und ſchlich ſich fort zu ſeiner Frau in die Küche. „Ach wißt Ihr wol,“ fing er voller Entſetzen an, „was für eine That die Räuber in dieſer Nacht verübt haben? Nach langer Abweſenheit und nach langer Vorbereitung haben ſie vor etlichen Stunden das Schloß des Herrn Grafen von Vach überfallen, und nach tapferer Gegenwehr mehrere ſeiner Leute und ihn ſelbſt getödtet, das Schloß aber angezündet.“ Giorgina ſchrie unaufhörlich: „ach mein Mann, wenn mein Mann nur auf dem Schloſſe geweſen wäre — Ach, der arme Herr!“ — Die Räuber tobten und ſangen unterdeſſen in der Stube und ließen ſich den Wein wohl ſchmecken, bis ihnen das Mahl aufgetragen wurde. Der Morgen fing ſchon an zu dämmern als der

verhaßte Denner erſchien; nun wurden die Kiſten und Felleiſen, die ſie auf ihren Packpferden mitgebracht hatten, geöffnet. Giorgina hörte, wie ſie vieles Geld zählten und wie die Silbergeſchirre klirrten; es ſchien alles verzeichnet zu werden. Endlich als es ſchon lichter Tag geworden, brachen die Räuber auf, nur Denner blieb zurück. Er nahm eine freundliche leutſelige Miene an, und ſprach zu Giorgina: „Ihr ſeid wohl recht erſchreckt worden, liebe Frau; denn Euer Mann ſcheint Euch nicht geſagt zu haben, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit unſer Camerad geworden. Es thut mir in der That leid, daß er nicht zu Hauſe gekommen iſt; er muß einen andern Weg eingeſchlagen und uns verfehlt haben. Er war mit uns auf dem Schloſſe des Böſewichts, des Grafen von Bach, der uns vor zwei Jahren auf alle nur mögliche Weiſe verfolgt hat und an dem in voriger Nacht wir Rache nahmen — Er fiel, kämpfend, von Eures Mannes Hand. Beruhigt Euch nur, liebe Frau, und ſagt dem Andres, daß er mich nun ſo bald nicht wieder ſehen würde, da die Bande ſich auf einige Zeit trennt. Heute Abend verlaſſe ich Euch. — Ihr habt lauter hübſche Kinder, liebe Frau! Das iſt ja wieder ein herrlicher Knabe.“ Mit dieſen Worten nahm er den Kleinen von Giorgina's Arm und wußte mit ihm ſo freundlich zu ſpielen, daß das Kind lachte und jauchzte und gern bei ihm blieb, bis er es wieder der Mutter zurückgab. Schon war es Abend geworden, als Denner zu Giorgina ſagte: „Ihr merkt wohl, daß ich, unerachtet ich kein Weib und keine Kinder habe, welches mir manchmal recht nahe geht, doch gar zu gern mit kleinen Kindern ſpiele und tändle. Gebt mir doch Euern Kleinen auf die wenigen Augenblicke, die ich noch bei Euch zubringe. Nicht wahr? der Kleine iſt jetzt gerade neun Wochen

alt.“ Giorgina bejahte das und gab, jedoch nicht ohne inneres Widerſtreben, den kleinen Knaben Dennern hin, der ſich mit ihm vor die Hausthür ſetzte und Giorgina bat, ihm nun das Abendeſſen zu bereiten, weil er in einer Stunde fortmüßte. Kaum war Giorgina in die Küche getreten, als ſie ſah, wie Denner mit dem Kinde auf dem Arm in die Stube ging. Bald darauf verbreitete ſich ein ſeltſam riechender Dampf durch das Haus, der aus der Stube zu quillen ſchien. Giorgina wurde von unbeſchreiblicher Angſt ergriffen; ſie lief ſchnell nach der Stube und fand die Thür von innen verriegelt. Es war ihr, als höre ſie das Kind leiſe wimmern. „Rette, rette mein Kind aus den Klauen des Böſewichts!“ ſo ſchrie ſie, eine gräßliche That ahnend, dem Knecht entgegen, der eben in das Haus trat. Dieſer ergriff ſchnell die Axt und ſprengte die Thür. Dicker ſtinkender Dampf ſchlug ihnen entgegen. Mit einem Sprunge war Giorgina im Zimmer; der Knabe lag nackt über einer Schüſſel, in die ſein Blut tröpfelte. Sie ſah nur noch, wie der Knecht mit der Axt ausholte, um den Denner zu treffen, wie dieſer dem Schlage auswich, den Knecht unterlief und mit ihm rang. Es war ihr, als höre ſie jetzt mehrere Stimmen dicht vor den Fenſtern, bewußtlos ſank ſie zu Boden. Als ſie wieder erwachte, war es finſtre Nacht worden, aber ganz betäubt vermochte ſie nicht die erſtarrten Glieder zu regen. Endlich wurde es Tag und nun ſah ſie mit Entſetzen, wie das Blut im Zimmer ſchwamm. Stücke von Denner's Kleidern lagen überall umher — ein ausgeriſſener Schopf von des Knechts Haaren — die Axt blutig daneben — der Knabe vom Tiſche herabgeſchleudert mit zerſchnittener Bruſt. Auf's neue wurde Giorgina ohnmächtig, ſie glaubte zu ſterben, aber ſie erwachte wie aus dem Todesſchlummer, als es

ſchon Mittag geworden. Sie raffte ſich mühſam auf, ſie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte ſie, auch Georg ſei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, ſie floh aus dem Zimmer in den Hof und ſchrie laut: „Georg! — Georg!“ Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenſter herab: „Mutter, ach liebe Mutter, biſt Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert ſehr!“ — Schnell ſprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angſt bei dem Lärm im Hauſe in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Bruſt. Sie verſchloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den ſie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab geſehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menſchen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die ſchönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, ſo iſt es doch wahr?“ ſchrie ſie entſetzt auf, „ſo biſt Du doch“ — Andres ließ ſie nicht ausreden, ſondern erzählte ausführlich, welches Glück ſie betroffen und wie er in Frankfurt geweſen ſei, wo er ſich ihre Erbſchaft habe auszahlen laſſen. — Der Neffe des ermordeten Grafen von Vach war nun Beſitzer der Güter worden; bei dieſem wollte ſich Andres melden, getreulich alles Geſchehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen, der ihm ſo viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hauſe nicht zurückbleiben. Andres beſchloß daher, ſeine beſten leicht fortzuſchaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuſpannen und ſo mit ſeinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer

zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Vachſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins hölliſche Verderben bringen kannſt?" ſprach der Commiſſarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt Du Dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Frevelthaten zu begehen? Immer warſt Du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſeyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin un=

ſchon Mittag geworden. Sie raffte ſich mühſam auf, ſie rief laut den Georg, aber als niemand antwortete, glaubte ſie, auch Georg ſei ermordet. Die Verzweiflung gab ihr Kräfte, ſie floh aus dem Zimmer in den Hof und ſchrie laut: „Georg! — Georg!“ Da antwortete es mit matter kläglicher Stimme vom Bodenfenſter herab: „Mutter, ach liebe Mutter, biſt Du denn da? Komm herauf zu mir! mich hungert ſehr!“ — Schnell ſprang jetzt Giorgina hinauf und fand den Kleinen, der vor Angſt bei dem Lärm im Hauſe in die Bodenkammer gekrochen war und nicht gewagt hatte herauszukommen. Mit Entzücken drückte Giorgina den Kleinen an die Bruſt. Sie verſchloß das Haus und wartete nun von Stunde zu Stunde in der Bodenkammer auf Andres, den ſie auch verloren glaubte. Der Knabe hatte von oben herab geſehen, wie mehrere Männer ins Haus gingen und mit Denner'n einen todten Menſchen heraustrugen. — Endlich bemerkte auch Giorgina das Geld und die ſchönen Sachen, die Andres mitgebracht hatte. „Ach, ſo iſt es doch wahr?“ ſchrie ſie entſetzt auf, „ſo biſt Du doch“ — Andres ließ ſie nicht ausreden, ſondern erzählte ausführlich, welches Glück ſie betroffen und wie er in Frankfurt geweſen ſei, wo er ſich ihre Erbſchaft habe auszahlen laſſen. — Der Neffe des ermordeten Grafen von Vach war nun Beſitzer der Güter worden; bei dieſem wollte ſich Andres melden, getreulich alles Geſchehene erzählen, Denner's Schlupfwinkel entdecken und bitten, ihn ſeines Dienſtes zu entlaſſen, der ihm ſo viel Noth und Gefahr bringe. Giorgina durfte mit dem Knaben im Hauſe nicht zurückbleiben. Andres beſchloß daher, ſeine beſten leicht fortzuſchaffenden Sachen auf einen kleinen Leiterwagen zu packen, das Pferd vorzuſpannen und ſo mit ſeinem Weibe und Kinde eine Gegend auf immer

zu verlaſſen, die ihm nur die ſchrecklichſten Erinnerungen erregen und überdem niemals Ruhe und Sicherheit gewähren konnte. Der dritte Tag war zur Abreiſe beſtimmt, und eben packten ſie einen Kaſten, als ein ſtarkes Pferdegetrappel immer näher und näher kam. Andres erkannte den Bachſchen Förſter, der bei dem Schloſſe wohnte; hinter ihm ritt ein Commando Fuldaiſcher Dragoner. „Nun da finden wir ja den Böſewicht gerade bei der Arbeit, ſeinen Raub in Sicherheit zu bringen," rief der Commiſſarius des Gerichts, der mitgekommen. Andres erſtarrte vor Staunen und Schreck. Giorgina war halb ohnmächtig. Sie fielen über ihn her, banden ihn und ſein Weib mit Stricken und warfen ſie auf den Leiterwagen, der ſchon vor dem Hauſe ſtand. Giorgina jammerte laut um den Knaben und flehte um Gottes willen, daß man ihn ihr mitgeben möge. „Damit Du Deine Brut auch noch ins hölliſche Verderben bringen kannſt?" ſprach der Commiſſarius und riß den Knaben mit Gewalt aus Giorgina's Armen. Schon ſollte es fortgehen, da trat der alte Förſter, ein rauher aber biederer Mann, noch einmal an den Wagen und ſagte: „Andres, Andres, wie haſt Du Dich denn von dem Satan verlocken laſſen, ſolche Frevelthaten zu begehen? Immer warſt Du ja ſonſt ſo fromm und ehrlich!" „Ach lieber Herr!" ſchrie Andres auf im höchſten Jammer, „ſo wahr Gott im Himmel lebt, ſo wie ich dereinſt ſelig zu ſterben hoffe, ich bin unſchuldig. Ihr habt mich ja gekannt von früher Jugend her; wie ſollte ich, der ich niemals Unrechtes gethan, ſolch ein abſcheulicher Böſewicht geworden ſeyn? — denn ich weiß wohl, daß Ihr mich für einen verruchten Räuber und Theilnehmer an der Frevelthat haltet, die auf dem Schloſſe meines geliebten unglücklichen Herrn verübt worden iſt. Aber ich bin un-

ſchuldig bei meinem Leben und meiner Seligkeit!" „Nun" ſagte der alte Förſter, „wenn Du unſchuldig biſt, ſo wird das an den Tag kommen, mag auch noch ſo viel wider Dich ſprechen. Deines Knaben und des Beſitzthums, was Du zurückläſſeſt, will ich mich getreulich annehmen, ſo daß, wenn Deine und Deines Weibes Unſchuld erwieſen, Du den Jungen friſch und munter und Deine Sachen unverſehrt wiederfinden ſollſt." Das Geld nahm der Commiſſarius des Gerichts in Beſchlag. Unterweges frug Andres Giorginen, wo ſie denn das Käſtchen verwahrt habe; ſie geſtand, wie es ihr jetzt leid thue, daß ſie es dem Denner überliefert, da es jetzt der Obrigkeit hätte übergeben werden können. In Fulda trennte man den Andres von ſeinem Weibe und warf ihn in ein tiefes finſtres Gefängniß. Nach einigen Tagen wurde er zum Verhör geführt. Man beſchuldigte ihn der Theilnahme an dem im Vachſchen Schloſſe verübten Raubmorde und ermahnte ihn die Wahrheit zu geſtehen, da ſchon alles wider ihn ſo gut als ausgemittelt ſei. Andres erzählte nun getreulich Alles, was ſich mit ihm zugetragen, von dem erſten Eintritt des abſcheulichen Denners in ſein Haus bis zu dem Augenblick ſeiner Verhaftung. Er klagte ſich ſelbſt voll Reue des einzigen Vergehens an, daß er, um Weib und Kind zu retten, bei der Plünderung des Pachters zugegen war, und den Denner von der Gefangennehmung befreite, und betheuerte ſeine gänzliche Unſchuld Rückſichts des letzten von der Dennerſchen Bande verübten Raubmordes, da er zu eben derſelben Zeit in Frankfurt geweſen ſei. Jetzt öffneten ſich die Thüren des Gerichtsſaals und der abſcheuliche Denner wurde hereingeführt. Als er den Andres erblickte, lachte er auf in teufliſchem Hohn und ſprach: „Nun, Kamerad, haſt Du Dich auch erwiſchen laſſen? Hat Dir Deines Weibes

Gebet denn nicht herausgeholfen?" Die Richter forderten Denner'n auf, ſein Bekenntniß Rückſichts des Andres zu wiederholen und er ſagte aus, daß eben der Vachſche Revierjäger Andres, der jetzt vor ihm ſtehe, ſchon ſeit fünf Jahren mit ihm verbunden und das Jägerhaus ſein beſter und ſicherſter Schlupfwinkel geweſen ſei. Andres habe immer den ihm gebührenden Antheil vom Raube erhalten, wiewol er nur zweimal thätig bei den Räubereien mitgewirkt. Einmahl nehmlich bei der Beraubung des Pachters, wo er ihn, den Denner, aus der dringendſten Gefahr errettet, und dann bei dem Unternehmen gegen den Grafen Aloys von Vach, der eben durch einen glücklichen Schuß des Andres getödtet worden ſei. — Andres gerieth in Wuth, als er dieſe ſchändliche Lüge hörte. „Was?" ſchrie er, „Du verruchter teufliſcher Böſewicht, Du wagſt es, mich der Ermordung meines lieben armen Herrn anzuklagen, die Du ſelbſt verübt? — Ja! ich weiß es, nur Du ſelbſt biſt ſolcher That fähig; aber Deine Rache verfolgt mich, weil ich aller Gemeinſchaft mit Dir entſagt habe, weil ich drohte, Dich als einen verruchten Räuber und Mörder niederzuſchießen, ſo wie Du meine Schwelle betreten würdeſt. Darum haſt Du mit Deiner Bande mein Haus überfallen, als ich abweſend war; darum haſt Du mein armes unſchuldiges Kind und meinen braven Knecht ermordet! — Aber Du wirſt der ſchrecklichen Strafe des gerechten Gottes nicht entgehen, ſollte ich auch Deiner Bosheit unterliegen." Nun wiederholte Andres ſein voriges Bekenntniß unter den heiligſten Betheurungen der Wahrheit; aber Denner lachte höhniſch und meinte, warum er denn aus allzugroßer Furcht vor dem Tode noch erſt das Gericht zu belügen ſich unterfange, und daß es ſich ſchlecht mit der Frömmigkeit, von der er ſo viel Aufhebens

mache, vereinbare, daß er Gott und die Heiligen zur Bekräftigung ſeiner falſchen Ausſagen anrufe. — Die Richter wußten in der That nicht, was ſie von dem Andres, deſſen Miene und Sprache die Wahrheit ſeiner Ausſage zu beſtätigen ſchien, ſo wie von Denner's kalter Feſtigkeit denken ſollten. — Nun wurde Giorgina vorgeführt, die in namenloſem Jammer laut weinend auf den Mann zuſtürzte. Sie wußte nur Unzuſammenhängendes zu erzählen, und unerachtet ſie den Denner des entſetzlichen Mordes ihres Knaben anklagte, ſchien Denner doch keinesweges entrüſtet, ſondern behauptete, wie er ſchon früher gethan, daß Giorgina nie etwas von den Unternehmungen ihres Mannes gewußt habe, ſondern ganz unſchuldig ſei. Andres wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt. Einige Tage nachher ſagte ihm der ziemlich gutmüthige Gefangenwärter, daß ſein Weib, da ſowol Denner, als die übrigen Räuber fortwährend ihre Unſchuld behauptet, ſonſt auch nichts wider ſie ausgemittelt worden, der Haft entlaſſen ſei. Der junge Graf von Bach, ein edelmüthiger Herr, der ſogar an ſeiner, des Andres, Schuld zu zweifeln ſcheine, habe Caution geſtellt, und der alte Förſter Giorginen in einem ſchönen Wagen abgeholt. Vergebens habe Giorgina gebeten, ihren Mann ſehen zu dürfen; das ſei ihr vom Gericht gänzlich abgeſchlagen worden. Den armen Andres tröſtete dieſe Nachricht nicht wenig, da mehr, als ſein Unglück, ihm ſeines Weibes elender Zuſtand im Gefängniß zu Herzen ging. Sein Prozeß verſchlimmerte ſich indeſſen von Tage zu Tage. Es war erwieſen, daß eben, wie Denner es angegeben, ſeit fünf Jahren Andres in einen gewiſſen Wohlſtand gerieth, deſſen Quelle nur die Theilnahme an den Räubereien ſeyn konnte. Ferner geſtand Andres ſelbſt ſeine Abweſenheit von

Hauſe während der auf dem Bachſchen Schloſſe verübten That, und ſeine Angabe wegen ſeiner Erbſchaft und ſeines Aufenthalts in Frankfurt blieb verdächtig, weil er den Namen des Kaufmanns, von dem er das Geld ausgezahlt erhalten haben wollte, durchaus nicht anzugeben wußte. Der Bankier des Grafen von Bach, ſo wie der Hauswirth in Frankfurt, bei dem Andres eingekehrt war, verſicherten einſtimmig, wie ſie ſich des beſchriebenen Revierjägers gar nicht erinnern könnten; der Gerichtshalter des Grafen von Bach, der das Certifikat für den Andres ausgefertigt hatte, war geſtorben und niemand von den Bachſchen Dienern wußte etwas von der Erbſchaft, da der Graf nichts davon geäußert, Andres aber auch davon geſchwiegen, weil er, aus Frankfurt zurückkehrend, ſein Weib mit dem Gelde überraſchen wollte. So blieb alles, was Andres vorbrachte, um nachzuweiſen, daß er zur Zeit des Raubes in Frankfurt geweſen und das Geld ehrlich erworben ſei, unausgemittelt. Denner blieb dagegen bei ſeiner frühern Behauptung und ihm ſtimmten ſämmtliche Räuber, die eingefangen worden, in allem bei. Alles dieſes hätte aber die Richter noch nicht ſo von der Schuld des unglücklichen Andres überzeugt, als die Ausſage von zwei Bachſchen Jägern, die bei dem Schein der Flammen ganz genau den Andres erkannt und geſehen haben wollten, wie von ihm der Graf niedergeſtreckt wurde. Nun war Andres in den Augen des Gerichts ein verſtockter heuchleriſcher Böſewicht und geſtützt auf das Reſultat aller jener Ausſagen und Beweiſe wurde ihm die Tortur zuerkannt, um ſeinen ſtarren Sinn zu beugen, und ihn zum Geſtändniß zu bringen. Schon über ein Jahr ſchmachtete Andres im Kerker, der Gram hatte ſeine Kräfte aufgezehrt, und ſein ſonſt robuſter ſtarker Körper war ſchwach und ohnmächtig geworden. Der

ſchreckliche Tag, an dem die Pein ihm das Geſtändniß einer That, welche er niemals begangen, abdringen ſollte, kam heran. Man führte ihn in die Folterkammer, wo die entſetzlichen mit ſinnreicher Grauſamkeit erfundenen Inſtrumente lagen, und die Henkersknechte ſich bereiteten, den Unglücklichen zu martern. Nochmals wurde Andres ermahnt, die That, deren er ſo dringend verdächtig, ja deren er durch das Zeugniß jener Jäger überführt worden, zu geſtehen. Er betheuerte wiederum ſeine Unſchuld, und wiederholte alle Umſtände ſeiner Bekanntſchaft in denſelben Worten, wie er es im erſten Verhör gethan. Da ergriffen ihn die Knechte, banden ihn mit Stricken und marterten ihn, indem ſie ſeine Glieder ausrenkten und Stacheln einbohrten in das gedehnte Fleiſch. Andres vermochte nicht die Quaal zu ertragen: vom Schmerz gewaltſam zerriſſen, den Tod wünſchend, geſtand er alles was man wollte, und wurde ohnmächtig in den Kerker zurückgeſchleppt. Man ſtärkte ihn, wie es nach erlittener Tortur gewöhnlich, mit Wein und er fiel in einen zwiſchen Wachen und Schlafen hinbrütenden Zuſtand. Da war es ihm als löſten ſich die Steine aus der Mauer, und als fielen ſie krachend herab auf den Boden des Kerkers. Ein blutrother Schimmer drang durch und in ihm trat eine Geſtalt hinein, die, unerachtet ſie Denner's Züge hatte, ihm doch nicht Denner zu ſeyn ſchien. Glühender funkelten die Augen, ſchwärzer ſtarrte das ſtruppige Haar auf der Stirn empor und tiefer ſenkten ſich die finſtern Augenbrauen in die dicke Muskel herab, die über der krummgebogenen Habichtsnaſe lag. Auf gräßlich ſeltſame Weiſe war das Geſicht verſchrumpft und verzerrt, und die Kleidung fremd und abentheuerlich, wie er Dennern niemals geſehen. Ein feuerrother mit Gold ſtark verbrämter weiter Mantel hing in bauſchichten

Falten der Geſtalt über die Schultern, ein breiter niedergekrempter ſpaniſcher Hut mit herabhängender rother Feder ſaß ſchief auf dem Kopfe, ein langer Stoßdegen hing an der Seite, und unter dem linken Arm trug die Geſtalt ein kleines Kiſtchen. So ſchritt der geſpenſtiſche Unhold auf Andres zu in hohlem dumpfen Tone ſprechend: „Nun, Camerad, wie hat Dir die Folter geſchmeckt? Du haſt das Alles blos Deinem Eigenſinn zu verdanken; hätteſt Du Dich als zur Bande gehörig bekannt, ſo wärſt Du nun ſchon gerettet. Verſprichſt Du aber, Dich mir und meiner Leitung ganz zu ergeben, und gewinnſt Du es über Dich, von dieſen Tropfen zu trinken, die aus Deines Kindes Herzblut gekocht ſind, ſo biſt Du augenblicklich aller Quaal entledigt. Du fühlſt Dich geſund und kräftig, und für Deine weitere Rettung will ich dann ſorgen.“ — Andres konnte vor Schreck, Angſt und Ermattung nicht ſprechen; er ſah, wie ſeines Kindes Blut in der Phiole, die ihm die Geſtalt hinhielt, in rothen Flämmchen ſpielte; inbrünſtig betete er zu Gott und den Heiligen, daß ſie ihn retten möchten aus den Klauen des Satans, der ihn verfolge und um die ewige Seligkeit bringen wolle, die er zu erlangen hoffe, ſollte er auch eines ſchimpflichen Todes ſterben. Nun lachte die Geſtalt, daß es im Kerker wiedergellte, und verſchwand im dicken Dampf. Andres erwachte endlich aus dumpfer Betäubung, er vermochte ſich aufzurichten vom Lager; aber wie ward ihm, als er ſah, daß das Stroh, was unter ſeinem Haupte gelegen, ſich ſtärker und ſtärker zu rühren begann und endlich weggeſchoben wurde. Er gewahrte, daß ein Stein aus dem Fußboden von unten herausgedrängt worden und hörte mehrmals ſeinen Namen leiſe rufen. Er erkannte Denner's Stimme und ſprach: „Was willſt Du von mir? Laß mich ruhen, ich habe mit Dir nichts

zu ſchaffen!“ „Andres,“ ſprach Denner, „ich bin durch mehrere Gewölbe gedrungen, um Dich zu retten; denn, wenn Du auf den Richtplatz kommſt, von dem ich errettet wurde, biſt Du verloren. Bloß um Deines Weibes willen, die mir mehr angehört, als Du wohl denken magſt, helfe ich Dir. Du biſt ein muthloſer Feigling. Was hat Dir nun Dein erbärmliches Läugnen gefruchtet? Blos, daß Du vom Vachſchen Schloß nicht zu rechter Zeit nach Hauſe zurückkehrteſt und ich mich zu lange bei Deinem Weibe aufhielt, iſt Schuld, daß man mich auffing. Da! — nimm die Feile und die Säge, befreie Dich in künftiger Nacht von den Ketten und durchſäge das Schloß der Kerkerthüre; ſchleiche durch den Gang! Die äußere Thür linker Hand wird offen ſtehn, und draußen wirſt Du einen von uns finden, der Dich weiter geleitet. Halte Dich gut!“ Andres nahm die Säge und die Feile, die ihm Denner hineinreichte und hob dann den Stein wieder in die Oeffnung. Er war entſchloſſen, das zu thun, wozu ihn die innere Stimme des Gewiſſens aufforderte. — Als es Tag geworden und der Gefangenwärter hineintrat, da ſagte er, wie er ſehnlich wünſche vor den Richter geführt zu werden, indem er Wichtiges zu entdecken habe. Noch an demſelben Vormittage wurde ſein Verlangen erfüllt, weil man nicht anders glaubte, als daß Andres neue, bisher noch unbekannt gebliebene, Frevelthaten der Bande geſtehen werde. Andres überreichte den Richtern die von Dennern erhaltenen Inſtrumente, und erzählte den Vorgang der Nacht. „Unerachtet ich gewiß und wahrhaftig unſchuldig leide, ſo ſoll mich doch Gott behüten, daß ich darnach trachten ſollte, meine Freiheit auf unerlaubte Weiſe zu erlangen; denn das würde mich ja dem verruchten Denner, der mich in Schande und Tod geſtürzt hat, in die Hände liefern

und ich dann erſt durch mein ſündliches freveliches Unternehmen die Strafe verdienen, die ich jetzt unſchuldig leiden werde.“ So beſchloß Andres ſeinen Vortrag. Die Richter ſchienen erſtaunt und von Mitleid für den Unglücklichen durchdrungen, wiewol ſie durch die mannichfachen Thatſachen, die wider ihn ſprachen, zu ſehr von ſeiner Schuld überzeugt waren, um ſein jetziges Benehmen nicht auch für zweifelhaft zu halten. Die Aufrichtigkeit des Andres und vorzüglich der Umſtand, daß nach jener Anzeige der von Denner beabſichtigten Flucht, in der Stadt und zwar in der nächſten Umgebung des Gefängniſſes wirklich noch einige von der Bande ertappt und aufgegriffen wurden, hatte jedoch den wohlthätigen Einfluß auf ihn, daß er aus dem unterirdiſchen Kerker, in den er geſperrt geweſen, herausgenommen wurde, und eine lichte Gefängnißſtube neben der Wohnung des Gefangenwärters erhielt. Da brachte er ſeine Zeit mit Gedanken an ſein treues Weib, an ſeinen Knaben, und mit gottſeligen Betrachtungen hin, und bald fühlte er ſich ermuthigt, das Leben auch auf ſchmerzliche Weiſe, wie eine Bürde, abzuwerfen. Nicht genug konnte ſich der Gefangenwärter über den frommen Verbrecher wundern und er mußte nothgedrungen beinahe an ſeine Unſchuld glauben.

Endlich, nachdem beinahe noch ein Jahr verfloſſen, war der ſchwierige verwickelte Prozeß wider Denner und ſeine Mitſchuldigen geſchloſſen. Es hatte ſich gefunden, daß die Bande bis an die Gränze von Italien ausgebreitet war und ſchon ſeit geraumer Zeit überall raubte und mordete. Denner ſollte gehängt, und dann ſein Körper verbrannt werden. Auch dem unglücklichen Andres war der Strang zuerkannt; ſeiner Reue halber, und da er durch das Bekenntniß der ihm von Denner gerathenen Flucht die Entdeckung des Anſchlags

der Bande, durchzubrechen, veranlaßt hatte, durfte jedoch ſein Körper herabgenommen, und auf der Gerichtsſtätte verſcharrt werden.

Der Morgen, an dem Denner und Andres hingerichtet werden ſollten, war angebrochen; da ging die Thür des Gefängniſſes auf, und der junge Graf von Bach trat hinein zum Andres, der auf den Knien lag und ſtill betete. „Andres," ſprach der Graf, „Du mußt ſterben. Erleichtere Dein Gewiſſen noch durch ein offnes Geſtändniß! Sage mir, haſt Du Deinen Herrn getödtet? Biſt Du wirklich der Mörder meines Oheims?" — Da ſtürzten dem Andres die Thränen aus den Augen, und er wiederholte nochmals Alles, was er vor Gericht ausgeſagt, ehe ihm die unleidliche Quaal der Tortur eine Lüge auspreßte. Er rief Gott und die Heiligen an, die Wahrheit ſeiner Ausſage und ſeine gänzliche Unſchuld an dem Tode des geliebten Herrn zu bekräftigen.

„So iſt hier," fuhr der Graf von Bach fort, „ein unerklärliches Geheimniß im Spiele. Ich ſelbſt, Andres, war von Deiner Unſchuld überzeugt, unerachtet vieles wider Dich ſprach; denn ich wußte ja, daß Du von Jugend auf der treuſte Diener meines Oheims geweſen biſt, und ihn ſelbſt einmal in Neapel mit Gefahr Deines Lebens aus Räuberhänden errettet haſt. Allein nur noch geſtern haben mir die beiden alten Jäger meines Oheims Franz und Nikolaus geſchworen, daß ſie Dich leibhaftig unter den Räubern geſehen und genau bemerkt hätten, wie Du ſelbſt meinen Oheim niederſtreckteſt." Andres wurde von den peinlichſten, ſchrecklichſten Gefühlen durchbohrt; es war ihm, als wenn der Satan ſelbſt ſeine Geſtalt angenommen habe, um ihn zu verderben; denn auch Denner hatte ja ſogar im Kerker davon geſprochen, daß er den

Andres wirklich geſehen, und ſo ſchien ſelbſt die falſche Beſchuldigung vor Gericht auf innerer wahrer Ueberzeugung zu beruhen. Andres ſagte dies Alles unverholen, indem er hinzuſetzte, daß er ſich der Schickung des Himmels ergebe, nach welcher er den ſchmählichen Tod eines Verbrechers ſterben ſolle, daß aber, ſei es auch lange Zeit nachher, ſeine Unſchuld gewiß an den Tag kommen werde. Der Graf von Vach ſchien tief erſchüttert; er konnte kaum noch dem Andres ſagen, daß, nach ſeinem Wunſche, der Tag der Hinrichtung ſeinem unglücklichen Weibe verſchwiegen geblieben ſei, und daß ſie ſich nebſt dem Knaben bei dem alten Förſter aufhalte. Die Rathhausglocke erklang dumpf und ſchauerlich in abgemeſſenen Pulſen. Andres wurde angekleidet und der Zug ging mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten unter dem Zuſtrömen unzähligen Volks nach der Richtſtätte. Andres betete laut und rührte durch ſein frommes Betragen alle, die ihn ſahen. Denner hatte die Miene des trotzigen verſtockten Böſewichts. Er ſchaute munter und kräftig um ſich, und lachte oft den armen Andres tückiſch und ſchadenfroh an. Andres ſollte zuerſt hingerichtet werden; er beſtieg gefaßt mit dem Henker die Leiter, da kreiſchte ein Weib auf und ſank ohnmächtig einem alten Mann in die Arme. Andres blickte hin, es war Giorgina; laut erflehte er vom Himmel Faſſung und Stärke. „Dort, dort, ſehe ich Dich wieder, mein armes unglückliches Weib, ich ſterbe unſchuldig!“ rief er, indem er den Blick ſehnſuchtsvoll zum Himmel erhob. Der Richter rief dem Henker zu, er möge ſich fördern, denn es entſtand ein Murren unter dem Volke und es flogen Steine nach Dennern, der ebenfalls ſchon die Leiter beſtiegen hatte und die Zuſchauer verhöhnte ob ihres Mitleids mit dem frommen Andres. Der Henker legte dem Andres

Bayerische Staatsbibliothek München

den Strick um den Hals, da ſcholl es aus der Ferne her: „Halt — halt — um Chriſtus willen halt! — Der Mann iſt unſchuldig! — ihr richtet einen Unſchuldigen hin!“ — „Halt — halt!“ ſchrieen tauſend Stimmen und kaum vermochte die Wache zu ſteuern dem Volk, das hinzudrang und den Andres von der Leiter herabreiſſen wollte. Näher ſprengte nun der Mann zu Pferde, der erſt gerufen hatte, und Andres erkannte auf den erſten Blick in dem Fremden den Kaufmann, der ihm in Frankfurt Giorgina's Erbſchaft ausgezahlt hatte. Seine Bruſt wollte zerſpringen vor Freude und Seligkeit, kaum konnte er ſich aufrecht erhalten als er von der Leiter herabgeſtiegen. Der Kaufmann ſagte dem Richter, daß zu derſelben Zeit, als der Raubmord im Vachſchen Schloſſe verübt worden, Andres in Frankfurt, alſo viele Meilen davon entfernt, geweſen ſei, und daß er dies vor Gericht auf die unzweifelhafteſte Weiſe durch Urkunden und Zeugen darthun wolle. Da rief der Richter: „Die Hinrichtung des Andres kann keinesweges geſchehen; denn dieſer höchſtwichtige Umſtand beweiſet, wenn er ausgemittelt wird, die völlige Unſchuld des Angeklagten. Man führe ihn ſogleich nach dem Gefängniſſe zurück.“ Denner hatte alles von der Leiter herab ruhig angeſehen; als aber der Richter dieſe Worte geſprochen, da rollten ſeine glühenden Augen, er knirſchte mit den Zähnen, er heulte in wilder Verzweiflung, daß es gräßlich, wie der namenloſe Jammer des wüthenden Wahnſinns, durch die Lüfte hallte: „Satan, Satan! Du haſt mich betrogen — weh mir! weh mir! es iſt aus — aus — Alles verloren!“ Man brachte ihn von der Leiter herab, er fiel zu Boden und röchelte dumpf: „ich will alles bekennen — ich will alles bekennen!“ Auch ſeine Hinrichtung wurde verſchoben und er ins Gefängniß zurückgeführt, wo ihm jedes Entſprin-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen unmöglich gemacht worden. Der Haß ſeiner Wächter war die beſte Schutzwehr gegen die Schlauheit ſeiner Verbündeten. — Wenige Augenblicke nachher, als Andres bei dem Gefangenwärter angekommen, lag Giorgina in ſeinen Armen. „Ach Andres, Andres,“ rief ſie, „nun habe ich Dich ganz wieder, da ich weiß, daß Du unſchuldig biſt; denn auch ich habe an Deiner Redlichkeit, an Deiner Frömmigkeit gezweifelt!“ — Unerachtet man Giorginen den Tag der Hinrichtung verſchwiegen, war ſie doch von unbeſchreiblicher Angſt, von ſeltſamer Ahnung getrieben, nach Fulda geeilt, und gerade auf die Richtſtätte gekommen, als ihr Mann die verhängnißvolle Leiter beſtieg, die ihn zum Tode führen ſollte. Der Kaufmann war die ganze lange Zeit der Unterſuchung über auf Reiſen in Frankreich und Italien geweſen, und jetzt über Wien und Prag zurückgekehrt. Der Zufall, oder vielmehr eine beſondere Schickung des Himmels, wollte, daß er gerade in dem entſcheidendſten Augenblick auf dem Richtplatze ankam, und den armen Andres von dem ſchmählichen Tode des Verbrechers rettete. Im Gaſthofe erfuhr er die ganze Geſchichte des Andres und es fiel ihm gleich ſchwer aufs Herz, daß Andres wol derſelbe Revierjäger ſeyn könne, der vor zwei Jahren eine Erbſchaft, die ſeinem Weibe von Neapel aus zugefallen, erhob. Schnell eilte er fort und überzeugte ſich, als er nur Andres ſah, ſogleich von der Wahrheit ſeiner Vermuthung. Durch die eifrigen Bemühungen des wackern Kaufmanns und des jungen Grafen von Vach wurde Andres Aufenthalt in Frankfurt bis auf die Stunde ausgemittelt, dadurch aber ſeine völlige Unſchuld an dem Raubmorde dargethan. Denner ſelbſt geſtand nun die Richtigkeit der Angabe des Andres über

das Verhältniß mit ihm und meinte nur, der Satan müſſe ihn geblendet haben; denn in der That hätte er geglaubt, Andres fechte auf dem Vachſchen Schloß an ſeiner Seite. Für die erzwungene Theilnahme an der Ausplünderung des Pachterhofes, ſo wie für die geſetzwidrige Rettung Denner's, hatte, nach dem Ausſpruch der Richter, Andres genug gebüßt durch das lange harte Gefängniß und durch die ausgeſtandene Marter und Todesangſt; er wurde daher durch Urtel und Recht von jeder weiteren Strafe freigeſprochen und eilte mit ſeiner Giorgina auf das Vachſche Schloß, wo ihm der edle wohlthätige Graf im Nebengebäude eine Wohnung einräumte, von ihm nur die geringen Jagddienſte fordernd, die des Grafen perſönliche Liebhaberei nothwendig machte. Auch die Gerichtskoſten bezahlte der Graf, ſo daß Andres und Giorgina in dem ungekränkten Beſitz ihres Vermögens blieben.

Der Prozeß wider den verruchten Ignaz Denner nahm jetzt eine ganz andere Wendung. Die Begebenheit auf der Gerichtsſtätte ſchien ihn ganz umgewandelt zu haben. Sein höhnender teufliſcher Stolz war gebeugt, und aus ſeinem zerknirſchten Innern brachen Geſtändniſſe hervor, die den Richtern das Haar ſträubten. Denner klagte ſich ſelbſt mit allen Zeichen tiefer Reue des Bündniſſes mit dem Satan an, das er von ſeiner frühen Jugendzeit unterhalten, und ſo wurde vorzüglich hierauf die fernere Unterſuchung mit dem Zutritt dazu verordneter Geiſtlichkeit gerichtet. Ueber ſeine früheren Lebensverhältniſſe erzählte Denner ſo viel Sonderbares, daß man es für das Erzeugniß wahnſinniger Ueberſpannung hätte halten müſſen, wenn nicht durch die Erkundigungen, die man in Neapel, ſeinem angeblichen Geburtsort, einziehen ließ, alles beſtätigt worden wäre. Ein Auszug aus den von dem geiſt-

lichen Gericht in Neapel verhandelten Akten ergab über Denner's Herkunft folgende merkwürdige Umſtände.

Vor langen Jahren lebte in Neapel ein alter wunderlicher Doktor, Trabacchio mit Namen, den man ſeiner geheimnißvollen ſtets glücklichen Curen wegen insgemein den Wunder-Doktor zu nennen pflegte. Es ſchien, als wenn das Alter nichts über ihn vermöge; denn er ſchritt raſch und jugendlich daher, unerachtet mehrere Eingeborne ihm nachrechnen konnten, daß er an die achtzig Jahre alt ſeyn müßte. Sein Geſicht war auf eine ſeltſame grauſige Weiſe verzerrt und verſchrumpft, und ſeinen Blick konnte man kaum ohne innern Schauer ertragen, wiewol er oft den Kranken wohl that, ſo daß man ſagte, blos durch den ſcharf auf den Kranken gehefteten Blick heile er oftmals ſchwere hartnäckige Uebel. Ueber ſeinen ſchwarzen Anzug warf er gewöhnlich einen weiten rothen Mantel mit goldnen Treſſen und Troddeln, unter deſſen bauſchichten Falten der lange Stoßdegen hervorragte. So lief er mit einer Kiſte ſeiner Arzneien, die er ſelbſt bereitete, durch die Straßen von Neapel zu ſeinen Kranken, und jeder wich ihm ſcheu aus. Nur in der höchſten Noth wandte man ſich an ihn, aber niemals ſchlug er es aus einen Kranken zu beſuchen, hatte er dabei auch nicht ſonderlichen Gewinn zu hoffen. Mehrere Weiber ſtarben ihm ſchnell; immer waren ſie ausnehmend ſchön und insgemein Landdirnen geweſen. Er ſperrte ſie ein und erlaubte ihnen nur unter Begleitung einer alten ekelhaft häßlichen Frau die Meſſe zu hören. Dieſe Alte war unbeſtechlich; jeder noch ſo liſtig angelegte Verſuch junger Lüſtlinge, den ſchönen Frauen des Trabacchio näher zu kommen, blieb fruchtlos. Unerachtet Doktor Trabacchio von Reichen ſich gut bezahlen ließ, ſo ſtand doch ſeine Einnahme mit dem Reich-

thum an Geld und Kleinodien, den er in ſeinem Hauſe aufgehäuft hatte und den er niemanden verheelte, in keinem Verhältniß. Dabei war er zu Zeiten freigebig bis zur Verſchwendung, und hatte die Gewohnheit jedesmal, wenn ihm eine Frau geſtorben, ein Gaſtmahl zu geben, deſſen Aufwand wol doppelt ſo viel betrug, als die reichſte Einnahme, die ihm ſeine Praxis ein ganzes Jahr hindurch verſchaffte. Mit ſeiner letzten Frau hatte er einen Sohn erzeugt, den er eben ſo einſperrte, wie ſeine Weiber; niemand bekam ihn zu ſehen. Nur bei dem Gaſtmahl, das er nach dem Tode dieſer Frau gab, ſaß der kleine dreijährige Knabe an ſeiner Seite, und alle Gäſte waren über die Schönheit und die Klugheit des Kindes, das man, verrieth ſein körperliches Anſehen nicht ſein Alter, ſeinem Benehmen nach wenigſtens für zwölfjährig hätte halten können. Eben bei dieſem Gaſtmahl äußerte der Doktor Trabacchio, daß, da nunmehr ſein Wunſch, einen Sohn zu haben, erreicht ſei, er nicht mehr heirathen werde. Sein übermäßiger Reichthum, aber noch mehr ſein geheimnißvolles Weſen, ſeine wunderbaren Curen, die bis ins Unglaubliche gingen, da blos einigen von ihm bereiteten und eingeflößten Tropfen, ja oft blos ſeiner Betaſtung, ſeinem Blick, die hartnäckigſten Krankheiten wichen, gab endlich Anlaß zu allerlei ſeltſamen Gerüchten, die ſich in Neapel verbreiteten. Man hielt den Doktor Trabacchio für einen Alchymiſten, für einen Teufelsbeſchwörer, ja man gab ihm endlich Schuld, daß er mit dem Satan im Bündniß ſtehe. Die letzte Sage entſtand aus einer ſeltſamen Begebenheit, die ſich mit einigen Edelleuten in Neapel zutrug. Dieſe kehrten einſt ſpät in der Nacht von einem Gaſtmahl zurück und geriethen, da ſie im Weinrauſch den Weg verfehlt, in eine einſame verdächtige Gegend. Da rauſchte

und raſchelte es vor ihnen und ſie wurden mit Entſetzen gewahr, daß ein großer leuchtendrother Hahn, ein zackicht Hirſchgeweihe auf dem Kopfe tragend, mit ausgebreiteten Flügeln daher ſchritt, und ſie mit menſchlichen funkelnden Augen anſtarrte. Sie drängten ſich in eine Ecke, der Hahn ſchritt vorüber, und ihm folgte eine große Figur in glänzendem goldverbrämten Mantel. So wie die Geſtalten vorüber waren, ſagte einer von den Edelleuten leiſe: Das war der Wunderdoktor Trabacchio. Alle, nüchtern geworden durch den entſetzlichen Spuk, ermuthigten ſich und folgten dem angeblichen Doktor mit dem Hahn, deſſen Leuchten den genommenen Weg zeigte. Sie ſahen, wie die Geſtalten wirklich auf das Haus des Doktors, das auf einem fernen leeren öden Platze ſtand, zuſchritten. Vor dem Hauſe angekommen, rauſchte der Hahn in die Höhe, und ſchlug mit den Flügeln an das große Fenſter über dem Balkon, das ſich klirrend öffnete; die Stimme eines alten Weibes meckerte: „Kommt — kommt nach Haus — kommt nach Haus — warm iſt das Bett, und Liebchen wartet lange ſchon — lange ſchon!“ Da war es, als ſtiege der Doktor auf einer unſichtbaren Leiter empor, und rauſche nach dem Hahn durch das Fenſter, welches zugeſchlagen wurde, daß es die einſame Straße entlang klirrte und dröhnte. Alles war im ſchwarzen Dunkel der Nacht verſchwunden und die Edelleute ſtanden ſtumm und ſtarr vor Grauſen und Entſetzen. Dieſer Spuk, die Ueberzeugung der Edelleute, daß die Geſtalt, der der teufliſche Hahn vorleuchtete, niemand anders, als der verrufene Doktor Trabacchio geweſen, war für das geiſtliche Gericht, dem Alles zu Ohren kam, genug, dem ſataniſchen Wundermann ſorglich in aller Stille nachzuſpüren. Man brachte in der That heraus, daß in den Zimmern des Doktors ſich oft

ein rother Hahn befand, mit dem er auf wunderliche Weiſe zu ſprechen und zu disputiren ſchien, als ſprächen Gelehrte über zweifelhafte Gegenſtände ihres Wiſſens. Das geiſtliche Gericht war im Begriff den Doktor Trabacchio einzuziehen als einen verruchten Hexenmeiſter; aber das weltliche Gericht kam dem geiſtlichen zuvor und ließ den Doktor durch die Sbirren aufheben und ins Gefängniß ſchleppen, da er eben von dem Beſuch eines Kranken heimkehrte. Die Alte war ſchon früher aus dem Hauſe geholt worden, den Knaben hatte man nicht finden können. Die Thüren der Zimmer wurden verſchloſſen und verſiegelt, Wachen rings um das Haus geſtellt. — Folgendes war der Grund dieſes gerichtlichen Verfahrens. Seit einiger Zeit ſtarben mehrere angeſehene Perſonen in Neapel und in der umliegenden Gegend und zwar nach der Aerzte einſtimmigem Urtheil an Gift. Dies hatte viele Unterſuchungen veranlaßt, die fruchtlos blieben, bis endlich ein junger Menſch in Neapel, ein bekannter Lüſtling und Verſchwender, deſſen Oheim vergiftet worden, die gräßliche That mit dem Zuſatz eingeſtand, daß er das Gift von dem alten Weibe, der Haushälterin Trabacchio's, gekauft habe. Man ſpürte der Alten nach, und ertappte ſie, als ſie eben ein feſtverſchloſſenes kleines Kiſtchen forttragen wollte, in dem man kleine Phiolen fand, die mit den Namen von allerlei Arzneimitteln verſehen waren, unerachtet ſie flüſſiges Gift enthielten. Die Alte wollte nichts eingeſtehen; als man ihr indeſſen mit der Tortur drohte, da bekannte ſie, daß der Doktor Trabacchio ſchon ſeit vielen Jahren jenes künſtliche Gift, das unter dem Namen Aqua Tofſana bekannt ſei, bereite, und daß der geheime Verkauf dieſes Gifts, der durch ſie bewirkt worden, beſtändig ſeine reichſte Erwerbsquelle geweſen. Ferner ſei es nur zu gewiß, daß er

mit dem Satan im Bündniß ſtehe, der in verſchiedenen Geſtalten bei ihm einkehre. Jedes ſeiner Weiber habe ihm ein Kind geboren, ohne daß es jemand außer dem Hauſe geahnet. Das Kind habe er denn allemal, nachdem es neun Wochen, oder neun Monate alt worden, unter beſonderen Zurüſtungen und Feierlichkeiten auf unmenſchliche Weiſe geſchlachtet, indem er ihm die Bruſt aufgeſchnitten und das Herz herausgenommen. Jedesmal ſei der Satan bei dieſer Operation, bald in dieſer, bald in jener Geſtalt, meiſtens aber als Fledermaus mit menſchlicher Larve, erſchienen, und habe mit breiten Flügeln das Kohlfeuer angefacht, bei dem Trabacchio aus des Kindes Herzblut köſtliche Tropfen bereitet, die jeder Siechheit kräftig widerſtänden. Die Weiber hätte Trabacchio bald nachher auf dieſe, oder jene heimliche Weiſe getödtet, ſo daß der ſchärfſte Blick des Arztes wohl nie auch die kleinſte Spur der Ermordung habe auffinden können. Nur Trabacchio's letztes Weib, die ihm einen Sohn geboren, der noch lebe, ſei des natürlichen Todes geſtorben. —

Der Doktor Trabacchio geſtand alles unverholen ein und ſchien eine Freude daran zu finden, das Gericht mit den ſchauerlichen Erzählungen ſeiner Unthaten und vorzüglich der nähern Umſtände ſeines entſetzlichen Bündniſſes mit dem Satan in Verwirrung zu ſetzen. Die Geiſtlichen, welche dem Gericht beiwohnten, gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, den Doktor zur Reue und zur Erkenntniß ſeiner Sünden zu bringen; aber es blieb vergebens, da Trabacchio ſie nur verhöhnte und verlachte. Beide, die Alte und Trabacchio, wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt. — Man hatte unterdeſſen das Haus des Doktors unterſucht und alle ſeine Reichthümer hervorgeholt, die, nach Abzug der Gerichtskoſten, an die Hoſpitäler vertheilt werden ſollten. In Trabacchio's

Bibliothek fand man nicht ein einziges verdächtiges Buch und noch viel weniger gab es Geräthſchaften, die auf die ſataniſche Kunſt, die der Doktor getrieben, hätten hindeuten ſollen. Nur ein verſchloſſenes Gewölbe, deſſen viele durch die Mauer herausragende Röhren das Laboratorium verriethen, widerſtand, als man es öffnen wollte, aller Kunſt und aller Gewalt. Ja, wenn Schloſſer und Maurer unter Aufſicht des Gerichts ſich eifrig bemühten, endlich durchzubrechen, ſo daß wohl der Zweck erreicht worden wäre, da kreiſchten im Innern des Gewölbes entſetzliche Stimmen, es rauſchte auf und nieder, wie mit eiskalten Flügeln ſchlug es an die Geſichter der Arbeiter und ein ſchneidender Zugwind pfiff in gellenden gräßlichen Tönen durch den Gang, ſo daß von Grauſen und Entſetzen ergriffen alle flohen, und am Ende niemand mehr ſich an die Thür des Gewölbes wagen wollte, aus Furcht wahnſinnig zu werden vor Angſt und Schrecken. Den Geiſtlichen, die ſich der Thür nahten, ging es nicht beſſer und es blieb nichts übrig, als die Ankunft eines alten Dominikaners aus Palermo zu erwarten, deſſen Standhaftigkeit und Frömmigkeit bisher alle Künſte des Satans weichen mußten. Als dieſer Mönch ſich nun in Neapel befand, war er bereit den teufliſchen Spuk in Trabacchio's Gewölbe zu bekämpfen, und verfügte ſich hin, ausgerüſtet mit Kreuz und Weihwaſſer, begleitet von mehreren Geiſtlichen und Gerichtsperſonen, die aber weit von der Thür entfernt blieben. Der alte Dominikaner ging betend auf die Thür los; aber da erhob ſich heftiger das Rauſchen und Brauſen, und die entſetzlichen Stimmen verworfener Geiſter lachten gellend heraus. Der Geiſtliche ließ ſich jedoch nicht irre machen; er betete kräftiger das Cruzifix emporhaltend und die Thür mit Weihwaſſer beſprengend. „Man gebe mir ein Brecheiſen!“

rief er laut; zitternd reichte es ihm ein Maurerburſche hin, aber kaum ſetzte es der alte Mönch an die Thüre, als ſie mit furchtbar erſchütterndem Knall aufſprang. Blaue Flammen leckten überall an den Wänden des Gewölbes herauf und eine betäubende erſtickende Hitze ſtrömte aus dem Innern. Demunerachtet wollte der Dominikaner hineintreten; da ſtürzte der Boden des Gewölbes ein, daß das ganze Haus erdröhnte und Flammen praſſelten aus dem Abgrunde hervor, die wüthend um ſich griffen und alles rings umher erfaßten. Schnell mußte der Dominikaner mit ſeiner Begleitung fliehen, um nicht zu verbrennen, oder verſchüttet zu werden. Kaum waren ſie auf der Straße, als das ganze Haus des Doktor Trabacchio in Flammen ſtand. Das Volk lief zuſammen und jauchzte und jubelte, als es des verruchten Hexenmeiſters Wohnung brennen ſah, ohne auch nur das mindeſte zur Rettung zu thun. Schon war das Dach eingeſtürzt, das inwendige Holzwerk flammte zu den Wänden heraus und nur die ſtarken Balken des obern Stocks widerſtanden noch der Gewalt des Feuers. Aber vor Entſetzen ſchrie das Volk auf, als es Trabacchio's zwölfjährigen Sohn mit einem Kiſtchen unter dem Arm einen dieſer glimmenden Balken entlang ſchreiten ſah. Nur einen Moment dauerte dieſe Erſcheinung, ſie verſchwand plötzlich in den hochaufſchlagenden Flammen. — Der Doktor Trabacchio ſchien ſich herzinniglich zu freuen, als er dieſe Begebenheit erfuhr und ging mit verwegener Frechheit zum Tode. Als man ihn an den Pfahl band, lachte er hell auf und ſagte zu dem Henker, der ihn mordluſtig recht feſt anſchnürte: „Sieh Dich vor, Geſelle, daß dieſe Stricke nicht an Deinen Fäuſten brennen.“ Dem Mönch, der ſich ihm zuletzt noch nahen wollte, rief er mit fürchterlicher Stimme zu: „Fort! — zurück von mir!

Glaubſt Du denn, daß ich ſo dumm ſeyn werde, Euch zu Gefallen einen ſchmerzlichen Tod zu leiden? — noch iſt meine Stunde nicht gekommen.“ — Nun fing das angezündete Holz an zu praſſeln; kaum erreichte aber die Flamme den Trabacchio, als es hell aufloderte, wie Strohfeuer und von einer fernen Anhöhe ein gellendes Hohngelächter ſich hören ließ. Alles ſchaute hin und Grauſen ergriff das Volk, als es den Doktor Trabacchio leibhaftig in dem ſchwarzen Kleide, dem goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten ſpaniſchen Hut mit der rothen Feder auf dem Kopfe, das Kiſtchen unter dem Arm, ganz wie er ſonſt durch die Straßen von Neapel zu laufen pflegte, erblickte. Reiter, Sbirren, hundert andere aus dem Volk ſtürzten hin nach dem Hügel, aber Trabacchio war und blieb verſchwunden. Die Alte gab ihren Geiſt auf unter den entſetzlichſten Qualen, unter den gräßlichſten Verwünſchungen ihres verruchten Herrn, mit dem ſie unzählige Verbrechen getheilt. —

Der ſogenannte Ignaz Denner war nun kein anderer, als eben der Sohn des Doktors, der ſich damals durch die hölliſchen Künſte ſeines Vaters mit einem Kiſtchen der ſeltenſten und geheimnißvollſten Koſtbarkeiten aus den Flammen rettete. Schon ſeit der früheſten Jugend unterrichtete ihn der Vater in den geheimen Wiſſenſchaften und ſeine Seele war dem Teufel verſchrieben, noch ehe er ſein volles Bewußtſeyn erlangt. Als man den Doktor Trabacchio in's Gefängniß warf, blieb der Knabe in dem geheimnißvollen verſchloſſenen Gewölbe unter den verworfenen Geiſtern, die des Vaters hölliſcher Zauber hineingebannt; da aber endlich dieſer Zauber der Macht des Dominikaners weichen mußte, ließ der Knabe die verborgenen mechaniſchen Kräfte wirken, und Flammen entzündeten ſich, die

in wenigen Minuten das ganze Haus in Brand ſteckten, während der Knabe ſelbſt unverſehrt durch das Feuer fort zum Thore hinaus in den Wald eilte, den ihm der Vater bezeichnet hatte. Nicht lange dauerte es, ſo erſchien auch Doktor Trabacchio, und floh ſchnell mit dem Sohne, bis ſie wol an drei Tagereiſen von Neapel in die Ruinen eines alten römiſchen Gebäudes kamen, wo der Eingang zu einer weiten geräumigen Höle verſteckt lag. Hier wurde der Doktor Trabacchio von einer zahlreichen Räuberbande, mit der er längſt in Verbindung geſtanden, und der er durch ſeine geheime Wiſſenſchaft die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, mit lautem Jubel empfangen. Die Räuber wollten ihn mit nichts geringerem lohnen, als mit der Krönung zum Räuberkönige, wodurch er ſich zum Oberhaupt aller Banden, die in Italien und dem ſüdlichen Deutſchland verbreitet waren, aufgeſchwungen hätte. Der Doktor Trabacchio erklärte, dieſe Würde nicht annehmen zu können, da er der beſondern Conſtellation wegen, die über ihn walte, nunmehr ein ganz unſtetes Leben führen müſſe, und von keinem Verhältniß gebunden werden könne; doch werde er noch immer den Räubern mit ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft beiſtehn, und ſich dann und wann ſehen laſſen. Da beſchloſſen die Räuber, den zwölfjährigen Trabacchio zum Räuberkönige zu wählen und damit war der Doktor höchlich zufrieden, ſo daß der Knabe von Stund an unter den Räubern blieb, und, als er funfzehn Jahr alt worden, ſchon als wirkliches Oberhaupt mit ihnen auszog. Sein ganzes Leben war von nun an ein Gewebe von Greuelthaten und Teufelskünſten, in welche ihn der Vater, der ſich oftmals blicken ließ und zuweilen Wochenlang einſam mit ſeinem Sohne in der Höle blieb, immer mehr einweihte. Die kräftigen Maßregeln des

Königs von Neapel gegen die Räuberbanden, die immer kecker und verwegener wurden, noch mehr aber die entſtandenen Zwiſtigkeiten der Räuber hoben endlich das gefährliche Bündniß unter einem Oberhaupte auf und den Trabacchio ſelbſt, der ſich durch ſeinen Stolz und durch ſeine Grauſamkeit verhaßt gemacht hatte, konnten ſeine vom Vater erlernte Teufelskünſte nicht vor den Dolchen ſeiner Untergebenen ſchützen. Er floh nach der Schweiz, gab ſich den Namen Ignaz Denner, und beſuchte als reiſender Kaufmann die Meſſen und Jahrmärkte in Deutſchland, bis ſich aus den zerſtreuten Gliedern jener großen Bande eine kleinere bildete, die den vormaligen Räuberkönig zu ihrem Oberhaupt wählte. Trabacchio verſicherte, wie ſein Vater noch zur Stunde lebe, ihn noch im Gefängniß beſucht, und Rettung von der Gerichtsſtätte verſprochen habe. Nur dadurch, daß, wie er nun wol einſehe, göttliche Schickung den Andres vom Tode errettet, ſei die Macht ſeines Vaters entkräftet worden, und er wolle nun als reuiger Sünder allen Teufelskünſten abſchwören und geduldig die gerechte Todesſtrafe erleiden. —

Andres, der alles dieſes aus dem Munde des Grafen von Bach erfuhr, zweifelte keinen Augenblick, daß es wol eben Trabacchio's Bande geweſen, die ehemals im Neapolitaniſchen ſeinen Herrn anfiel, ſo wie er überzeugt war, daß der alte Doktor Trabacchio ſelbſt im Gefängniß ihm wie der leibhaftige Satan erſchien und verlocken wollte zum böſen Beginnen. Nun ſah er erſt recht ein, in welch' großer Gefahr er geſchwebt hatte ſeit der Zeit, als Trabacchio in ſein Haus getreten; wiewol er noch immer nicht begreifen konnte, warum es denn der Verruchte ſo ganz und gar auf ihn und ſein Weib

gemünzt hatte, da der Vortheil, den er aus ſeinem Aufenthalt in dem Jägerhauſe zog, nicht ſo bedeutend ſeyn konnte.

Andres befand ſich nach den entſetzlichen Stürmen nun in ruhiger glücklicher Lage, allein zu erſchütternd hatten jene Stürme getobt, um nicht in ſeinem ganzen Leben dumpf nachzuhallen. Außer dem, daß Andres, ſonſt ein ſtarker kräftiger Mann, durch den Gram, durch das lange Gefängniß, ja durch den unſäglichen Schmerz der Tortur körperlich zu Grunde gerichtet, ſiech und krank daher ſchwankte und kaum noch die Jagd treiben konnte, ſo welkte auch Giorgina, deren ſüdliche Natur von dem Grame, von der Angſt, von dem Entſetzen, wie von brennender Gluth aufgezehrt wurde, zuſehends hin. Keine Hülfe war für ſie mehr vorhanden, ſie ſtarb wenige Monate nach ihres Mannes Rückkehr. Andres wollte verzweifeln und nur der wunderſchöne kluge Knabe, der Mutter getreues Ebenbild, vermochte ihn zu tröſten. Um dieſes willen that er alles, ſein Leben zu erhalten, und ſich ſo viel als möglich zu kräftigen, ſo daß er nach Verlauf von beinahe zwei Jahren wol an Geſundheit zugenommen und manchen luſtigen Jägergang in den Forſt unternehmen konnte. — Der Prozeß wider den Trabacchio hatte endlich ſein Ende erreicht und er war, ſo wie vor alter Zeit ſein Vater, zum Tode durchs Feuer verdammt worden, den er in weniger Zeit erleiden ſollte. —

Andres kam eines Tages, als die Abenddämmerung ſchon eingebrochen, mit ſeinem Knaben aus dem Forſt zurück; ſchon war er dem Schloſſe nahe, als er ein klägliches Gewimmer vernahm, das aus dem ihm nahen ausgetrockneten Feldgraben zu kommen ſchien. Er eilte näher und erblickte einen Menſchen, der in elende ſchmutzige Lumpen gehüllt, im Graben lag und unter großen Schmerzen den Geiſt aufgeben zu wollen

ſchien. Andres warf Flinte und Büchſenſack ab, und zog mit Mühe den Unglücklichen heraus; aber als er nun dem Menſchen in's Geſicht blickte, erkannte er mit Entſetzen den Trabacchio. Zurückſchaudernd ließ er von ihm ab; aber da wimmerte Trabacchio dumpf: „Andres, Andres, biſt Du es? um der Barmherzigkeit Gottes willen, der ich meine Seele empfohlen, habe Mitleid mit mir! Wenn Du mich retteſt, retteſt Du eine Seele von ewiger Verdammniß; denn bald ereilt mich ja der Tod, und noch nicht vollendet iſt meine Buße!" „Verdammter Heuchler," ſchrie Andres auf; „Mörder meines Kindes, meines Weibes, hat Dich nicht der Satan wieder hergeführt, damit Du mich vielleicht noch verderbeſt? Ich habe mit Dir nichts zu ſchaffen. Stirb' und vermodere wie ein Aas, Verruchter!" Andres wollte ihn zurückſtoßen in den Graben; da heulte Trabacchio in wildem Jammer: „Andres! Du retteſt den Vater Deines Weibes, Deiner Giorgina, die für mich betet am Throne des Höchſten!" Andres ſchauderte zuſammen; mit Giorgina's Namen fühlte er ſich von ſchmerzlicher Wehmuth ergriffen. Mitleid mit dem Mörder ſeiner Ruhe, ſeines Glücks, durchdrang ihn, er faßte den Trabacchio, lud ihn mit Mühe auf und trug ihn nach ſeiner Wohnung, wo er ihn mit ſtärkenden Mitteln erquickte. Bald erwachte Trabacchio aus der Ohnmacht, in die er verſunken. —

In der Nacht vor der Hinrichtung ergriff den Trabacchio die entſetzlichſte Todesangſt; er war überzeugt, daß ihn nichts mehr von der namenloſen Marter des Feuertodes retten würde. Da faßte und rüttelte er in wahnſinniger Verzweiflung die Eiſenſtäbe des Gitterfenſters und zerbröckelt blieben ſie in ſeinen Händen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in ſeine Seele. Man hatte ihn in einen Thurm dicht neben dem trocknen Stadt-

graben geſperrt; er ſchaute in die Tiefe und der Entſchluß ſich hinabzuſtürzen, und ſo ſich zu retten, oder zu ſterben, war auf der Stelle gefaßt. Der Ketten hatte er ſich bald mit geringer Anſtrengung entledigt. Als er ſich hinauswarf, vergingen ihm die Sinne, er erwachte, als die Sonne hell ſtrahlte. Da ſah er, wie er zwiſchen Strauchwerk in hohes Gras gefallen, aber an allen Gliedern verſtaucht und verrenkt, vermochte er ſich nicht zu regen und zu rühren. Schmeißfliegen und anderes Ungeziefer ſetzten ſich auf ſeinen halbnackten Körper und ſtachen und leckten ſein Blut, ohne daß er ſie abwehren konnte. So brachte er einen martervollen Tag hin. Erſt des Nachts gelang es ihm weiter zu kriechen und er war glücklich genug, an eine Stelle zu kommen, wo ſich etwas Regenwaſſer geſammelt hatte, welches er begierig einſchlürfte. Er fühlte ſich geſtärkt und vermochte mühſam hinanzuklimmen und ſich fortzuſchleichen, bis er den Forſt erreichte, der unfern von Fulda anhob und ſich beinahe bis an das Bachſche Schloß erſtreckte. So war er bis in die Gegend gekommen, wo ihn Andres mit dem Tode ringend fand. Die entſetzliche Anſtrengung der letzten Kraft hatte ihn ganz erſchöpft und wenige Minuten ſpäter hätte ihn Andres ſicherlich todt gefunden. Ohne daran zu denken, was künftig mit dem Trabacchio, der der Obrigkeit entflohen, werden ſollte, brachte ihn Andres in ein einſames Zimmer und pflegte ihn auf alle nur mögliche Weiſe, aber ſo behutſam ging er dabei zu Werke, daß niemand die Anweſenheit des Fremden ahnte; denn ſelbſt der Knabe, gewohnt dem Vater blindlings zu gehorchen, verſchwieg getreulich das Geheimniß. Andres frug nun den Trabacchio, „ob er denn gewiß und wahrhaftig Giorgina's Vater ſei.“ „Allerdings bin ich das,“ erwiederte Trabacchio. „In der Gegend von Neapel

entführte ich einſt ein bildſchönes Mädchen, die mir eine Tochter gebar. Nun weißt Du ſchon, Andres, daß eines der größten Kunſtſtücke meines Vaters die Bereitung jenes köſtlichen wunderſamen Liquors war, wozu das Hauptingredienz das Herzblut von Kindern iſt, die neun Wochen, neun Monate, oder neun Jahre alt und von den Eltern dem Laboranten freiwillig anvertraut ſeyn müſſen. Je näher die Kinder mit dem Laboranten in Beziehung ſtehen, deſto wirkungsvoller entſteht aus ihrem Herzblut Lebenskraft, ſtete Verjüngung, ja ſelbſt die Bereitung des köſtlichen Goldes. Deshalb ſchlachtete mein Vater ſeine Kinder und ich war froh, das Töchterlein, das mir mein Weib geboren, auf ſolche verruchte Weiſe höheren Zwecken opfern zu können. Noch kann ich nicht begreifen, auf welche Weiſe mein Weib die böſe Abſicht ahnte; aber ſie war vor Ablauf der neunten Woche verſchwunden und erſt nach mehrern Jahren erfuhr ich, daß ſie in Neapel geſtorben ſei und ihre Tochter Giorgina bei einem grämlichen geizhalſigen Gaſtwirth erzogen würde. Eben ſo wurde mir ihre Verheirathung mit Dir und Dein Aufenthalt bekannt. Nun kannſt Du Dir erklären, Andres, warum ich Deinem Weibe gewogen war und warum ich, ganz erfüllt von meinen verruchten Teufelskünſten, Deinen Kindern ſo nachſtellte. — Aber Dir, Andres, Dir allein und Deiner wunderbaren Rettung durch Gottes Allmacht verdanke ich meine tiefe Reue, meine innere Zerknirſchung. Uebrigens iſt das Kiſtchen mit Kleinodien, das ich Deinem Weibe gab, dasjenige, welches ich auf des Vaters Geheiß aus den Flammen rettete, Du kannſt es getroſt aufbewahren für Deinen Knaben.“ „Das Kiſtchen,“ fiel Andres ein, „hat Euch ja Giorgina wieder gegeben an jenem ſchrecklichen Tage, da Ihr den gräßlichen Mord verübtet?“

„Allerdings,“ erwiederte Trabacchio; „allein ohne daß es Giorgina wußte, kam es wieder in Euern Beſitz. Seht nur nach in der großen ſchwarzen Truhe, die in Euerm Hausflur ſteht, da werdet Ihr das Kiſtchen auf dem Boden finden.“ Andres ſuchte in der Truhe und fand das Kiſtchen wirklich ganz in dem Zuſtande wieder, wie er es damals zum erſtenmal von Trabacchio in Verwahrung erhalten. —

Andres fühlte in ſich unheimlichen Unmuth, ja er konnte ſich des Wunſches nicht erwehren, daß Trabacchio todt geweſen ſeyn möge, als er ihn im Graben fand. Freilich ſchien Trabacchio's Reue und Buße wahrhaft zu ſeyn; denn ohne ſeine Clauſe zu verlaſſen, brachte er ſeine Zeit nur damit hin, in andächtigen Büchern zu leſen und ſeine einzige Ergötzlichkeit war die Unterhaltung mit dem kleinen Georg, den er über Alles zu lieben ſchien. Andres beſchloß indeſſen doch auf ſeiner Hut zu ſeyn und eröffnete bei erſter Gelegenheit das ganze Geheimniß dem Grafen von Vach, der über das ſeltene Spiel des Schickſals nicht wenig verwundert war. So vergingen einige Monate, der Spätherbſt war eingetreten und Andres mehr auf der Jagd, als ſonſt. Der Kleine blieb gewöhnlich bei dem Großvater und einem alten Jäger, der um das Geheimniß wußte. Eines Abends war Andres von der Jagd zurückgekehrt, als der alte Jäger hineintrat und nach ſeiner treuherzigen Weiſe anfing: „Herr, Ihr habt einen böſen Kumpan im Hauſe. Zu dem kommt der Gott ſei bei uns! durch's Fenſter und geht wieder ab in Rauch und Dampf.“ Dem Andres wurde es bei dieſer Rede zu Muth, als hätt' ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er wußte nur zu genau, was das zu bedeuten hatte, als ihm der alte Jäger weiter erzählte, wie er ſchon mehrere Tage hinter einander in ſpäter Abenddämmerung

in Trabacchio's Zimmer ſeltſame Stimmen gehört, die wie im Zank durch einander geplappert, und heute zum zweitenmal habe es ihm, indem er Trabacchio's Thüre ſchnell geöffnet, geſchienen, als rauſche eine Geſtalt im rothen goldverbrämten Mantel zum Fenſter hinaus. In vollem Zorn eilte Andres herauf zum Trabacchio, hielt ihm vor, was ſein Jäger ausgeſagt und kündigte ihm an, daß er ſich's gefallen laſſen müſſe, in's Schloßgefängniß geſperrt zu werden, wenn er nicht allen böſen Tritten entſage. Trabacchio blieb ruhig, und erwiederte im wehmüthigen Ton: „Ach, lieber Andres! nur zu wahr iſt es, daß mein Vater, deſſen Stündlein noch immer nicht gekommen, mich auf unerhörte Weiſe peinigt und quält. Er will, daß ich mich ihm wieder zuwende, und der Frömmigkeit, dem Heil meiner Seele entſage, allein ich bin ſtandhaft geblieben, und glaube nicht, daß er wiederkehren wird, da er geſehen, daß er nicht mehr über mich Macht hat. Bleibe ruhig, lieber Sohn Andres! und laß mich bei Dir als ein frommer Chriſt verſöhnt mit Gott ſterben!“ In der That ſchien auch die feindliche Geſtalt auszubleiben, indeſſen war es, als würden Trabacchio's Augen wieder glühender, er lächelte zuweilen ſo ſeltſam höhniſch, wie ſonſt. Während der Betſtunde, die Andres jeden Abend mit ihm zu halten pflegte, ſchien er oft krampfhaft zu erzittern; zuweilen ſtrich eine ſeltſam pfeifende Zugluft durch das Zimmer, welche die Blätter der Gebetbücher raſchelnd umſchlug, ja die Bücher ſelbſt dem Andres aus den Händen warf. „Gottloſer Trabacchio, verruchter Satan! Du biſt es, der hier hölliſchen Spuk treibt! Was willſt Du von mir? hebe Dich weg, denn Du haſt keine Macht über mich! — hebe Dich weg!“ — So rief Andres mit ſtarker Stimme! Da lachte es höhniſch durch das Zimmer hin,

und ſchlug wie mit ſchwarzen Fittigen an das Fenſter. Und doch war es nur der Regen, der an das Fenſter geſchlagen, und der Herbſtwind, der durch das Zimmer geheult, wie Trabacchio meinte, als das Unweſen wieder einmal recht arg war und Georg vor Angſt weinte.

„Nein,“ rief Andres: „Euer gottloſer Vater könnte hier nicht ſo herumſpuken, wenn Ihr aller und jeder Gemeinſchaft mit ihm entſagt hättet. Ihr müßt fort von mir. Eure Wohnung iſt Euch längſt bereitet. Ihr müßt fort in's Schloßgefängniß; dort möget Ihr Euern Spuk treiben wie Ihr wollt.“ Trabacchio weinte heftig, er bat um aller Heiligen willen ihn im Hauſe zu dulden und Georg, ohne zu begreifen, was das Alles wohl bedeute, ſtimmte in ſeine Bitten ein. „So bleibt denn noch morgen hier,“ ſagte Andres, „ich will ſehen, wie es mit der Betſtunde gehen wird, wenn ich heimkomme von der Jagd.“ Am andern Tage gab es herrliches Herbſtwetter, und Andres verſprach ſich eine reiche Beute. Als er von dem Anſtand zurückkehrte, war es ganz finſter geworden. Er fühlte ſich im innerſten Gemüth beſonders bewegt; ſeine merkwürdigen Schickſale, Giorgina's Bild, ſein ermordeter Knabe traten ihm ſo lebendig vor Augen, daß er tief in ſich gekehrt, immer langſamer und langſamer den Jägern nachſchlenderte, bis er ſich endlich unverſehends auf einem Nebenwege allein im Forſt befand. Im Begriff zurückzukehren in den breiten Waldweg, wurde er ein blendendes Licht gewahr, welches durch das dickſte Gebüſch flackerte. Da ergriff ihn eine wunderbare verworrene Ahnung großer Greuelthat, die verübt werde; er drang durch das Dickicht, er war dem Feuer nahe, da ſtand des alten Trabacchio Geſtalt im goldverbrämten Mantel, den Stoßdegen an der Seite, den niedergekrempten

Hut mit rother Feder auf dem Kopfe, das Arzneikiſtchen unterm Arm. Mit glühenden Augen blickte die Geſtalt in das Feuer, das wie in roth und blau flammenden Schlangen unter einer Retorte hervorloderte. Vor dem Feuer lag Georg nackt ausgebreitet auf einer Art Roſt und der verruchte Sohn des ſataniſchen Doktors hatte hoch das funkelnde Meſſer erhoben zum Todesſtoß. Andres ſchrie auf vor Entſetzen; aber ſo wie der Mörder ſich umblickte, ſauſte ſchon die Kugel aus Andres Büchſe und Trabacchio ſtürzte mit zerſchmettertem Gehirn über das Feuer hin, das im Augenblick erloſch. Die Geſtalt des Doktors war verſchwunden. Andres ſprang hinzu, ſtieß den Leichnam bei Seite, band den armen Georg los und trug ihn ſchnell fort bis ins Haus. Dem Knaben fehlte nichts; nur die Todesangſt hatte ihn ohnmächtig gemacht. Den Andres trieb es heraus in den Wald, er wollte ſich von Trabacchio's Tode überzeugen und den Leichnam gleich verſcharren; er weckte daher den alten Jäger, der in tiefen, wahrſcheinlich von Trabacchio bewirkten Schlaf geſunken, und beide gingen mit Laterne, Hacke und Spaten an die nicht weit entlegene Stelle. Da lag der blutige Trabacchio; aber ſo wie Andres ſich näherte, richtete er ſich mit halbem Leibe auf, ſtarrte ihn gräßlich an und röchelte dumpf: „Mörder! Mörder des Vaters Deines Weibes, aber meine Teufel ſollen Dich quälen!" „Fahre zur Hölle, Du ſataniſcher Böſewicht," ſchrie Andres, der dem Entſetzen, das ihn übermannen wollte, widerſtand; „fahre hin zur Hölle, Du, der Du den Tod hundertfältig verdient haſt, dem ich den Tod gab, weil er verruchten Mord an meinem Kinde, an dem Kinde ſeiner Tochter verüben wollte! Du haſt nur Buße und Frömmigkeit geheuchelt um ſchändlichen Verraths willen, aber nun bereitet der Satan manche Quaal Deiner Seele,

die Du ihm verkauft.“ Da ſank Trabacchio heulend zurück und immer dumpfer und dumpfer wimmernd gab er ſeinen Geiſt auf. Nun gruben die beiden Männer ein tiefes Loch, in das ſie Trabacchio's Körper warfen. „Sein Blut komme nicht über mich!“ ſprach Andres, „aber ich konnte nicht anders, ich war dazu auserſehen von Gott, meinen Georg zu retten und hundertfältige Frevel zu rächen. Doch will ich für ſeine Seele beten und ein kleines Kreuz auf ſein Grab ſtellen.“ Als andern Tages Andres dieſes Vorhaben ausführen wollte, fand er die Erde aufgewühlt, der Leichnam war verſchwunden. Ob das nun von wilden Thieren, oder wie ſonſt bewirkt, blieb in Zweifel. Andres ging mit ſeinem Knaben und dem alten Jäger zum Grafen von Vach, und berichtete treulich die ganze Begebenheit. Der Graf von Vach billigte die That des Andres, der zur Rettung ſeines Sohnes einen Räuber und Mörder niedergeſtreckt hatte und ließ den ganzen Verlauf der Sache niederſchreiben und im Archiv des Schloſſes aufbewahren. —

Die ſchreckliche Begebenheit hatte den Andres tief im Innerſten erſchüttert, und wol mochte er ſich deshalb, wenn die Nacht eingebrochen, ſchlaflos auf dem Lager wälzen. Aber wenn er ſo zwiſchen Wachen und Träumen hinbrütete, da hörte er es im Zimmer kniſtern und rauſchen, und ein rother Schein fuhr hindurch und verſchwand wieder. So wie er anfing zu horchen und zu ſchauen, da murmelte es dumpf: „Nun biſt Du Meiſter — Du haſt den Schatz — Du haſt den Schatz — gebeut über die Kraft, ſie iſt Dein! —“ Dem Andres war es, als wolle ein unbekanntes Gefühl ganz eigner Wohlbehaglichkeit und Lebensluſt in ihm aufgehen; aber ſo wie die Morgenröthe durch die Fenſter brach, da ermannte ſich Andres und betete, wie er es zu thun gewohnt, kräftig und inbrünſtig

zu dem Herrn, der ſeine Seele erleuchtete. „Ich weiß was nun noch meines Amts und Berufs iſt, um den Verſucher zu bannen und die Sünde abzuwenden von meinem Hauſe!“ — So ſprach Andres, nahm Trabacchio's Kiſtchen und warf es, ohne es zu öffnen, in eine tiefe Bergſchlucht. Nun genoß Andres eines ruhigen heitern Alters, das keine feindliche Macht zu zerſtören vermochte.

Die Jeſuiterkirche in G.

In eine elende Poſtchaiſe gepackt, die die Motten, wie die Ratten Proſpero's Fahrzeug, aus Inſtinkt verlaſſen hatten, hielt ich endlich, nach halsbrechender Fahrt, halbgerädert, vor dem Wirthshauſe auf dem Markte in G. Alles Unglück, das mir ſelbſt begegnen können, war auf meinen Wagen gefallen, der zerbrochen bei dem Poſtmeiſter der letzten Station lag. Vier magere abgetriebene Pferde ſchleppten nach mehrern Stunden endlich mit Hülfe mehrerer Bauern und meines Bedienten das baufällige Reiſehaus herbei; die Sachverſtändigen kamen, ſchüttelten die Köpfe und meinten, daß eine Hauptreparatur nöthig ſei, die zwei, auch wol drei Tage dauern könne. Der Ort ſchien mir freundlich, die Gegend anmuthig und doch erſchrak ich nicht wenig über den mir gedrohten Aufenthalt. Warſt Du, günſtiger Leſer! jemals genöthigt, in einer kleinen Stadt, wo Du niemanden — niemanden kannteſt, wo Du jedem fremd bliebſt, drei Tage zu verweilen, und hat nicht irgend ein tiefer Schmerz den Drang nach gemüthlicher Mittheilung in Dir weggezehrt, ſo wirſt Du mein Unbehagen mit mir fühlen. In dem Wort geht ja erſt der Geiſt des Lebens auf in Allem um uns her; aber die Kleinſtädter ſind wie ein in ſich ſelbſt verübtes,

abgeſchloſſenes Orcheſter eingeſpielt und eingeſungen, nur ihre eignen Stücke gehen rein und richtig, jeder Ton des Fremden diſſonirt ihren Ohren und bringt ſie augenblicklich zum Schweigen. — Recht mißlaunig ſchritt ich in meinem Zimmer auf und ab; da fiel mir plötzlich ein, daß ein Freund in der Heimath, der ehemals ein paar Jahre hindurch in G. geweſen, oft von einem gelehrten geiſtreichen Manne ſprach, mit dem er damals viel umgegangen. Auch des Namens erinnerte ich mich: es war der Profeſſor im Jeſuiter-Collegio Aloyſius Walter. Ich beſchloß hinzugehen und meines Freundes Bekanntſchaft für mich ſelbſt zu nutzen. Man ſagte mir im Collegio, daß Profeſſor Walter zwar eben leſe, aber in kurzer Zeit endigen werde, und ſtellte mir frei, ob ich wiederkommen, oder in den äußeren Sälen verweilen wolle. Ich wählte das letzte. Ueberall ſind die Klöſter, die Collegien, die Kirchen der Jeſuiten in jenem italieniſchen Styl gebaut, der auf antike Form und Manier geſtützt, die Anmuth und Pracht dem heiligen Ernſt, der religiöſen Würde vorzieht. So waren auch hier die hohen, luftigen, hellen Säle mit reicher Architektur geſchmückt, und ſonderbar genug ſtachen gegen Heiligenbilder, die hie und da an den Wänden zwiſchen ioniſchen Säulen hingen, die Superporten ab, welche durchgehends Genientänze, oder gar Früchte und Leckerbiſſen der Küche darſtellten. — Der Profeſſor trat ein, ich erinnerte ihn an meinen Freund, und nahm auf die Zeit meines gezwungenen Aufenthalts ſeine Gaſtlichkeit in Anſpruch. Ganz, wie ihn mein Freund beſchrieben, fand ich den Profeſſor; hellgeſprächig — weltgewandt — kurz, ganz in der Manier des höheren Geiſtlichen, der wiſſenſchaftlich ausgebildet, oft genug über das Brevier hinweg in das Leben geſchaut hat, um genau zu wiſſen, wie es darin hergeht. Als ich ſein Zimmer auch

mit moderner Eleganz eingerichtet fand, kam ich auf meine vorigen Bemerkungen in den Sälen zurück, die ich gegen den Profeſſor laut werden ließ. „Es iſt wahr,“ erwiederte er, „wir haben jenen düſtern Ernſt, jene ſonderbare Majeſtät des niederſchmetternden Tyrannen, die im gothiſchen Bau unſere Bruſt beklemmt, ja wol ein unheimliches Grauen erregt, aus unſeren Gebäuden verbannt, und es iſt wol verdienſtlich, unſern Werken die regſame Heiterkeit der Alten anzueignen.“ „Sollte aber,“ erwiederte ich, „nicht eben jene heilige Würde, jene hohe zum Himmel ſtrebende Majeſtät des gothiſchen Baues recht von dem wahren Geiſt des Chriſtenthums erzeugt ſeyn, der, überſinnlich, dem ſinnlichen, nur in dem Kreis des Irdiſchen bleibenden Geiſte der antiken Welt geradezu widerſtrebt?“ — Der Profeſſor lächelte. „Ei,“ ſprach er, „das höhere Reich ſoll man erkennen in dieſer Welt und dieſe Erkenntniß darf geweckt werden durch heitere Symbole, wie ſie das Leben, ja der aus jenem Reich ins irdiſche Leben herabgekommene Geiſt, darbietet. Unſere Heimath iſt wohl dort droben; aber ſo lange wir hier hauſen, iſt unſer Reich auch von dieſer Welt.“ Ja wohl, dachte ich: in Allem was Ihr thatet, bewieſet Ihr, daß Euer Reich von dieſer Welt, ja nur allein von dieſer Welt iſt. Ich ſagte aber das, was ich dachte, keinesweges dem Profeſſor Aloyſius Walter, welcher alſo fortfuhr: „Was Sie von der Pracht unſerer Gebäude hier am Orte ſagen, möchte ſich wol nur auf die Annehmlichkeit der Form beziehen. Hier, wo der Marmor unerſchwinglich iſt, wo große Meiſter der Mahlerkunſt nicht arbeiten mögen, hat man ſich, der neuern Tendenz gemäß, mit Surrogaten behelfen müſſen. Wir thun viel, wenn wir uns zum polirten Gips verſteigen, mehrentheils ſchafft nur der Mahler die verſchiedenen

Marmorarten, wie es eben jetzt in unſerer Kirche geſchieht, die, Dank ſei es der Freigebigkeit unſerer Patronen, neu dekorirt wird.“ Ich äußerte den Wunſch, die Kirche zu ſehen; der Profeſſor führte mich hinab, und als ich in den korinthiſchen Säulengang, der das Schiff der Kirche formte, eintrat, fühlte ich wohl den nur zu freundlichen Eindruck der zierlichen Verhältniſſe. Dem Hochaltare links war ein hohes Gerüſte errichtet, auf dem ein Mann ſtand, der die Wände in Giallo antik übermahlte. „Nun wie geht es, Berthold?“ rief der Profeſſor hinauf. Der Mahler wandte ſich nach uns um, aber gleich fuhr er wieder fort zu arbeiten, indem er mit dumpfer beinahe unvernehmbarer Stimme ſprach: „Viel Plage — krummes verworrenes Zeug — Kein Lineal zu brauchen — Thiere — Affen — Menſchengeſichter — Menſchengeſichter — o ich elender Thor!“ Das letzte rief er laut mit einer Stimme, die nur der tiefſte im Innerſten wühlende Schmerz erzeugt; ich fühlte mich auf die ſeltſamſte Weiſe angeregt, jene Worte und der Ausdruck des Geſichts, der Blick, womit er zuvor den Profeſſor anſchaute, brachten mir das ganze zerriſſene Leben eines unglücklichen Künſtlers vor Augen. Der Mann mochte kaum über vierzig Jahr alt ſeyn; ſeine Geſtalt, war ſie auch durch den unförmlichen ſchmutzigen Mahleranzug entſtellt, hatte was unbeſchreiblich edles, und der tiefe Gram konnte nur das Geſicht entfärben, das Feuer, was in den ſchwarzen Augen ſtrahlte, aber nicht auslöſchen. Ich frug den Profeſſor, was es mit dem Mahler wol für eine Bewandtniß hätte. „Es iſt ein fremder Künſtler,“ erwiederte er, „der ſich gerade zu der Zeit hier einfand, als die Reparatur der Kirche beſchloſſen worden. Er unternahm die Arbeit, die wir ihm antrugen, mit Freuden, und in der That war ſeine Ankunft ein Glücksfall für uns; denn

weder hier, noch in der Gegend weit umher hätten wir einen Mahler auftreiben können, der für alles, deſſen es hier zu mahlen bedarf, ſo tüchtig geweſen wäre. Uebrigens iſt es der gutmüthigſte Menſch von der Welt, den wir alle recht lieben, und ſo kommt es denn, daß er in unſerm Collegio gut aufgenommen wurde. Außer dem anſehnlichen Honorar, das er für ſeine Arbeit erhält, verköſtigen wir ihn; dies iſt aber für uns ein ſehr geringer Aufwand, denn er iſt beinahe zu mäßig, welches freilich ſeinem kränklichen Körper zuſagen mag."

„Aber," fiel ich ein, „er ſchien heute ſo mürriſch — ſo aufgeregt." „Das hat ſeine beſondere Urſache," erwiederte der Profeſſor, „doch laſſen Sie uns einige ſchöne Gemählde der Seiten=Altäre anſchauen, die vor einiger Zeit ein glücklicher Zufall uns verſchaffte. Nur ein einziges Original, ein Dominichino, iſt dabei, die anderen ſind von unbekannten Meiſtern der italieniſchen Schule, aber, ſind Sie vorurtheilsfrei, ſo werden Sie geſtehen müſſen, daß jedes den berühmteſten Namen tragen dürfte." Ich fand es ganz ſo, wie der Profeſſor geſagt hatte. Es war ſeltſam, daß das einzige Original gerade zu den ſchwächern Stücken gehörte, war es nicht wirklich das ſchwächſte, und daß dagegen die Schönheit mancher Gemählde ohne Namen mich unwiderſtehlich hinriß. Ueber das Gemählde eines Altars war eine Decke herabgelaſſen; ich frug nach der Urſache. „Dies Bild," ſprach der Profeſſor, „iſt das ſchönſte was wir beſitzen, es iſt das Werk eines jungen Künſtlers der neueren Zeit — gewiß ſein letztes, denn ſein Flug iſt gehemmt — Wir mußten in dieſen Tagen das Gemählde aus gewiſſen Gründen verhängen laſſen, doch bin ich vielleicht morgen, oder übermorgen im Stande, es Ihnen zu zeigen." — Ich wollte weiter fragen, indeſſen ſchritt der Profeſſor raſch

durch den Gang fort, und das war genug, um ſeine Unluſt zu zeigen, mir weiter zu antworten. Wir gingen in das Collegium zurück, und gern nahm ich des Profeſſors Einladung an, der mit mir Nachmittags einen nahgelegenen Luſtort beſuchen wollte. Spät kehrten wir heim, ein Gewitter war aufgeſtiegen, und kaum langte ich in meiner Wohnung an, als der Regen herabſtrömte. Es mochte wol ſchon Mitternacht ſeyn, da klärte ſich der Himmel auf, und nur noch entfernt murmelte der Donner. Durch die geöffneten Fenſter wehte die laue, mit Wohlgerüchen geſchwängerte, Luft in das dumpfe Zimmer, ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, unerachtet ich müde genug war, noch einen Gang zu machen; es glückte mir, den mürriſchen Hausknecht, der ſchon ſeit zwei Stunden ſchnarchen mochte, zu erwecken, und ihn zu bedeuten, daß es kein Wahnſinn ſei, noch um Mitternacht ſpazieren zu gehen, bald befand ich mich auf der Straße. Als ich bei der Jeſuiterkirche vorüberging, fiel mir das blendende Licht auf, das durch ein Fenſter ſtrahlte. Die kleine Seitenpforte war nur angelehnt, ich trat hinein und wurde gewahr, daß vor einer hohen Blende eine Wachsfackel brannte. Näher gekommen bemerkte ich, daß vor der Blende ein Netz von Bindfaden aufgeſpannt war, hinter dem eine dunkle Geſtalt eine Leiter hinauf und hinunter ſprang, und in die Blende etwas hineinzuzeichnen ſchien. Es war B e r t h o l d, der den Schatten des Netzes mit ſchwarzer Farbe genau überzog. Neben der Leiter auf einer hohen Staffelei ſtand die Zeichnung eines Altars. Ich erſtaunte über den ſinnreichen Einfall. Biſt Du, günſtiger Leſer, mit der edlen Mahlerkunſt was weniges vertraut, ſo wirſt Du ohne weitere Erklärung ſogleich wiſſen, was es mit dem Netz, deſſen Schattenſtriche B e r t h o l d in die Blende hineinzeichnete, für eine

Bewandtniß hat. Berthold ſollte in die Blende einen hervorſpringenden Altar mahlen. Um die kleine Zeichnung richtig in das Große zu übertragen, mußte er beides, den Entwurf und die Fläche, worauf der Entwurf ausgeführt werden ſollte, dem gewöhnlichen Verfahren gemäß mit einem Netz überziehn. Nun war es aber keine Fläche, ſondern eine halbrunde Blende, worauf gemahlt werden ſollte; die Gleichung der Quadrate, die die krummen Linien des Netzes auf der Hölung bildeten, mit den geraden des Entwurfs und die Berichtigung der architektoniſchen Verhältniſſe, die ſich herausſpringend darſtellen ſollten, war daher nicht anders zu finden, als auf jene einfache geniale Weiſe. Wol hütete ich mich vor die Fackel zu treten, und mich ſo durch meinen Schlagſchatten zu verrathen, aber nahe genug zur Seite ſtand ich, um den Mahler genau zu beobachten. Er ſchien mir ganz ein anderer, vielleicht war es nur Wirkung des Fackelſcheins, aber ſein Geſicht war geröthet ſeine Augen blitzten wie vor innerm Wohlbehagen, und als er ſeine Linien fertig gezeichnet, ſtellte er ſich mit in die Seite geſtemmten Händen vor die Blende hin, und pfiff, die Arbeit beſchauend, ein muntres Liedchen. Nun wandte er ſich um und riß das aufgeſpannte Netz herunter. Da fiel ihm meine Geſtalt ins Auge, „he da! he da!" rief er laut: „ſeid Ihr es Chriſtian?" — Ich trat auf ihn zu, erklärte ihm was mich in die Kirche gelockt, und, den ſinnreichen Einfall mit dem Schattennetz hochpreiſend, gab ich mich als Kenner und Ausüber der edlen Mahlerkunſt zu erkennen. Ohne mir darauf weiter zu antworten, ſprach Berthold: „Chriſtian iſt auch weiter nichts, als ein Faulenzer; treu wollte er aushalten bei mir die ganze Nacht hindurch, und nun liegt er gewiß irgendwo auf dem Ohr! — Mein Werk muß vorrücken, denn morgen

mahlt ſich's vielleicht hier in der Blende teufelmäßig ſchlecht — und allein kann ich doch jetzt nichts machen.“ Ich erbot mich ihm behülflich zu ſeyn. Er lachte laut auf, faßte mich bei beiden Schultern und rief: „das iſt ein excellenter Spaß; was wird Chriſtian ſagen, wenn er morgen merkt, daß er ein Eſel iſt, und ich ſeiner gar nicht bedurft habe? Nun ſo kommt, fremder Geſelle und Bruder, helft mir erſt fein bauen.“ Er zündete einige Kerzen an, wir liefen durch die Kirche, ſchleppten Böcke und Breter herbei und bald ſtand ein hohes Gerüſt in der Blende. „Nun friſch zugereicht,“ rief Berthold, indem er heraufſtieg. Ich erſtaunte über die Schnelligkeit, mit der Berthold die Zeichnung ins Große übertrug; keck zog er ſeine Linien, niemals gefehlt, immer richtig und rein. An dergleichen Dinge in früherer Zeit gewöhnt, half ich dem Mahler treulich, indem ich, bald oben, bald unter ihm ſtehend, die langen Lineale in die angedeuteten Punkte einſetzte und feſthielt, die Kohlen ſpitz ſchliff und ihm zureichte u. ſ. w. „Ihr ſeid ja gar ein wackerer Gehülfe,“ rief Berthold ganz fröhlich, „und Ihr,“ erwiederte ich, „in der That einer der geübteſten Architektur-Mahler, die es geben mag; habt Ihr denn bei Eurer fertigen kecken Fauſt nie andere Mahlerei getrieben, als dieſe? — Verzeiht meine Frage.“ „Was meint Ihr denn eigentlich?“ ſprach Berthold. „Nun,“ erwiederte ich, „ich meine, daß Ihr zu etwas beſſerem taugt, als Kirchenwände mit Marmorſäulen zu bemahlen. Architektur-Mahlerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes; der Hiſtorien-Mahler, der Landſchafter ſteht unbedingt höher. Geiſt und Fantaſie, nicht in die engen Schranken geometriſcher Linien gebannt, erheben ſich in freiem Fluge. Selbſt das einzige Fantaſtiſche Eurer Mahlerei, die ſinnetäuſchende Perſpective, hängt von genauer Berechnung ab,

und ſo iſt die Wirkung das Erzeugniß, nicht des genialen Gedankens, ſondern nur mathematiſcher Spekulation.“ Der Mahler hatte, während ich dies ſprach, den Pinſel abgeſetzt, und den Kopf in die Hand geſtützt. „Unbekannter Freund,“ fing er jetzt mit dumpfer feierlicher Stimme an: „Unbekannter Freund, Du frevelſt, wenn Du die verſchiedenen Zweige der Kunſt in Rangordnung ſtellen willſt, wie die Vaſallen eines ſtolzen Königs. Und noch größerer Frevel iſt es, wenn Du nur die Verwegenen achteſt, welche taub für das Klirren der Sclavenkette, fühllos für den Druck des Irdiſchen, ſich frei, ja ſelbſt ſich Gott wähnen und ſchaffen und herrſchen wollen über Licht und Leben. — Kennſt Du die Fabel von dem Prometheus, der Schöpfer ſeyn wollte, und das Feuer vom Himmel ſtahl, um ſeine todten Figuren zu beleben? — Es gelang ihm, lebendig ſchritten die Geſtalten daher, und aus ihren Augen ſtrahlte jenes himmliſche Feuer, das in ihrem Innern brannte; aber rettungslos wurde der Frevler, der ſich angemaßt Göttliches zu fahen, verdammt zu ewiger fürchterlicher Qual. Die Bruſt, die das Göttliche geahnt, in der die Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen aufgegangen, zerfleiſchte der Geier, den die Rache geboren und der ſich nun nährte von dem eignen Innern des Vermeſſenen. Der das Himmliſche gewollt, fühlte ewig den irdiſchen Schmerz.“ — Der Mahler ſtand in ſich verſunken da. „Aber,“ rief ich: „Aber Berthold, wie beziehen Sie das Alles auf Ihre Kunſt? Ich glaube nicht, daß irgend jemand es für vermeſſenen Frevel halten kann, Menſchen zu bilden, ſei es durch Mahlerei, oder Plaſtik.“ Wie in bitterm Hohn lachte Berthold auf: „Ha ha — Kinderſpiel iſt kein Frevel! — Kinderſpiel iſt's wie ſie's machen, die Leute, die getroſt ihre Pinſel in die Farbentöpfe ſtecken und eine Leinwand beſchmieren, mit der wahrhaftigen Begier, Menſchen

darzuſtellen; aber es kommt ſo heraus, als habe, wie es in jenem Trauerſpiele ſteht, irgend ein Handlanger der Natur verſucht Menſchen zu bilden, und es ſei ihm mißlungen. — Das ſind keine freveliche Sünder, das ſind nur arme unſchuldige Narren! Aber Herr! — wenn man nach dem Höchſten ſtrebt — nicht Fleiſcheslust, wie Titian — nein das Höchſte der göttlichen Natur, der Prometheusfunken im Menſchen — Herr! — es iſt eine Klippe — ein ſchmaler Strich, auf dem man ſteht — der Abgrund iſt offen! — über ihm ſchwebt der kühne Segler und ein teufliſcher Trug läßt ihn unten — unten das erblicken, was er oben über den Sternen erſchauen wollte!" — Tief ſeufzte der Mahler auf, er fuhr mit der Hand über die Stirn, und blickte dann in die Höhe. „Aber was ſchwatze ich mit Euch, Geſelle, da drunten für tolles Zeug, und mahle nicht weiter? — Schaut her Geſelle, das nenne ich treu und ehrlich gezeichnet. Wie herrlich iſt die Regel! — alle Linien einen ſich zum beſtimmten Zweck, zu beſtimmter deutlich gedachter Wirkung. Nur das Gemeſſene iſt rein menſchlich; was drüber geht, vom Uebel. Das Uebermenſchliche muß Gott, oder Teufel ſeyn; ſollten beide nicht in der Mathematik von Menſchen übertroffen werden? Sollt' es nicht denkbar ſeyn, daß Gott uns ausdrücklich erſchaffen hätte, um das, was nach gemeſſenen erkennbaren Regeln darzuſtellen iſt, kurz, das rein Commenſurable, zu beſorgen für ſeinen Hausbedarf, ſo wie wir unſrerſeits wieder Sägemühlen und Spinnmaſchinen bauen, als mechaniſche Werkmeiſter unſeres Bedarfs. Profeſſor Walter behauptete neulich, daß gewiſſe Thiere blos erſchaffen wären, um von andern gefreſſen zu werden, und das käme doch am Ende zu unſerm Nutzen heraus, ſo wie z. B. die Katzen den angebornen Inſtinkt hätten, Mäuſe zu freſſen, damit dieſe uns

nicht den Zucker, der zum Frühſtück bereit läge, wegknappern ſollten. Am Ende hat der Profeſſor Recht — Thiere und wir ſelbſt ſind gut eingerichtete Maſchinen, um gewiſſe Stoffe zu verarbeiten, und zu verkneten für den Tiſch des unbekannten Königs — Nun friſch — friſch, Geſelle — reiche mir die Töpfe! — Alle Töne hab' ich geſtern beim lieben Sonnenlicht abgeſtimmt, damit mich der Fackelſchein nicht trüge, ſie ſtehn numerirt im Winkel. Reich' mir Numero eins, mein Junge! — Grau in Grau! — Und was wäre das trockne mühſelige Leben, wenn der Herr des Himmels uns nicht ſo manches bunte Spielzeug in die Hände gegeben hätte! — Wer artig iſt, trachtet nicht, wie der neugierige Bube, den Kaſten zu zerbrechen, in dem es orgelt, wenn er die äußere Schraube dreht. — Man ſagt, es iſt ganz natürlich, daß es drinnen klingt; denn ich drehe ja die Schraube! — Indem ich dies Gebälk richtig aus dem Augenpunkt aufgezeichnet, weiß ich beſtimmt, daß es ſich dem Beſchauer plaſtiſch darſtellt — Numero zwei heraufgereicht, Junge! — Nun mahle ich es aus in den regelrecht abgeſtimmten Farben — es erſcheint vier Ellen zurücktretend. Das weiß ich alles gewiß; o! man iſt erſtaunlich klug — Wie kommt es, daß die Gegenſtände in der Ferne ſich verkleinern? Die einzige dumme Frage eines Chineſen könnte ſelbſt den Profeſſor Eytelwein in Verlegenheit ſetzen; doch könnte er ſich mit dem orgelnden Kaſten helfen und ſprechen, er habe manchmal an der Schraube gedreht, und immer dieſelbe Wirkung erfahren — Violett Numero eins, Junge! — ein anderes Lineal — dicken ausgewaſchenen Pinſel! Ach, was iſt all' unſer Ringen und Streben nach dem Höheren anderes, als das unbeholfene bewußtloſe Handthieren des Säuglings, der die Amme verletzt, die ihn wohlthätig nährt! — Violett Numero zwei

— friſch Junge! — das Ideal iſt ein ſchnöder lügneriſcher Traum vom gährenden Blute erzeugt. — Die Töpfe weg, Junge — ich ſteige herab. — Der Teufel narrt uns mit Puppen, denen er Engelsfittige angeleimt.“ — Nicht möglich iſt es mir, alles das wörtlich zu wiederholen, was Berthold ſprach, indem er raſch fortmahlte, und mich ganz wie ſeinen Handlanger brauchte. In der angegebenen Manier fuhr er fort, die Beſchränktheit alles irdiſchen Beginnens auf das bitterſte zu verhöhnen; ach er ſchaute in die Tiefe eines auf den Tod verwundeten Gemüths, deſſen Klage ſich nur in ſchneidender Ironie erhebt. Der Morgen dämmerte, der Schein der Fackel verblaßte vor den hereinbrechenden Sonnenſtrahlen. Berthold mahlte eifrig fort, aber er wurde ſtiller und ſtiller und nur einzelne Laute — zuletzt nur Seufzer, entflohen der gepreßten Bruſt. Er hatte den ganzen Altar mit gehöriger Farbenabſtufung angelegt, und ſchon jetzt, ohne weiter ausgeführt zu ſeyn, ſprang das Gemählde wunderbar hervor. „In der That herrlich — ganz herrlich,“ rief ich voll Bewunderung aus. „Meinen Sie,“ ſprach Berthold mit matter Stimme: „Meinen Sie, daß etwas daraus werden wird? — Ich gab mir wenigſtens alle Mühe richtig zu zeichnen; aber nun kann ich nicht mehr.“ — „Keinen Pinſelſtrich weiter, lieber Berthold!“ ſprach ich: „es iſt beinahe unglaublich, wie Sie mit einem ſolchen Werk in wenigen Stunden ſo weit vorrücken konnten; aber Sie greifen Sich zu ſehr an, und verſchwenden Ihre Kraft.“ „Und doch,“ erwiederte Berthold, „ſind das meine glücklichſten Stunden. — Vielleicht ſchwazte ich zu viel, aber es ſind ja nur Worte, in die ſich der das Innere zerreiſſende Schmerz auflöſt.“ „Sie ſcheinen Sich ſehr unglücklich zu fühlen, mein armer Freund,“ ſprach ich: „irgend ein

furchtbares Ereigniß trat feindlich zerſtörend in Ihr Leben!“ — Der Mahler trug langſam ſeine Geräthſchaften in die Capelle, löſchte die Fackel aus, kam dann auf mich zu, faßte meine Hand und ſprach mit gebrochener Stimme: „Könnten Sie einen Augenblick Ihres Lebens ruhigen, heitern Geiſtes ſeyn, wenn Sie Sich eines gräßlichen, nie zu ſühnenden Verbrechens bewußt wären?“ — Erſtarrt blieb ich ſtehen. Die hellen Sonnenſtrahlen fielen in des Mahlers leichenblaſſes zerſtörtes Geſicht, und er war beinahe geſpenſtiſch anzuſehen, als er fortwankte durch die kleine Pforte in das Innere des Collegiums. —

Kaum erwarten konnte ich am folgenden Tage die Stunde, die mir Profeſſor Walter zum Wiederſehen beſtimmt hatte. Ich erzählte ihm den ganzen Auftritt der vorigen Nacht, der mich nicht wenig aufgeregt hatte; ich ſchilderte mit den lebendigſten Farben des Mahlers wunderliches Benehmen, und verſchwieg kein Wort, das er geſprochen, ſelbſt das nicht, was ihn ſelbſt betroffen. Je mehr ich aber auf des Profeſſors Theilnahme hoffte, deſto gleichgültiger ſchien er mir, ja er lächelte ſelbſt über mich auf eine höchſt widrige Weiſe, als ich nicht nachließ, von Berthold zu reden und in ihn zu dringen, mir ja alles, was er von dem Unglücklichen wüßte, zu ſagen. „Es iſt ein wunderlicher Menſch, dieſer Mahler,“ fing der Profeſſor an: „ſanft — gutmüthig — arbeitſam — nüchtern, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, aber ſchwachen Verſtandes; denn ſonſt hätte er ſich nicht durch irgend ein Ereigniß im Leben, ſei es ſelbſt ein Verbrechen, das er beging, herabſtimmen laſſen vom herrlichen Hiſtorienmahler zum dürftigen Wandpinsler.“ Der Ausdruck Wandpinsler ärgerte mich ſo wie des Profeſſors Gleichgültigkeit überhaupt. Ich ſuchte ihm darzuthun, daß noch jetzt Berthold ein höchſt achtungswerther

Künſtler, und der höchſten regſamen Theilnahme werth ſei. „Nun,“ fing der Profeſſor endlich an: „wenn Sie einmal unſer Berthold in ſolch hohem Grade intereſſirt, ſo ſollen Sie Alles, was ich von ihm weiß, und das iſt nicht wenig, ganz genau erfahren. Zur Einleitung deſſen, laſſen Sie uns gleich in die Kirche gehen! Da Berthold die ganze Nacht hindurch mit Anſtrengung gearbeitet hat, wird er heute Vormittags raſten. Wenn wir ihn in der Kirche fänden, wäre mein Zweck verfehlt.“ Wir gingen nach der Kirche, der Profeſſor ließ das Tuch von dem verhängten Gemählde herunternehmen und in zauberiſchem Glanze ging vor mir ein Gemählde auf, wie ich es nie geſehen. Die Compoſition war wie Raphaels Styl, einfach und himmliſch erhaben! — Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, vor ihnen die Kinder Johannes und Chriſtus mit Blumen ſpielend, im Hintergrunde ſeitwärts eine betende männliche Figur! — Maria's holdes himmliſches Geſicht, die Hoheit und Frömmigkeit ihrer ganzen Figur erfüllten mich mit Staunen und tiefer Bewunderung. Sie war ſchön, ſchöner als je ein Weib auf Erden, aber ſo wie Raphaels Maria in der Dresdner Gallerie verkündete ihr Blick die höhere Macht der Gottes-Mutter. Ach! mußte vor dieſen wunderbaren, von tiefem Schatten umfloſſenen Augen nicht in des Menſchen Bruſt die ewigdürſtende Sehnſucht aufgehen? Sprachen die weichen halbgeöffneten Lippen nicht tröſtend, wie in holden Engels-Melodien, von der unendlichen Seligkeit des Himmels? — Nieder mich zu werfen in den Staub vor ihr, der Himmels-Königin, trieb mich ein unbeſchreibliches Gefühl — keines Wortes mächtig konnte ich den Blick nicht abwenden von dem Bilde ohne Gleichen. Nur Maria und die Kinder waren ganz aus-

geführt, an der Figur Eliſabeths ſchien die letzte Hand zu fehlen, und der betende Mann war noch nicht übermahlt. Näher getreten erkannte ich in dem Geſicht dieſes Mannes Berthold's Züge. Ich ahnte, was mir der Profeſſor gleich darauf ſagte: „Dieſes Bild, ſprach er, iſt Berthold's letzte Arbeit, das wir vor mehreren Jahren aus N. in Oberſchleſien, wo es von einem unſerer Collegen in einer Verſteigerung gekauft wurde, erhielten. Unerachtet es nicht vollendet iſt, ließen wir es doch ſtatt des elenden Altarblatts, das ſonſt hier ſtand, einfügen. Als Berthold angekommen war und dies Gemählde erblickte, ſchrie er laut auf und ſtürzte bewußtlos zu Boden. Nachher vermied er ſorgfältig, es anzublicken und vertraute mir, daß es ſeine letzte Arbeit in dieſem Fache ſei. Ich hoffte ihn nach und nach zur Vollendung des Bildes zu überreden, aber mit Entſetzen und Abſcheu wies er jeden Antrag der Art zurück. Um ihn nur einigermaßen heiter und kräftig zu erhalten, mußte ich das Bild verhängen laſſen, ſo lange er in der Kirche arbeitet. Fiel es ihm nur von ungefähr ins Auge, ſo lief er wie von unwiderſtehlicher Macht getrieben hin, warf ſich laut ſchluchzend nieder, bekam ſeinen Paroxysmus, und war auf mehrere Tage unbrauchbar.“ — „Armer — armer unglücklicher Mann!“ — rief ich aus, „welch' eine Teufelsfauſt griff ſo grimmig zerſtörend in dein Leben.“ „O!“ ſprach der Profeſſor: „die Hand ſammt dem Arm iſt ihm an den Leib gewachſen — Ja ja! — er ſelbſt war gewiß ſein eigner Dämon — ſein Luzifer, der in ſein Leben mit der Höllenfackel hineinleuchtete. Wenigſtens geht das aus ſeinem Leben ſehr deutlich hervor.“ Ich bat den Profeſſor, mir doch nur jetzt gleich Alles zu ſagen, was er über des unglücklichen Mahlers Leben wüßte. „Das würde viel zu weitläuftig ſeyn, und viel zu viel Athem

koſten," erwiederte der Profeſſor. „Verderben wir uns den heitern Tag nicht mit dem trüben Zeuge! Laſſen Sie uns frühſtücken, und dann nach der Mühle gehen, wo uns ein tüchtig zubereitetes Mittagsmahl erwartet." Ich hörte nicht auf, in den Profeſſor zu dringen, und nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich heraus, daß gleich nach der Ankunft Berthold's ſich ein Jüngling, der auf dem Collegio ſtudirte, mit voller Liebe an ihn anſchloß, daß dieſem Berthold nach und nach die Begebenheit ſeines Lebens vertraute, die der junge Mann ſorglich aufſchrieb und dem Profeſſor Walter das Manuſcript übergab. „Es war," ſprach der Profeſſor: „ſolch ein Enthuſiaſt, wie Sie, mein Herr, mit Ihrer Erlaubniß! Aber das Aufſchreiben der wunderlichen Begebenheiten des Mahlers diente ihm in der That zur trefflichen Stylübung." Mit vieler Mühe erhielt ich von dem Profeſſor das Verſprechen, daß er mir Abends nach geendeter Luſtpartie das Manuſcript anvertrauen wolle. Sei es, daß es die geſpannte Neugierde war, oder war der Profeſſor wirklich ſelbſt daran Schuld, kurz, niemals habe ich mehr Langeweile empfunden, als den Tag. Schon die Eiskälte des Profeſſors Rückſichts Bertholds war mir fatal; aber ſeine Geſpräche, die er mit den Collegen, die an dem Mahl Theil nahmen, führte, überzeugten mich, daß, troß aller Gelehrſamkeit, aller Weltgewandtheit, ſein Sinn für's Höhere gänzlich verſchloſſen, und er der kraſſeſte Materialiſt war, den es geben konnte. Das Syſtem von dem freſſen und gefreſſen werden, wie es Berthold anführte, hatte er wirklich adoptirt. Alles geiſtige Streben, Erfindungs-, Schöpfungskraft leitete er aus gewiſſen Conjuncturen der Eingeweide und des Magens her, und dabei kramte er noch mehr närriſche abnorme Einfälle aus. Er behauptete z. B. ſehr ernſthaft, daß

jeder Gedanke durch die Begattung zweier Fäſerchen im menſch=lichen Gehirne erzeugt würde. Ich begriff, auf welche Weiſe der Profeſſor mit ſolchen tollen Dingen den armen Berthold, der in verzweifelnder Ironie alle günſtige Einwirkung des Höheren anfocht, quälen, und in die noch blutenden Wunden ſpitze Dolche einſetzen mußte. Endlich am Abend gab mir der Profeſſor ein paar beſchriebene Bogen mit den Worten: „Hier, lieber Enthuſiaſt, iſt das Studenten=Machwerk. Es iſt nicht übel geſchrieben, aber höchſt ſonderbar und wider alle Regel rückt der Herr Verfaſſer, ohne es weiter anzudeuten, Reden des Mahlers wörtlich in der erſten Perſon ein. Uebrigens mache ich Ihnen mit dem Aufſatz, über den ich von Amtswe=gen verfügen kann, ein Geſchenk, da ich weiß, daß Sie kein Schriftſteller ſind. Der Verfaſſer der Fantaſieſtücke in Callots Manier hätte es eben nach ſeiner tollen Manier arg zugeſchnit=ten und gleich drucken laſſen, welches ich nicht von Ihnen zu erwarten habe.“

Der Profeſſor Aloyſius Walter wußte nicht, daß er wirklich den reiſenden Enthuſiaſten vor ſich hatte, wiewol er es hätte merken können, und ſo gebe ich Dir, mein günſtiger Leſer! des Jeſuiten=Studenten kurze Erzählung von dem Mahler Berthold. Die Weiſe, wie er ſich mir zeigte, wird dadurch ganz erklärt, und Du, o mein Leſer! wirſt dann auch gewah=ren, wie des Schickſals wunderliches Spiel uns oft zu ver=derblichem Irrthum treibt.

„Laßt Euern Sohn nur getroſt nach Italien reiſen! Schon jetzt iſt er ein wackrer Künſtler, und es fehlt ihm hier in D. keinesweges an Gelegenheit, nach den trefflichſten Originalen

jeder Art zu ſtudiren, aber dennoch darf er nicht hier bleiben. Das freie Künſtlerleben muß ihm in dem heitern Kunſtlande aufgehen, ſein Studium wird dort ſich erſt lebendig geſtalten, und den eignen Gedanken erzeugen. Das Copiren allein hilft ihm nun nichts mehr. Mehr Sonne muß die aufſprießende Pflanze erhalten, um zu gedeihen und Blüth' und Frucht zu tragen. Euer Sohn hat ein reines wahrhaftiges Künſtlergemüth, darum ſeid um Alles Uebrige unbeſorgt!" So ſprach der alte Mahler Stephan Birkner zu Bertholds Aeltern. Die rafften alles zuſammen was ihr dürftiger Haushalt entbehren konnte, und ſtatteten den Jüngling aus zur langen Reiſe. So ward Bertholds heißeſter Wunſch, nach Italien zu gehen, erfüllt.

„Als mir Birkner den Entſchluß meiner Aeltern verkündete, ſprang ich hoch auf vor Freude und Entzücken. — Wie im Traum ging ich umher die Tage hindurch, bis zu meiner Abreiſe. Es war mir nicht möglich, auf der Gallerie einen Pinſel anzuſetzen. Der Inſpektor, alle Künſtler, die in Italien geweſen, mußten mir erzählen von dem Lande, wo die Kunſt gedeiht. Endlich war Tag und Stunde gekommen. Schmerzlich war der Abſchied von den Aeltern, die von düſtrer Ahnung gequält, daß ſie mich nicht wiederſehen würden, mich nicht laſſen wollten. Selbſt der Vater, ſonſt ein entſchloſſener feſter Mann, hatte Mühe, Faſſung zu erringen. „Italien — Italien wirſt Du ſehen," riefen die Kunſtbrüder, da loderte von tiefer Wehmuth nur ſtärker entzündet das Verlangen auf und raſch ſchritt ich fort — vor der Aeltern Hauſe ſchien mir die Bahn des Künſtlers zu beginnen." —

Berthold, in jedem Fache der Mahlerei vorbereitet, hatte ſich doch vorzüglich der Landſchaftsmahlerei ergeben, die er mit

Liebe und Eifer trieb. In Rom glaubte er reiche Nahrung für dieſen Zweig der Kunſt zu finden; es war dem nicht ſo. Gerade in dem Kreis der Künſtler und Kunſtfreunde, in dem er ſich bewegte, wurde ihm unaufhörlich vorgeredet, daß der Hiſtorienmahler allein auf der höchſten Spitze ſtehe, und ihm Alles Uebrige untergeordnet ſey. Man rieth ihm, wolle er ein bedeutender Künſtler werden, doch nur gleich von ſeinem Fach abzugehen und ſich dem Höheren zuzuwenden, und dies, verbunden mit dem nie ſonſt gefühlten Eindruck, den Raphaels mächtige Fresko=Gemählde im Vatikan auf ihn machten, beſtimmten ihn wirklich, die Landſchaft zu verlaſſen. Er zeichnete nach jenen Raphaels, er kopirte kleine Oelgemälde anderer berühmter Meiſter; alles fiel bei ſeiner tüchtigen Praktik recht wohl und ſchicklich aus, aber nur zu ſehr fühlte er, daß das Lob der Künſtler und Kenner ihn nur tröſten, aufmuntern ſollte. Er ſah es ja ſelbſt, daß ſeinen Zeichnungen, ſeinen Copien alles Leben des Originals fehle. Raphael's, Correggio's himmliſche Gedanken begeiſterten (ſo glaubte er) zum eignen Schaffen, aber ſo wie er ſie in der Fantaſie feſt halten wollte, verſchwammen ſie wie im Nebel, und alles, was er auswendig zeichnete, hatte, wie jedes nur undeutlich, verworren Gedachte, kein Regen, keine Bedeutung. Ueber dieſes vergebliche Ringen und Streben ſchlich trüber Unmuth in ſeine Seele, und oft entrann er den Freunden, um in der Gegend von Rom Baumgruppen — einzelne landſchaftliche Partien heimlich zu zeichnen und zu mahlen. Aber auch dies gerieth nicht mehr wie ſonſt, und zum erſtenmal zweifelte er an ſeinem wahren Künſtlerberuf. Die ſchönſten Hoffnungen ſchienen untergehn zu wollen. „Ach mein hochverehrter Freund und Lehrer," ſchrieb Berthold an Birkner, „Du haſt mir

Großes zugetraut, aber — hier, wo es erſt recht licht werden ſollte in meiner Seele, bin ich inne worden, daß das, was Du wahrhaftes Künſtlergenie nannteſt, nur etwa Talent — äußere Fertigkeit der Hand war. Sage meinen Aeltern, daß ich bald zurückkehren würde, um irgend ein Handwerk zu erlernen, das mich künftig ernähre u. ſ. w." Birkner ſchrieb zurück: „O, könnte ich doch bei Dir ſeyn, mein Sohn! um Dich aufzurichten in Deinem Unmuth. Aber glaube mir, Deine Zweifel ſind es gerade, die für Dich, für Deinen Künſtlerberuf ſprechen. Der, welcher in ſtetem unwandelbaren Vertrauen auf ſeine Kraft immer fortzuſchreiten gedenkt, iſt ein blöder Thor, der ſich ſelbſt täuſcht; denn ihm fehlt ja der eigentliche Impuls zum Streben, der nur in dem Gedanken der Mangelhaftigkeit ruht. Harre aus! — Bald wirſt Du Dich erkräftigen, und dann ruhig, nicht durch das Urtheil, durch den Rath der Freunde, die Dich zu verſtehen vielleicht gar nicht im Stande, gezügelt, den Weg fortwandeln, den Dir Deines Ichs eigne Natur vorgeſchrieben. Ob Du Landſchafter bleiben, ob Du Hiſtorienmahler werden willſt, wirſt Du dann ſelbſt entſcheiden können, und an keine feindliche Abſonderung der Zweige eines Stammes denken."

Es begab ſich, daß gerade zu der Zeit, als Berthold dieſen tröſtenden Brief von ſeinem alten Lehrer und Freunde erhielt, ſich Philipp Hackert's Ruhm in Rom verbreitet hatte. Einige von ihm dort aufgeſtellte Stücke von wunderbarer Anmuth und Klarheit bewährten des Künſtlers Ruf und ſelbſt die Hiſtorienmahler geſtanden, es läge auch in dieſer reinen Nachahmung der Natur viel Großes und Vortreffliches. Berthold ſchöpfte Athem — er hörte nicht mehr ſeine Lieblingskunſt verhöhnen, er ſah einen Mann, der ſie trieb, hoch-

geſtellt und verehrt; wie ein Funke fiel es in ſeine Seele, daß er nach Neapel wandern und unter Hackert ſtudiren müſſe. Ganz jubilirend ſchrieb er an Birkner und an ſeine Aeltern, daß er nun nach hartem Kampf den rechten Weg gefunden habe, und bald in ſeinem Fach ein tüchtiger Künſtler zu werden hoffe. Freundlich nahm der ehrliche deutſche Hackert den deutſchen Schüler auf, und bald ſtrebte dieſer dem Lehrer in regem Schwunge nach. Berthold erlangte große Fertigkeit, die verſchiedenen Baum- und Geſträucharten der Natur getreu darzuſtellen; auch leiſtete er nicht Geringes in dem Dunſtigen und Duftigen, wie es auf Hackertſchen Gemählden zu finden. Das erwarb ihm vieles Lob, aber auf ganz eigene Weiſe ſchien es ihm bisweilen, als wenn ſeinen, ja ſelbſt den Landſchaften des Lehrers etwas fehle, das er nicht zu nennen wußte, und das ihm doch in Gemählden Claude Lorrains, ja ſelbſt in Salvator Roſa's rauhen Wüſteneien entgegentrat. Es erhoben ſich allerlei Zweifel gegen den Lehrer in ihm, und er wurde vorzüglich ganz unmuthig, wenn Hackert mit angeſtrengter Mühe todtes Wild mahlte, das ihm der König zugeſchickt. Doch überwand er bald dergleichen, wie er glaubte, freveliche Gedanken und fuhr fort, mit frommer Hingebung und deutſchem Fleiß nach ſeines Lehrers Muſter zu arbeiten, ſo daß er in kurzer Zeit es ihm beinahe gleich that. So kam es denn, daß er auf Hackerts ausdrücklichen Anlaß eine große Landſchaft, die er treu nach der Natur gemahlt hatte, zu einer Ausſtellung, die mehrentheils aus Hackertſchen Landſchaften und Stilleben beſtand, hergeben mußte. Alle Künſtler und Kenner bewunderten des Jünglings treue ſaubre Arbeit und prieſen ihn laut. Nur ein ältlicher, ſonderbar gekleideter Mann ſagte ſelbſt zu Hackerts Gemählden kein Wort, ſondern

lächelte nur bedeutſam, wenn die Lobeserhebungen der Menge recht ausgelaſſen und toll daher brauſten. Berthold bemerkte deutlich, wie der Fremde, als er vor ſeiner Landſchaft ſtand, mit einer Miene des tiefſten Bedauerns den Kopf ſchüttelte und dann ſich entfernen wollte. Berthold etwas aufgebläht durch das allgemeine Lob, das ihm zu Theil geworden, konnte ſich des innern Aergers über den Fremden nicht erwehren. Er trat auf ihn zu und frug, indem er die Worte ſchärfer betonte, als gerade nöthig: „Ihr ſcheint mit dem Bilde nicht zufrieden, mein Herr, unerachtet es doch wackre Künſtler und Kenner nicht ganz übel finden wollen? Sagt mir gefälligſt, woran es liegt, damit ich die Fehler nach Euerm gütigen Rath abändre und beſſere.“ Mit ſcharfem Blicke ſchaute der Fremde Berthold an, und ſprach ſehr ernſt: „Jüngling, aus Dir hätte viel werden können.“ Berthold erſchrak bis ins Innerſte vor des Mannes Blick und ſeinen Worten; er hatte nicht den Muth, etwas weiter zu ſagen, oder ihm zu folgen, als er langſam zum Saale hinausſchritt. Hackert trat bald darauf ſelbſt hinein, und Berthold eilte, ihm den Vorfall mit dem wunderlichen Mann zu erzählen. „Ach!“ rief Hackert lachend: „Laß Dir das ja nicht zu Herzen gehen! Das war ja unſer brummige Alte, dem nichts recht iſt, der alles tadelt; ich begegnete ihm auf dem Vorſaal. Er iſt auf Maltha von griechiſchen Aeltern geboren, ein reicher wunderlicher Kauz, gar kein übler Mahler; aber alles was er macht, hat ein fantaſtiſches Anſehen, welches wol daher rührt, weil er über jede Darſtellung durch die Kunſt ganz tolle abſurde Meinungen und ſich ein künſtleriſches Syſtem gebaut hat, das den Teufel nichts taugt. Ich weiß recht gut, daß er gar nichts auf mich hält, welches ich ihm gern verzeihe, da er mir wohlerworbnen Ruhm

nicht ſtreitig machen wird.“ Dem Berthold war es zwar, als habe der Malteſer irgend einen wunden Fleck ſeines Innerſten ſchmerzhaft berührt, aber ſo wie der wohlthätige Wundarzt, um zu forſchen und zu heilen; indeſſen ſchlug er ſich das bald aus dem Sinn und arbeitete fröhlich fort, wie zuvor.

Das große, wohlgelungene, allgemein bewunderte Bild hatte ihm Muth gemacht, das Gegenſtück zu beginnen. Einen der ſchönſten Punkte in Neapels reicher Umgebung wählte Hackert ſelbſt aus, und ſo wie jenes Bild den Sonnenuntergang darſtellte, ſollte dieſe Landſchaft im Sonnenaufgang gehalten werden. Berthold bekam viel fremde Bäume, viele Weinberge, vorzüglich aber viel Nebel und Duft zu mahlen.

Auf der Platte eines großen Steins, eben in jenem von Hackert gewählten Punkte, ſaß Berthold eines Tages, den Entwurf des großen Bildes nach der Natur vollendend. „Wohl getroffen in der That!“ ſprach es neben ihm. Berthold blickte auf, der Malteſer ſah' in ſein Blatt hinein, und fügte mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu: „Nur eins habt Ihr vergeſſen, lieber junger Freund! Schaut doch dort herüber nach der grün berankten Mauer des fernen Weinbergs! Die Thüre ſteht halb offen; das müßt Ihr ja anbringen mit gehörigem Schlagſchatten — die halbgeöffnete Thüre macht erſtaunliche Wirkung!“ „Ihr ſpottet,“ erwiederte Berthold, „ohne Urſache, mein Herr! Solche Zufälligkeiten ſind keinesweges ſo verächtlich wie Ihr glaubt und deshalb mag ſie mein Meiſter wol anbringen. Erinnert Euch doch nur des aufgehängten weißen Tuchs in der Landſchaft eines alten niederländiſchen Mahlers, das nicht fehlen darf, ohne die Wirkung zu verderben. Aber Ihr ſcheint überhaupt kein Freund der Landſchaftsmahlerei, der ich mich nun einmal ganz ergeben habe mit Leib und Seele,

und darum bitt' ich Euch, laßt mich ruhig fortarbeiten.“ „Du biſt in großem Irrthum befangen, Jüngling,“ ſprach der Malteſer. „Noch einmahl ſage ich, aus Dir hätte viel werden können; denn ſichtlich zeugen Deine Werke das raſtloſe Beſtreben nach dem Höheren, aber nimmer wirſt Du Dein Ziel erreichen, denn der Weg, den Du eingeſchlagen, führt nicht dahin. Merk wohl auf, was ich Dir ſagen werde! Vielleicht glückt es mir, die Flamme in Deinem Innern, die Du, Unverſtändiger! zu überbauen trachteſt, anzufachen, daß ſie hell auflodert und Dich erleuchtet; dann wirſt Du den wahren Geiſt, der in Dir lebt, zu erſchauen vermögen. Hältſt Du mich denn für ſo thörigt, daß ich die Landſchaft dem hiſtoriſchen Gemählde unterordne, daß ich nicht das gleiche Ziel, nach dem beide, Landſchafter und Hiſtorienmahler, ſtreben ſollen, erkenne? — Auffaſſung der Natur in der tiefſten Bedeutung des höhern Sinns, der alle Weſen zum höheren Leben entzündet, das iſt der heilige Zweck aller Kunſt. Kann denn das bloße genaue Abſchreiben der Natur jemals dahin führen? — Wie ärmlich, wie ſteif und gezwungen ſieht die nachgemahlte Handſchrift in einer fremden Sprache aus, die der Abſchreiber nicht verſtand und daher den Sinn der Züge, die er mühſam abſchnörkelte, nicht zu deuten wußte. So ſind die Landſchaften deines Meiſters correkte Abſchriften eines in ihm fremder Sprache geſchriebenen Originals. — Der Geweihte vernimmt die Stimme der Natur, die in wunderbaren Lauten aus Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer von unerforſchlichem Geheimniß ſpricht, die in ſeiner Bruſt ſich zu frommer Ahnung geſtalten; dann kommt, wie der Geiſt Gottes ſelbſt, die Gabe über ihn, dieſe Ahnung ſichtlich in ſeine Werke zu übertragen. Iſt Dir, Jüngling! denn bei dem Beſchauen der Landſchaften alter Meiſter

nicht ganz wunderbarlich zu Muthe geworden? Gewiß haſt Du nicht daran gedacht, daß die Blätter des Lindenbaums, daß die Pinien, die Platanen der Natur getreuer, daß der Hintergrund duftiger, das Waſſer klarer ſeyn könnte; aber der Geiſt, der aus dem Ganzen wehte, hob Dich empor in ein höheres Reich, deſſen Abglanz Du zu ſchauen wähnteſt. — Daher ſtudire die Natur zwar auch im Mechaniſchen fleißig und ſorgfältig, damit Du die Praktik des Darſtellens erlangen mögeſt, aber halte die Praktik nicht für die Kunſt ſelbſt. Biſt Du eingedrungen in den tiefern Sinn der Natur, ſo werden ſelbſt in Deinem Innern ihre Bilder in hoher glänzender Pracht aufgehen.“ — Der Malteſer ſchwieg; als aber Berthold tief ergriffen, gebückten Hauptes, keines Wortes mächtig da ſtand, verließ ihn der Malteſer mit den Worten: „Ich habe Dich durchaus nicht verwirren wollen in Deinem Beruf; aber ich weiß, daß ein hoher Geiſt in Dir ſchlummert: ich rief ihn an mit ſtarken Worten, damit er erwache und friſch und frei ſeine Fittige rege. Lebe wohl!“ —

Dem Berthold war es ſo, als habe der Malteſer nur dem, was in ſeiner Seele gährte und brauſte, Worte gegeben; die innere Stimme brach hervor — Nein! Alles dieſes Streben — dieſes Mühen iſt das ungewiſſe, trügeriſche Umhertappen des Blinden, weg — weg mit Allem, was mich geblendet bis jetzt! — Er war nicht im Stande auch nur einen Strich weiter an dem Bilde zu zeichnen. Er verließ ſeinen Meiſter, und ſtreifte voll wilder Unruhe umher und flehte laut, daß die höhere Erkenntniß, von der der Malteſer geſprochen, ihm aufgehen möge. —

„Nur in ſüßen Träumen war ich glücklich — ſelig. Da wurde Alles wahr, was der Malteſer geſprochen. Ich lag

von zauberiſchen Düften umſpielt im grünen Gebüſch, und die Stimme der Natur ging vernehmbar im melodiſch klingenden Wehen durch den dunklen Wald. — „Horch — horch auf — Geweihter! — Vernimm die Urtöne der Schöpfung, die ſich geſtalten zu Weſen deinem Sinn empfänglich.“ — Und indem ich die Akkorde deutlicher erklingen hörte, war es, als ſei ein neuer Sinn in mir erwacht, der mit wunderbarer Klarheit das erfaßte, was mir unerforſchlich geſchienen. — Wie in ſeltſamen Hieroglyphen zeichnete ich das mir aufgeſchloſſene Geheimniß mit Flammenzügen in die Lüfte; aber die Hieroglyphen-Schrift war eine wunderherrliche Landſchaft, auf der Baum, Gebüſch, Blume, Berg und Gewäſſer, wie in lautem wonnigem Klingen ſich regten und bewegten.“ —

Doch eben nur im Traume kam ſolche Seligkeit über den armen Berthold, deſſen Kraft gebrochen, und der im Innerſten verwirrter war, als in Rom, da er Hiſtorienmahler werden wollte. Schritt er durch den dunklen Wald, ſo überfiel ihn ein unheimliches Grauen; trat er heraus, und ſchaute in die fernen Berge, ſo griff es wie mit eiskalten Krallen in ſeine Bruſt — ſein Athem ſtockte — er wollte vergehen vor innerer Angſt. Die ganze Natur, ihm ſonſt freundlich lächelnd, ward ihm zum bedrohlichen Ungeheuer, und ihre Stimme, die ſonſt in des Abendwindes Säuſeln, in dem Plätſchern des Baches, in dem Rauſchen des Gebüſches mit ſüßem Wort ihn begrüßte, verkündete ihm nun Untergang und Verderben. Endlich wurde er, je mehr ihn jene holden Träume tröſteten, deſto ruhiger, doch mied er es im Freien allein zu ſeyn, und ſo kam es, daß er ſich zu ein paar muntern deutſchen Mahlern geſellte, und mit ihnen häufig Ausflüge nach den ſchönſten Gegenden Neapels machte.

Einer von ihnen, wir wollen ihn Florentin nennen, hatte es in dem Augenblick nicht ſowol auf tiefes Studium ſeiner Kunſt, als auf heitern Lebensgenuß abgeſehen, ſeine Mappe zeugte davon. — Gruppen tanzender Bauermädchen — Prozeſſionen — ländliche Feſte — Alles das wußte Florentin, ſo wie es ihm aufſtieß, mit ſichrer leichter Hand ſchnell auf's Blatt zu werfen. Jede Zeichnung, war ſie auch kaum mehr als Skizze, hatte Leben und Bewegung. Dabei war Fl rentin's Sinn keinesweges für das Höhere verſchloſſen; im Gegentheil drang er mehr, als je ein moderner Mahler, tief ein in den frommen Sinn der Gemählde alter Meiſter. In ſein Mahlerbuch hatte er die Fresko-Gemählde einer alten Kloſterkirche in Rom, ehe die Mauern eingeriſſen wurden, in bloßen Umriſſen hineingezeichnet. Sie ſtellten das Martyrium der heiligen Katharina dar. Man konnte nichts herrlicheres, reiner aufgefaßtes ſehen, als jene Umriſſe, die auf Berthold einen ganz eignen Eindruck machten. Er ſah Blitze leuchten durch die finſtre Oede, die ihn umfangen, und es kam dahin, daß er für Florentin's heiteren Sinn empfänglich wurde, und, da dieſer zwar den Reiz der Natur, in ihr aber beſtändig mehr das menſchliche Princip mit reger Lebendigkeit auffaßte, eben dieſes Princip für den Stützpunkt erkannte, an den er ſich halten müſſe, um nicht geſtaltlos im leeren Raum zu verſchwimmen. Während Florentin irgend eine Gruppe, der er begegnete, ſchnell zeichnete, hatte Berthold des Freundes Mahlerbuch aufgeſchlagen, und verſuchte Katharina's wunderholde Geſtalt nachzubilden, welches ihm endlich ſo ziemlich glückte, wiewol er, ſo wie in Rom, vergebens darnach ſtrebte, ſeine Figuren dem Original gleich zu beleben. Er klagte dies dem, wie er glaubte, an wahrer Künſtlergenialität

ihm weit überlegenen Florentin, und erzählte zugleich, wie der Maltheſer zu ihm über die Kunſt geſprochen. „Ei, lieber Bruder Berthold!" ſprach Florentin: „der Maltheſer hat in der That recht, und ich ſtelle die wahre Landſchaft den tief bedeutſamen heiligen Hiſtorien, wie ſie die alten Mahler darſtellen, völlig gleich. Ja, ich halte ſogar dafür, daß man erſt durch das Darſtellen der uns näher liegenden organiſchen Natur ſich ſtärken müſſe, um Licht zu finden in ihrem nächtlichen Reich. Ich rathe Dir Berthold, daß Du Dich gewöhnſt Figuren zu zeichnen, und in ihnen Deine Gedanken zu ordnen; vielleicht wird es dann heller um Dich werden." Berthold that ſo wie ihm der Freund geboten, und es war ihm, als zögen die finſtern Wolkenſchatten, die ſich über ſein Leben gelegt, vorüber.

„Ich mühte mich, das, was nur wie dunkle Ahnung tief in meinem Innern lag, wie in jenem Traum hieroglyphiſch darzuſtellen, aber die Züge dieſer Hieroglyphen-Schrift waren menſchliche Figuren, die ſich in wunderlicher Verſchlingung um einen Lichtpunkt bewegten. — Dieſer Lichtpunkt ſollte die herrlichſte Geſtalt ſeyn, die je eines Bildners Fantaſie aufgegangen; aber vergebens ſtrebte ich, wenn ſie im Traume von Himmelsſtrahlen umfloſſen mir erſchien, ihre Züge zu erfaſſen. Jeder Verſuch, ſie darzuſtellen, mißlang auf ſchmähliche Weiſe, und ich verging in heißer Sehnſucht." — Florentin bemerkte den bis zur Krankheit aufgeregten Zuſtand des Freundes, er tröſtete ihn, ſo gut er es vermochte. Oft ſagte er ihm, daß dies eben die Zeit des Durchbruchs zur Erleuchtung ſey; aber wie ein Träumer ſchlich Berthold einher, und alle ſeine Verſuche blieben nur ohnmächtige Anſtrengungen des kraftloſen Kindes.

Unfern Neapel lag die Villa eines Herzogs, die, weil ſie die ſchönſte Ausſicht nach dem Veſuv und in's Meer hinein gewährte, den fremden Künſtlern, vorzüglich den Landſchaftern gaſtlich geöffnet war. Berthold hatte hier öfters gearbeitet, öfter noch in einer Grotte des Parks zur guten Zeit ſich dem Spiel ſeiner fantaſtiſchen Träume hingegeben. Hier in dieſer Grotte ſaß er eines Tages, von glühender Sehnſucht, die ſeine Bruſt zerriß, gemartert, und weinte heiße Thränen, daß der Stern des Himmels ſeine dunkle Bahn erleuchten möge; da rauſchte es im Gebüſch, und die Geſtalt eines hochherrlichen Weibes ſtand vor der Grotte.

„Die vollen Sonnenſtrahlen fielen in das Engelsgeſicht. — Sie ſchaute mich an mit unbeſchreiblichem Blick. — Die heilige Katharina — Nein, mehr als ſie — mein Ideal, mein Ideal war es! — Wahnſinnig vor Entzücken ſtürzte ich nieder, da verſchwebte die Geſtalt freundlich lächelnd! — Erhört war mein heißeſtes Gebet! —“

Florentin trat in die Grotte, er erſtaunte über Berthold, der mit verklärtem Blick ihn an ſein Herz drückte. — Thränen ſtürzten ihm aus den Augen — Freund — Freund! ſtammelte er: ich bin glücklich — ſelig — ſie iſt gefunden — gefunden! Raſch ſchritt er fort, in ſeine Werkſtatt — er ſpannte die Leinwand auf, er fing an zu mahlen. Wie von göttlicher Kraft beſeelt, zauberte er mit der vollen Gluth des Lebens das überirdiſche Weib, wie es ihm erſchienen, hervor. — Sein Innerſtes war von dieſem Augenblicke ganz umgewendet. Statt des Trübſinns, der an ſeinem Herzmark gezehrt hatte, erhob ihn Frohſinn und Heiterkeit. Er ſtudirte mit Fleiß und Anſtrengung die Meiſterwerke der alten Mahler. Mehrere Copien

gelangen ihm vortrefflich, und nun fing er an ſelbſt Gemählde zu ſchaffen, die alle Kenner in Erſtaunen ſetzten. An Landſchaften war nicht mehr zu denken, und Hackert bekannte ſelbſt, daß der Jüngling nun erſt ſeinen eigentlichen Beruf gefunden habe. So kam es, daß er mehrere große Werke, Altarblätter für Kirchen, zu mahlen bekam. Er wählte mehrentheils heitere Gegenſtände chriſtlicher Legenden, aber überall ſtrahlte die wunderherrliche Geſtalt ſeines Ideals hervor. Man fand, daß Geſicht und Geſtalt der Prinzeſſin Angiola T.... zum Sprechen ähnlich ſei, man äußerte dies dem jungen Mahler ſelbſt, und Schlauköpfe gaben ſpöttiſch zu verſtehen, der deutſche Mahler ſei von dem Feuerblick der wunderſchönen Donna tief in's Herz getroffen. Berthold war hoch erzürnt über das alberne Gewäſch der Leute, die das Himmliſche in das Gemeinirdiſche herabziehen wollten. „Glaubt Ihr denn," ſprach er, „daß ſolch' ein Weſen wandeln könne hier auf Erden? In einer wunderbaren Viſion wurde mir das Höchſte erſchloſſen; es war der Moment der Künſtlerweihe." — Berthold lebte nun froh und glücklich, bis nach Bonapartes Siegen in Italien ſich die franzöſiſche Armee dem Königreich Neapel nahte, und die alle ruhigen und glücklichen Verhältniſſe furchtbar zerſtörende Revolution ausbrach. Der König hatte mit der Königin Neapel verlaſſen, die Citta war angeordnet. Der General-Vikar ſchloß mit dem franzöſiſchen General einen ſchmachvollen Waffenſtillſtand, und bald kamen die franzöſiſchen Commiſſarien, um die Summe, die gezahlt werden ſollte, in Empfang zu nehmen. Der General-Vikar entfloh, um der Wuth des Volks, das ſich von ihm, von der Citta, von allen, die ihm Schutz gewähren konnten gegen den andringenden Feind, verlaſſen glaubte, zu entgehen. Da waren alle Bande der

Geſellſchaft aufgelöſt; in wilder Anarchie verhöhnte der Pöbel Ordnung und Geſetz, und unter dem Geſchrei: viva la santa fede rannten ſeine wahnſinnigen Horden durch die Straßen, die Häuſer der Großen, von welchen ſie ſich an den Feind verkauft wähnten, plündernd und in Brand ſteckend. Vergebens waren die Bemühungen Moliterno's und Rocca Romana's, Günſtlinge des Volks und zu Anführern gewählt, die Raſenden zu bändigen. Die Herzoge della Torre und Clemens Filomarino waren ermordet, aber noch war des wüthenden Pöbels Blutdurſt nicht geſtillt. — Berthold hatte ſich aus einem brennenden Hauſe nur halb angekleidet gerettet, er ſtieß auf einen Haufen des Volks, der mit angezündeten Fackeln und blinkenden Meſſern nach dem Pallaſt des Herzogs von T. eilte. Ihn für ihres gleichen haltend, drängten ſie ihn mit ſich fort — viva la santa fede brüllten die Wahnſinnigen, und in wenigen Minuten waren der Herzog — die Bedienten, alles was ſich widerſetzte, ermordet, und der Pallaſt loderte hoch in Flammen auf. — Berthold war immer fort und fort in den Pallaſt hineingedrängt. — Dicker Rauch wallte durch die langen Gänge. — Er lief ſchnell durch die aufgeſprengten Zimmer, auf's neue in Gefahr, in den Flammen umzukommen — vergebens den Ausgang ſuchend. — Ein ſchneidendes Angſtgeſchrei ſchallt ihm entgegen — er ſtürzt durch den Saal. — Ein Weib ringt mit einem Lazzarone, der es mit ſtarker Fauſt erfaßt hat, und im Begriff iſt ihm das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen — Es iſt die Prinzeſſin — es iſt Berthold's Ideal! — Bewußtlos vor Entſetzen, ſpringt Berthold hinzu — den Lazzarone bei der Gurgel packen — ihn zu Boden werfen, ihm ſein eignes Meſſer in die Kehle ſtoßen — die Prinzeſſin in die Arme nehmen — mit ihr fliehen durch die

flammenden Säle — die Treppen hinab — fort fort, durch das dickſte Volksgewühl — Alles das iſt die That eines Moments! — Keiner hielt den fliehenden Berthold auf; mit dem blutigen Meſſer in der Hand, vom Dampfe ſchwarz gefärbt, in zerriſſenen Kleidern ſah das Volk in ihm den Mörder und Plünderer, und gönnte ihm ſeine Beute. In einem öden Winkel der Stadt unter einem alten Gemäuer, in das er, wie aus Inſtinkt, ſich vor der Gefahr zu verbergen gelaufen, ſank er ohnmächtig nieder. Als er erwachte, kniete die Prinzeſſin neben ihm, und wuſch ſeine Stirne mit kaltem Waſſer. „O Dank!“ — lispelte ſie mit wunderlieblicher Stimme, „Dank den Heiligen, daß Du erwacht biſt, Du mein Retter, mein Alles!“ — Berthold richtete ſich auf, er wähnte zu träumen, er blickte mit ſtarren Augen die Prinzeſſin an — ja ſie war es ſelbſt — die herrliche Himmelsgeſtalt, die den Götterfunken in ſeiner Bruſt entzündet. — „Iſt es möglich — iſt es wahr — lebe ich denn?“ rief er aus. „Ja, Du lebſt,“ ſprach die Prinzeſſin — „Du lebſt für mich; was Du nicht zu hoffen wagteſt, geſchah wie durch ein Wunder. O, ich kenne Dich wohl, Du biſt der deutſche Mahler Berthold, Du liebteſt mich ja, und verherrlichteſt mich in Deinen ſchönſten Gemählden. — Konnte ich denn Dein ſeyn? — Aber nun bin ich es immerdar und ewig. — Laß uns fliehen, o laß uns fliehen!“ — Ein ſonderbares Gefühl, wie wenn jählinger Schmerz ſüße Träume zerſtört, durchzuckte Berthold bei dieſen Worten der Prinzeſſin. Doch als das holde Weib ihn mit den vollen ſchneeweißen Armen umfing, als er ſie ungeſtüm an ſeinen Buſen drückte, da durchbebten ihn ſüße nie gekannte Schauer und im Wahnſinn des Entzückens höchſter Erdenluſt rief er aus: — „O, kein Trugbild des Traumes — nein! es iſt mein Weib,

das ich umfange, es nie zu laſſen — das meine glühende dürſtende Sehnſucht ſtillt!“

Aus der Stadt zu fliehen war unmöglich; denn vor den Thoren ſtand das franzöſiſche Heer, dem das Volk, war es gleich ſchlecht bewaffnet und ohne alle Anführung, zwei Tage hindurch den Einzug in die Stadt ſtreitig machte. Endlich gelang es Berthold mit Angiola von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel und dann aus der Stadt zu fliehen. Angiola, von heißer Liebe zu ihrem Retter entbrannt, verſchmähte es in Italien zu bleiben, die Familie ſollte ſie für todt halten, und ſo Bertholds Beſitz ihr geſichert bleiben. Ein diamantnes Halsband und koſtbare Ringe, die ſie getragen, waren hinlänglich, in Rom (bis dahin waren ſie langſam fortgepilgert) ſich mit allen nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen, und ſo kamen ſie glücklich nach M. im ſüdlichen Deutſchland, wo Berthold ſich niederzulaſſen, und durch die Kunſt ſich zu ernähren gedachte. — War's denn nicht ein nie geträumtes, nie geahnetes Glück, daß Angiola, das himmliſch-ſchöne Weib, das Ideal ſeiner wonnigſten Künſtlerträume ſein werden müßte, unerachtet ſich alle Verhältniſſe des Lebens wie eine unüberſteigbare Mauer zwiſchen ihm und der Geliebten aufthürmten? — Berthold konnte in der That dies Glück kaum faſſen, und ſchwelgte in namenloſen Wonnen, bis lauter und lauter die innere Stimme ihn mahnte, ſeiner Kunſt zu gedenken. In M. beſchloß er ſeinen Ruf durch ein großes Gemählde zu begründen, das er für die dortige Marienkirche mahlen wollte. Der einfache Gedanke, Maria und Eliſabeth in einem ſchönen Garten auf einem Raſen ſitzend, die Kinder Chriſtus und Johannes vor ihnen im Graſe ſpielend, ſollte der ganze Vorwurf des Bildes ſeyn, aber vergebens war

alles Ringen nach einer reinen geiſtigen Anſchauung des Gemähldes. So wie in jener unglücklichen Zeit der Criſis, verſchwammen ihm die Geſtalten, und nicht die himmliſche Ma ia, nein, ein irdiſches Weib, ach ſeine Angiola ſelbſt ſtand auf gräuliche Weiſe verzerrt, vor ſeines Geiſtes Augen. — Er gedachte Trotz zu bieten der unheimlichen Gewalt, die ihn zu erfaſſen ſchien, er bereitete die Farben, er fing an zu mahlen; aber ſeine Kraft war gebrochen, all' ſein Bemühen, ſo wie damals, nur die ohnmächtige Anſtrengung des unverſtändigen Kindes. Starr und leblos blieb was er mahlte, und ſelbſt Angiola — Angiola, ſein Ideal, wurde, wenn ſie ihm ſaß und er ſie mahlen wollte, auf der Leinwand zum todten Wachsbilde, das ihn mit gläſernen Augen anſtierte. Da ſchlich ſich immer mehr und mehr trüber Unmuth in ſeine Seele, der alle Freude des Lebens wegzehrte. Er wollte — er konnte nicht weiter arbeiten, und ſo kam es, daß er in Dürftigkeit gerieth, die ihn deſto mehr niederbeugte, je weniger Angiola auch nur ein Wort der Klage hören ließ.

„Der immer mehr in mein Innerſtes hereinzehrende Gram, erzeugt von ſtets getäuſchter Hoffnung, wenn ich immer vergebens Kräfte aufbot, die nicht mehr mein waren, verſetzte mich bald in einen Zuſtand, der dem Wahnſinne gleich zu achten war. Mein Weib gebar mir einen Sohn, das vollendete meinElend und der lange verhaltene Groll brach aus in hell aufflammenden Haß. Sie Sie allein ſchuf mein Unglück. Nein — Sie war nicht das Ideal, das mir erſchien, nur mir zum rettungsloſen Verderben hatte ſie trügeriſch jenes Himmelsweibes Geſtalt und Geſicht geborgt. In wilder Verzweiflung fluchte ich ihr und dem unſchuldigen Kinde. — Ich wünſchte beider Tod, damit ich erlöſt werden möge von der

unerträglichen Quaal, die wie mit glühenden Meſſern in mir wühlte! — Gedanken der Hölle ſtiegen in mir auf. Vergebens las ich in Angiola's leichenblaſſem Geſicht, in ihren Thränen mein raſendes freveliches Beginnen — Du haſt mich um mein Leben betrogen, verruchtes Weib, brüllte ich auf, und ſtieß ſie mit dem Fuße von mir, wenn ſie ohnmächtig niederſank, und meine Knie umfaßte.“ —

Bertholds grauſames wahnſinniges Betragen gegen Weib und Kind erregte die Aufmerkſamkeit der Nachbarn, die es der Obrigkeit anzeigten. Man wollte ihn verhaften, als aber die Polizeidiener in ſeine Wohnung traten, war er ſammt Frau und Kind ſpurlos verſchwunden. Berthold erſchien bald darauf zu N. in Oberſchleſien; er hatte ſich ſeines Weibes und Kindes entledigt, und fing voll heitern Muthes an, das Bild zu mahlen, das er in M. vergebens begonnen hatte. Aber nur die Jungfrau Maria und die Kinder Chriſtus und Johannes konnte er vollenden, dann fiel er in eine furchtbare Krankheit, die ihn dem Tode, den er wünſchte, nahe brachte. Um ihn zu pflegen, hatte man alle ſeine Geräthſchaften und auch jenes unvollendete Gemählde verkauft, und er zog, nachdem er nur einigermaßen ſich wieder erkräftigt, als ein ſiecher elender Bettler von dannen. — In der Folge nährte er ſich dürftig durch Wandmahlerei, die ihm hie und da übertragen wurde.

Bertholds Geſchichte hat etwas Entſetzliches und Grauenvolles, ſprach ich zu dem Profeſſor, ich halte ihn, unerachtet er es nicht geradezu ausgeſprochen, für den ruchloſen Mörder ſeines unſchuldigen Weibes und ſeines Kindes. „Es iſt ein wahnſinniger Thor,“ erwiederte der Profeſſor, „dem ich den

Muth zu ſolcher That gar nicht zutraue. Ueber dieſen Punkt läßt er ſich niemals deutlich aus, und es iſt die Frage, ob er ſich nicht blos einbildet, an dem Tode ſeiner Frau und ſeines Kindes Schuld zu ſeyn; er mahlt eben wieder Marmor, erſt in künftiger Nacht vollendet er den Altar, dann iſt er bei guter Laune, und Sie können vielleicht mehr über jenen kitzlichen Punkt von ihm heraus bekommen.“ — Ich muß geſtehen, daß, dachte ich es mir lebhaft, um Mitternacht mit Berthold allein in der Kirche mich zu befinden, mir, nachdem ich ſeine Geſchichte geleſen, ein leiſer Schauer durch die Glieder lief. Ich meinte, er könnte mitunter was weniges der Teufel ſeyn, trotz ſeiner Gutmüthigkeit und ſeines treuherzigen Weſens, und wollte mich deshalb lieber gleich Mittags im lieben heitern Sonnenſchein mit ihm abfinden.

Ich fand ihn auf dem Gerüſte mürriſch und in ſich gekehrt, Marmoradern ſprenkelnd; zu ihm heraufgeſtiegen, reichte ich ihm ſtillſchweigend die Töpfe. Erſtaunt ſah er ſich nach mir um; „ich bin ja Ihr Handlanger,“ ſprach ich leiſe, das zwang ihm ein Lächeln ab. Nun fing ich an von ſeinem Leben zu ſprechen, ſo daß er merken mußte, ich wiſſe Alles, und er ſchien zu glauben, er habe mir Alles ſelbſt in jener Nacht erzählt. Leiſe — leiſe kam ich auf die gräßliche Kataſtrophe, dann ſprach ich plötzlich: Alſo in heilloſem Wahnſinn mordeten Sie Weib und Kind? — Da ließ er Farbentopf und Pinſel fallen, und rief, mich mit gräßlichem Blick anſtarrend und beide Hände hoch erhebend: „Rein ſind dieſe Hände vom Blute meines Weibes, meines Sohnes! Noch ein ſolches Wort, und ich ſtürze mich mit Euch hier vom Gerüſte herab, daß unſere Schädel zerſchellen auf dem ſteinernen Boden der Kirche!“ — Ich befand mich in dem Augenblick wirklich in ſeltſamer Lage, am

beſten ſchien es mir mit ganz Fremdem hineinzufahren. „O ſehn Sie doch, lieber Berthold, ſprach ich ſo ruhig und kalt, als es mir möglich war, wie das häßliche Dunkelgelb auf der Wand dort ſo verfließt.“ Er ſchauete hin, und indem er das Gelb mit dem Pinſel verſtrich, ſtieg ich leiſe das Gerüſte herab, verließ die Kirche, und ging zum Profeſſor, um mich über meinen beſtraften Vorwitz tüchtig auslachen zu laſſen.

Mein Wagen war reparirt und ich verließ G., nachdem mir der Profeſſor Aloyſius Walter feierlich verſprochen, ſollte ſich etwas beſonderes mit Berthold ereignen, mir es gleich zu ſchreiben.

Ein halbes Jahr mochte vergangen ſeyn, als ich wirklich von dem Profeſſor einen Brief erhielt, in welchem er ſehr weitſchweifig unſer Beiſammenſeyn in G. rühmte. Ueber Berthold ſchrieb er mir folgendes: Bald nach Ihrer Abreiſe trug ſich mit unſerm wunderlichen Mahler viel ſonderbares zu. Er wurde plötzlich ganz heiter, und vollendete auf die herrlichſte Weiſe das große Altarblatt, welches nun vollends alle Menſchen in Erſtaunen ſetzt. Dann verſchwand er, und da er nicht das mindeſte mitgenommen, und man ein paar Tage darauf Hut und Stock unfern des O—Stromes fand, glauben wir alle, er habe ſich freiwillig den Tod gegeben.

Das Sanctus.

Der Doktor ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Wie, rief der Kapellmeiſter heftig, indem er vom Stuhle aufſprang, wie! ſo ſollte Bettina's Catarrh wirklich etwas zu bedeuten haben? — Der Doktor ſtieß ganz leiſe drey oder viermahl mit ſeinem ſpaniſchen Rohr auf den Fußboden, nahm die Doſe heraus und ſteckte ſie wieder ein ohne zu ſchnupfen, richtete den Blick ſtarr empor, als zähle er die Roſetten an der Decke und hüſtelte mißtönig ohne ein Wort zu reden. Das brachte den Kapellmeiſter außer ſich, denn er wußte ſchon, ſolches Gebehrdenſpiel des Doktors hieß in deutlichen lebendigen Worten nichts anders, als: ein böſer böſer Fall — und ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen, und ich ſteure umher in meinen Verſuchen, wie jener Doktor im Gilblas di Santillana. „Nun, ſo ſag' Er es denn nur geradezu heraus," rief der Kapellmeiſter erzürnt, „ſag' Er es heraus, ohne ſo verdammt wichtig zu thun mit der ſimplen Heiſerkeit, die ſich Bettina zugezogen, weil ſie unvorſichtiger Weiſe den Schawl nicht umwarf, als ſie die Kirche verließ — das Leben wird es ihr doch eben nicht koſten, der Kleinen." „Mit nichten," ſprach der Doktor, indem er nochmahls die Doſe herausnahm, jetzt aber wirklich ſchnupfte, „mit nichten, aber höchſt wahrſcheinlich wird ſie in ihrem ganzen

Leben keine Note mehr ſingen!“ Da fuhr der Kapellmeiſter mit beiden Fäuſten ſich in die Haare, daß der Puder weit umherſtäubte und rannte im Zimmer auf und ab, und ſchrie wie beſeſſen: „Nicht mehr ſingen? — nicht mehr ſingen? — Bettina nicht mehr ſingen? — Geſtorben all' die herrlichen Canzonette — die wunderbaren Bollero's und Seguidilla's, die wie klingender Blumenhauch von ihren Lippen ſtrömten? — Kein frommes Agnus, kein tröſtendes Benedictus von ihr mehr hören? — O! o! — Kein Miserere, das mich reinbürſtete von jedem irdiſchen Schmutz miſerabler Gedanken — das in mir oft eine ganze reiche Welt makelloſer Kirchenthema's aufgehen ließ? — Du lügſt Doktor, Du lügſt! — Der Satan verſucht Dich, mich auf's Eis zu führen. — Der Dom-Organiſt, der mich mit ſchändlichem Neide verfolgt, ſeitdem ich ein achtſtimmiges qui tollis ausgearbeitet zum Entzücken der Welt, der hat Dich beſtochen! Du ſollſt mich in ſchnöde Verzweiflung ſtürzen, damit ich meine neue Meſſe in's Feuer werfe, aber es gelingt ihm — es gelingt Dir nicht! — Hier — hier trage ich ſie bei mir, Bettina's Soli (er ſchlug auf die rechte Rocktaſche, ſo daß es gewaltig darin klatſchte) und gleich ſoll herrlicher, als je, die Kleine ſie mir mit hocherhabener Glockenſtimme vorſingen.“ Der Kapellmeiſter griff nach dem Hute und wollte fort, der Doktor hielt ihn zurück, indem er ſehr ſanft und leiſe ſprach: Ich ehre Ihren werthen Enthuſiasmus, holdſeeligſter Freund! aber ich übertreibe nichts und kenne den Dom-Organiſten gar nicht, es iſt nun einmahl ſo! Seit der Zeit, daß Bettina in der katholiſchen Kirche bei dem Amt die Solos im Gloria und Credo geſungen, iſt ſie von einer ſolch ſeltſamen Heiſerkeit oder vielmehr Stimmloſigkeit befallen, die meiner Kunſt trotzt und die mich, wie geſagt, befürchten läßt

daß ſie nie mehr ſingen wird. „Gut denn,“ rief der Kapell= meiſter wie in reſignirter Verzweiflung, „gut denn, ſo gieb ihr Opium — Opium und ſo lange Opium bis ſie eines ſanf= ten Todes dahinſcheidet, denn ſingt Bettina nicht mehr, ſo darf ſie auch nicht mehr leben, denn ſie lebt nur, wenn ſie ſingt — ſie exiſtirt nur im Geſange — himmliſcher Doktor, thu' mir den Gefallen, vergifte ſie je eher deſto lieber. Ich habe Connektionen im Criminal=Collegio, mit dem Präſidenten ſtu= dirte ich in Halle, es war ein großer Horniſt, wir blieſen Bi= zinien zur Nachtzeit mit einfallenden Chören obligater Hünde= lein und Kater! — Sie ſollen Dir nichts thun des ehrlichen Mords wegen — Aber vergifte ſie — vergifte ſie —“ „Man iſt,“ unterbrach der Doktor den ſprudelnden Kapellmeiſter, „man iſt doch ſchon ziemlich hoch in Jahren, muß ſich das Haar pudern ſeit geraumer Zeit, und doch noch vorzüglich die Muſik anlangend vel quasi ein Haſenfuß. Man ſchreie nicht ſo, man ſpreche nicht ſo verwegen vom ſündlichen Mord und Todſchlag, man ſetze ſich ruhig hin dort in jenen bequemen Lehnſtuhl und höre mich gelaſſen an.“ Der Kapellmeiſter rief mit ſehr weinerlicher Stimme: „Was werd' ich hören“ und that übrigens wie ihm geheißen. „Es iſt, fing der Doktor an, es iſt in der That in Bettina's Zuſtand etwas ganz ſon= derbares und verwunderliches. Sie ſpricht laut, mit voller Kraft des Organs, an irgend eines der gewöhnlichen Halsübel iſt gar nicht zu denken, ſie iſt ſelbſt im Stande einen muſika= liſchen Ton anzugeben, aber ſo wie ſie die Stimme zum Ge= ſange erheben will, lähmt ein unbegreifliches Etwas, das ſich durch kein Stechen, Prickeln, Kitzeln oder ſonſt als ein affir= matives krankhaftes Prinzip darthut, ihre Kraft, ſo daß jeder verſuchte Ton, ohne gepreßt=unrein, kurz katarrhaliſch zu klin=

gen, matt und farblos dahin ſchwindet. Bettina ſelbſt vergleicht ihren Zuſtand ſehr richtig demjenigen im Traum, wenn man mit dem vollſten Bewußtſeyn der Kraft zum Fliegen doch vergebens ſtrebt in die Höhe zu ſteigen. Dieſer negative krankhafte Zuſtand ſpottet meiner Kunſt und wirkungslos bleiben alle Mittel. Der Feind, den ich bekämpfen ſoll, gleicht einem körperloſen Spuck, gegen den ich vergebens meine Streiche führe. Darin habt Ihr Recht Kapellmeiſter, daß Bettina's ganze Exiſtenz im Leben durch den Geſang bedingt iſt, denn eben im Geſange kann man ſich den kleinen Paradiesvogel nur denken, deshalb iſt ſie aber ſchon durch die Vorſtellung, daß ihr Geſang und mit ihr ſie ſelbſt untergehe, ſo im Innerſten aufgeregt, und faſt bin ich überzeugt, daß eben dieſe fortwährende geiſtige Agitation ihr Uebelbefinden fördert und meine Bemühungen vereitelt. Sie iſt, wie ſie ſich ſelbſt ausdrückt, von Natur ſehr apprehenſiv, und ſo glaube ich, nachdem ich Monate lang, wie ein Schiffbrüchiger, der nach jedem Splitter haſcht, nach dieſem, jenem Mittel gegriffen und darüber ganz verzagt worden, daß Bettina's ganze Krankheit mehr pſychiſch als phyſiſch iſt." „Recht Doktor," rief hier der reiſende Enthuſiaſt, der ſo lange ſchweigend mit über einander geſchlagenen Aermen im Winkel geſeſſen, „recht Doktor, mit einemmahl habt Ihr den richtigen Punkt getroffen, mein vortrefflicher Arzt! Bettina's krankhaftes Gefühl iſt die phyſiſche Rückwirkung eines pſychiſchen Eindrucks, eben deshalb aber deſto ſchlimmer und gefährlicher. Ich ich allein kann Euch Alles erklären, Ihr Herren!" „Was werd' ich hören," ſprach der Kapellmeiſter noch weinerlicher als vorher, der Doktor rückte ſeinen Stuhl näher heran zum reiſenden Enthuſiaſten und guckte ihm mit ſonderbar lächelnder Miene in's Geſicht.

Der reiſende Enthuſiaſt warf aber den Blick in die Höhe und ſprach ohne den Doktor oder den Kapellmeiſter anzuſehen: „Kapellmeiſter! ich ſah einmahl einen kleinen buntgefärbten Schmetterling, der ſich zwiſchen den Saiten Eures Doppelclavichords eingefangen hatte. Das kleine Ding flatterte luſtig auf und nieder und mit den glänzenden Flügelein um ſich ſchlagend berührte es bald die obern bald die untern Saiten, die dann leiſe leiſe nur dem ſchärfſten geübteſten Ohr vernehmbare Töne und Akkorde hauchten, ſo daß zuletzt das Thierchen nur in den Schwingungen wie in ſanftwogenden Wellen zu ſchwimmen oder vielmehr von ihnen getragen zu werden ſchien. Aber oft kam es, daß eine ſtärker berührte Saite, wie erzürnt in die Flügel des fröhlichen Schwimmers ſchlug, ſo daß ſie wund geworden den Schmuck des bunten Blüthenſtaubs von ſich ſtreuten; doch deſſen nicht achtend kreiſte der Schmetterling fort und fort im fröhlichen Klingen und Singen, bis ſchärfer und ſchärfer die Saiten ihn verwundeten, und er lautlos hinab ſank in die Oeffnung des Reſonanzbodens.“ „Was wollen wir damit ſagen,“ frug der Kapellmeiſter. „Fiat applicatio mein Beſter!“ ſprach der Doktor. „Von einer beſonderen Anwendung iſt hier nicht die Rede,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „ich wollte, da ich obbeſagten Schmetterling wirklich auf des Kapellmeiſters Clavichord ſpielen gehört habe, nur im Allgemeinen eine Idee andeuten, die mir damals einkam, und die alles das, was ich über Bettina's Uebel ſagen werde, ſo ziemlich einleitet. Ihr könnet das Ganze aber auch für eine Allegorie anſehen, und es in das Stammbuch irgend einer reiſenden Virtuoſin hineinzeichnen. Es ſchien mir nehmlich damals, als habe die Natur ein tauſendchörigtes Clavichord um uns herum gebaut, in deſſen Saiten wir herum

handthierten, ihre Töne und Akkorde für unſere eigne willkührlich hervorgebrachte haltend und als würden wir oft zum Tode wund, ohne zu ahnen, daß der unharmoniſch berührte Ton uns die Wunde ſchlug." „Sehr dunkel," ſprach der Kapellmeiſter. „O," rief der Doktor lachend, „o nur Geduld, er wird gleich auf ſeinem Steckenpferde ſitzen und geſtreckten Galopps in die Welt der Ahnungen, Träume, pſychiſchen Einflüſſe, Sympathien, Idioſynkraſien u. ſ. w. hineinreiten, bis er auf der Station des Magnetismus abſitzt und ein Frühſtück nimmt." „Gemach gemach, mein weiſer Doktor," ſprach der reiſende Enthuſiaſt, „ſchmäht nicht auf Dinge, die Ihr, ſträuben möcht Ihr Euch auch wie Ihr wollt, doch mit Demuth anerkennen und höchlich beachten müßt. Habt Ihr es denn nicht ſelbſt eben erſt ausgeſprochen, daß Bettina's Krankheit von pſychiſcher Anregung herbeigeführt oder vielmehr nur ein pſychiſches Uebel iſt?" „Wie kommt," unterbrach der Doktor den Enthuſiaſten, „wie kommt aber Bettina mit dem unglückſeeligen Schmetterling zuſammen?" „Wenn man," fuhr der Enthuſiaſt fort, „wenn man nun alles haarklein auseinander ſieben ſoll, und jedes Körnchen beäuglen und bekucken, ſo wird das eine Arbeit, die ſelbſt langweilig Langeweile verbreitet! — Laßt den Schmetterling im Clavichordkaſten des Kapellmeiſter ruhen! — Uebrigens, ſagt ſelbſt, Kapellmeiſter! iſt es nicht ein wahres Unglück, daß die hochheilige Muſik ein integrirender Theil unſerer Converſation geworden iſt? Die herrlichſten Talente werden herabgezogen in das gemeine dürftige Leben! Statt daß ſonſt aus heiliger Ferne wie aus dem wunderbaren Himmelsreiche ſelbſt, Ton und Geſang auf uns herniederſtrahlte, hat man jetzt alles hübſch bey der Hand und man weiß genau, wie viel Taſſen Thee die Sängerin oder wie viel Gläſer Wein

der Baſſiſt trinken muß, um in die gehörige Tramontane zu kommen. Ich weiß wohl, daß es Vereine giebt, die ergriffen von dem wahren Geiſt der Muſik ſie unter einander mit wahrhafter Andacht üben, aber jene miſerablen geſchmückten, geſchniegelten — doch ich will mich nicht ärgern! — Als ich voriges Jahr hieher kam, war die arme Bettina gerade recht in der Mode — ſie war, wie man ſagt, recherchirt, es konnte kaum Thee getrunken werden ohne Zuthat einer ſpaniſchen Romanze, einer italiäniſchen Canzonetta oder auch wohl eines franzöſiſchen Liedleins: Souvent l'amour etc. zu dem ſich Bettina hergeben mußte. Ich fürchtete in der That, daß das gute Kind mit ſammt ihrem herrlichen Talent untergehen würde in dem Meer von Theewaſſer, das man über ſie ausſchüttete, das geſchah nun nicht, aber die Kataſtrophe trat ein.“ „Was für eine Kataſtrophe?“ riefen Doktor und Kapellmeiſter. „Seht liebe Herren!“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich iſt die arme Bettina — wie man ſo ſagt, verwünſcht oder verhext worden, und ſo hart es mir ankommt es zu bekennen, ich — ich ſelbſt bin der Hexenmeiſter, der das böſe Werk vollbracht hat, und nun gleich dem Zauberlehrling den Bann nicht zu löſen vermag.“ „Poſſen — Poſſen, und wir ſitzen hier und laſſen uns mit der größten Ruhe von dem ironiſchen Böſewicht myſtifiziren.“ So rief der Doktor, indem er aufſprang. „Aber zum Teufel die Kataſtrophe — die Kataſtrophe,“ ſchrie der Kapellmeiſter. „Ruhig ihr Herren,“ ſprach der Enthuſiaſt, „jetzt kommt eine Thatſache, die ich verbürgen kann, haltet übrigens meine Hexerei für Scherz, unerachtet es mir zuweilen recht ſchwer aufs Herz fällt, daß ich ohne Wiſſen und Willen einer unbekannten pſychiſchen Kraft zum Medium des Entwickelns und Einwirkens auf Bettina gedient haben mag. Gleichſam als Leiter mein'

ich, ſo wie in der elektriſchen Reihe einer den andern ohne Selbſtthätigkeit und eignen Willen prügelt.“ „Hop hop,“ rief der Doktor, „ſeht wie das Steckenpferd gar herrliche Courbetten verführt.“ „Aber die Geſchichte — die Geſchichte,“ ſchrie der Kapellmeiſter dazwiſchen. „Ihr erwähntet,“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „Ihr erwähntet Kapellmeiſter ſchon zuvor, daß Bettina das letztemal, ehe ſie die Stimme verlor, in der katholiſchen Kirche ſang. Erinnert Euch, daß dies am erſten Oſterfeiertage vorigen Jahres geſchah. Ihr hattet Euer ſchwarzes Ehrenkleid angethan und dirigirtet die herrliche Haydnſche Meſſe aus dem D Moll. In dem Sopran that ſich ein Flor junger anmuthig gekleideter Mädchen auf, die zum Theil ſangen, zum Theil auch nicht; unter ihnen ſtand Bettina, die mit wunderbar ſtarker voller Stimme die kleinen Soli vortrug. Ihr wißt, daß ich mich im Tenor angeſtellt hatte, das Sanctus war eingetreten, ich fühlte die Schauer der tiefſten Andacht mich durchbeben, da rauſchte es hinter mir ſtörend, unwillkührlich drehte ich mich um, und erblickte zu meinem Erſtaunen Bettina, die ſich durch die Reihen der Spielenden und Singenden drängte um den Chor zu verlaſſen. „Sie wollen fort?“ redete ich ſie an. „Es iſt die höchſte Zeit,“ erwiederte ſie ſehr freundlich, „daß ich mich jetzt nach der *** Kirche begebe, um noch, wie ich verſprochen, dort in einer Cantate mitzuſingen, auch muß ich noch Vormittags ein Paar Duetts probiren, die ich heute Abend in dem Singethee bei *** vortragen werde, dann iſt Souper bei ***. Sie kommen doch hin? es werden ein Paar Chöre aus dem Händel'ſchen Meſſias und das erſte Finale aus Figaro's Hochzeit gemacht.“ Während dieſes Geſprächs erklangen die vollen Akkorde des Sanctus, und das Weihrauchopfer zog in blauen

Wolken durch das hohe Gewölbe der Kirche. „Wiſſen Sie denn nicht,“ ſprach ich, „daß es ſündlich iſt, daß es nicht ſtraflos bleibt, wenn man während des Sanctus die Kirche verläßt? — Sie werden ſo bald nicht mehr in der Kirche ſingen!“ — Es ſollte Scherz ſeyn, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß mit einemmal meine Worte ſo feierlich klangen. Bettina erblaßte und verließ ſchweigend die Kirche. Seit dieſem Moment verlor ſie die Stimme —“ Der Doktor hatte ſich während der Zeit wieder geſetzt, und das Kinn auf den Stockknopf geſtützt, er blieb ſtumm, aber der Kapellmeiſter rief: „Wunderbar in der That, ſehr wunderbar!“ „Eigentlich“ fuhr der Enthuſiaſt fort, „eigentlich kam mir damals bei meinen Worten nichts beſtimmtes in den Sinn und eben ſo wenig ſetzte ich Bettina's Stimmloſigkeit mit dem Vorfall in der Kirche nur in den mindeſten Bezug. Erſt jetzt, als ich wieder hieher kam und von Euch Doktor erfuhr, daß Bettina noch immer an der verdrießlichen Kränklichkeit leide, war es mir, als hätte ich ſchon damals an eine Geſchichte gedacht, die ich vor mehreren Jahren in einem alten Buche las, und die ich Euch, da ſie mir anmuthig und rührend ſcheint, mittheilen will.“ „Erzählen Sie,“ rief der Kapellmeiſter, „vielleicht liegt ein guter Stoff zu einer tüchtigen Oper darin.“ „Könnt Ihr,“ ſprach der Doktor, „könnt Ihr, Kapellmeiſter, Träume — Ahnungen — magnetiſche Zuſtände in Muſik ſetzen, ſo wird Euch geholfen, auf ſo was wird die Geſchichte doch wieder herauslaufen.“ Ohne dem Doktor zu antworten räusperte ſich der reiſende Enthuſiaſt und fing mit erhabener Stimme an: „Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellen's und Ferdinand's von Arragonien vor den Mauern von Granada aus.“ „Herr des Himmels und der Erden,“ unterbrach der

Doktor den Erzähler, „das fängt an als wollt' es in neun Tagen und neun Nächten nicht endigen, und ich ſitze hier und die Patienten lamentiren. Ich ſcheere mich den Teufel um Eure mauriſchen Geſchichten, den Gonzalvo von Cordova habe ich geleſen, und Bettina's Seguidillas gehört, aber damit Baſta, alles was recht iſt — Gott befohlen!" Schnell ſprang der Doktor zur Thüre heraus, aber der Kapellmeiſter blieb ruhig ſitzen, indem er ſprach: „Es wird eine Geſchichte aus den Kriegen der Mauren mit den Spaniern, wie ich merke, ſo was hätt' ich längſt gar zu gern komponirt. — Gefechte — Tumult — Romanzen — Aufzüge — Cymbeln — Choräle — Trommeln und Pauken — ach Pauken! — Da wir nun einmal ſo zuſammen ſind, erzählen Sie, liebenswürdiger Enthuſiaſt, wer weiß, welches Saamenkorn die erwünſchte Erzählung in mein Gemüth wirft und was für Rieſenlilien daraus entſprießen." „Euch wird," erwiederte der Enthuſiaſt, „Euch wird nun Kapellmeiſter! alles einmal gleich zur Oper und daher kommt es denn auch, daß die vernünftigen Leute, die die Muſik behandeln wie einen ſtarken Schnaps, den man nur dann und wann in kleinen Portionen genießt zur Magenſtärkung, Euch manchmal für toll halten. Doch erzählen will ich Euch, und keck möget Ihr, wandelt Euch die Luſt an, manchmal ein Paar Akkorde dazwiſchen werfen." — Schreiber dieſes fühlt ſich gedrungen, ehe er dem Enthuſiaſten die Erzählung nachſchreibt, Dich günſtigen Leſer zu bitten, Du mögeſt ihm der Kürze halber zu Gute halten, wenn er den dazwiſchen anſchlagenden Akkorden den Kapellmeiſter vorzeichnet. Statt alſo zu ſchreiben: Hier ſprach der Kapellmeiſter, heißt es blos der Kapellmeiſter.

Unabſehbar breitete ſich das Feldlager Iſabellens und

Ferdinand's von Arragonien vor den feſten Mauern von Granada aus. Vergebens auf Hülfe hoffend, immer enger und enger eingeſchloſſen, verzagte der feige Boabdil und im bittern Hohn vom Volk, das ihn den kleinen König nannte, verſpottet, fand er nur in den Opfern blutdürſtiger Grauſamkeit augenblicklichen Troſt. Aber eben in dem Grade, wie die Muthloſigkeit und Verzweiflung täglich mehr Volk und Kriegsheer in Granada erfaßte, wurde lebendiger Siegeshoffnung und Kampfluſt im ſpaniſchen Lager. Es bedurfte keines Sturms. Ferdinand begnügte ſich die Wälle zu beſchießen, und die Ausfälle der Belagerten zurückzutreiben. Dieſe kleinen Gefechte glichen mehr fröhlichen Turnieren als ernſten Kämpfen und ſelbſt der Tod der im Kampfe Gefallnen konnte die Gemüther nur erheben, da ſie hochgefeiert im Gepränge des kirchlichen Cultus wie in der ſtrahlenden Glorie des Märtyrthums für den Glauben erſchienen. Gleich nachdem Iſabella in das Lager eingezogen, ließ ſie in deſſen Mitte ein hohes hölzernes Gebäude mit Thürmen aufführen, von deren Spitzen die Kreuzesfahne herabwehte. Das Innere wurde zum Kloſter und zur Kirche eingerichtet, und Benediktiner-Nonnen zogen ein, täglichen Gottesdienſt übend. Die Königin, von ihrem Gefolge, von ihren Rittern begleitet, kam jeden Morgen, die Meſſe zu hören, die ihr Beichtvater las, von dem Geſange der im Chor verſammelten Nonnen unterſtützt. Da begab es ſich, daß Iſabella an einem Morgen eine Stimme vernahm, die mit wunderbarem Glockenklang die andern Stimmen im Chor übertönte. Der Geſang war anzuhören wie das ſiegende Schmettern einer Nachtigall, die, die Fürſtin des Hains, dem jauchzenden Volk gebietet. Und doch war die Ausſprache der Worte ſo fremdartig und ſelbſt die ſonderbare ganz eigenthümliche Art des Geſanges

that kund, daß eine Sängerin des kirchlichen Styls noch ungewohnt, vielleicht zum erſtenmahl das Amt ſingen müſſe. Verwundert ſchaute Iſabella um ſich und bemerkte, daß ihr Gefolge von demſelben Erſtaunen ergriffen worden; doch ahnen mußte ſie wohl, daß hier ein beſonderes Abentheuer im Spiel ſeyn müſſe, als ihr der tapfere Heerführer Aguillar, der ſich eben im Gefolge befand, ihr in's Auge fiel. Im Betſtuhl knieend, die Hände gefaltet, ſtarrte er zum Gitter des Chors herauf, glühende inbrünſtige Sehnſucht im düſtern Auge. Als die Meſſe geendet war, begab ſich Iſabella nach Donna Maria's, der Priorin, Zimmern und frug nach der fremden Sängerin. „Wollet Euch o Königin," ſprach Donna Maria, „wollet Euch erinnern, daß vor Mondesfriſt Don Aguillar jenes Außenwerk zu überfallen und zu erobern gedachte, das mit einer herrlichen Terraſſe geziert den Mauren zum Luſtort dient. In jeder Nacht ſchallen die üppigen Geſänge der Heiden in unſer Lager herüber wie verlockende Sirenenſtimmen und eben deshalb wollte der tapfere Aguillar das Neſt der Sünde zerſtören. Schon war das Werk genommen, ſchon wurden die gefangenen Weiber während des Gefechts abgeführt, als eine unvermuthete Verſtärkung ihn tapferer Wehr unerachtet nöthigte, abzulaſſen und ſich zurückzuziehen in das Lager. Der Feind wagte nicht ihn zu verfolgen und ſo kam es, daß die Gefangenen und reiche Beute ſein blieben. Unter den gefangenen Weibern befand ſich eine, deren troſtloſes Jammern, deren Verzweiflung Don Aguillar's Aufmerkſamkeit erregte. Er nahte ſich der Verſchleierten mit freundlichen Worten, aber als hätte ihr Schmerz keine andere Sprache als Geſang, fing ſie, nachdem ſie auf der Zither, die ihr an einem goldnen Bande um den Hals hing, einige ſeltſame Akkorde gegriffen

hatte, eine Romanze an, die in tiefaufſeufzenden herzzerſchneidenden Lauten die Trennung von dem Geliebten, von aller Lebensfreude klagte. Aguillar tief ergriffen von den wunderbaren Tönen, beſchloß das Weib zurückbringen zu laſſen nach Granada; ſie ſtürzte vor ihm nieder, indem ſie den Schleier zurückſchlug. Da rief Aguillar wie außer ſich: Biſt Du denn nicht Zulema, das Licht des Geſanges in Granada? — Zulema, die der Feldherr bei einer Sendung an Boabdil's Hof geſehen, deren wunderbarer Geſang ſeitdem tief in ſeiner Bruſt wiederhallte, war es wirklich. „Ich gebe Dir die Freiheit,“ rief Aguillar, aber da ſprach der ehrwürdige Vater Agoſtino Sanchez, der das Kreuz in der Hand mitgezogen: „Erinnere Dich, Herr! daß Du, indem Du die Gefangene frei läſſeſt, ihr großes Unrecht thuſt, da ſie dem Götzendienſt entriſſen, vielleicht bei uns von der Gnade des Herrn erleuchtet, in den Schooß der Kirche zurückgekehrt wäre.“ Aguillar ſprach: „Sie mag bei uns bleiben einen Monat hindurch und dann, fühlt ſie ſich nicht durchdrungen von dem Geiſt des Herrn, zurückgebracht werden nach Granada.“ So kam es, o Herrin! daß Zulema von uns in dem Kloſter aufgenommen wurde. Anfangs überließ ſie ſich ganz dem troſtloſeſten Schmerz und bald waren es wild und ſchauerlich tönende, bald tiefklagende Romanzen, mit denen ſie das Kloſter erfüllte, denn überall hörte man ihre durchdringende Glockenſtimme. Es begab ſich, daß wir einſt um Mitternacht im Chor der Kirche verſammelt waren und die Hora nach jener wundervollen heiligen Weiſe abſangen, die der hohe Meiſter des Geſanges, Ferreras, uns lehrte. Ich bemerkte im Schein der Lichter Zulema in der offnen Pforte des Chors ſtehend und mit ernſtem Blick ſtill und andächtig hineinſchauend; als wir Paar-

weiſe daherziehend den Chor verließen, kniete Zulema im Gange unfern eines Marienbildes. Den andern Tag ſang ſie keine Romanze, ſondern blieb ſtill und in ſich gekehrt. Bald verſuchte ſie auf der tiefgeſtimmten Zither die Akkorde jenes Chorals, den wir in der Kirche geſungen, und dann fing ſie an leiſe leiſe zu ſingen, ja ſelbſt die Worte unſers Geſanges zu verſuchen, die ſie freilich wunderlich wie mit gebundener Zunge ausſprach. Ich merkte wohl, daß der Geiſt des Herrn mit milder tröſtender Stimme im Geſange zu ihr geſprochen, und daß ſich ihre Bruſt öffnen würde ſeiner Gnade, daher ſchickte ich Schweſter Emanuela, die Meiſterin des Chors, zu ihr, daß ſie den glimmenden Funken anfache, und ſo geſchah es, daß im heiligen Geſange der Kirche der Glaube in ihr entzündet wurde. Noch iſt Zulema nicht durch die heilige Taufe in den Schooß der Kirche aufgenommen, aber vergönnt wurde es ihr unſerm Chor ſich beizugeſellen, und ſo ihre wunderbare Stimme zur Glorie der Religion zu erheben." Die Königin wußte nun wohl, was in Aguillar's Innerm vorgegangen, als er auf Agoſtino's Einrede Zulema nicht zurückſandte nach Granada, ſondern ſie im Kloſter aufnehmen ließ und um ſo mehr war ſie erfreut über Zulema's Bekehrung zum wahren Glauben. Nach wenigen Tagen wurde Zulema getauft und erhielt den Namen Julia. Die Königin ſelbſt, der Marquis von Cadix, Heinrich von Gusman, die Feldherren Mendoza, Villena, waren die Zeugen des heiligen Aktes. Man hätte glauben ſollen, daß Julia's Geſang nun noch inniger und wahrer die Herrlichkeit des Glaubens hätte verkünden müſſen und ſo geſchah es auch wirklich eine kurze Zeit hindurch, indeſſen bemerkte Emanuela bald, daß Julia oft auf ſeltſame Weiſe von dem Choral abwich, fremdartige Töne

einmiſchend. Oft hallte urplötzlich der dumpfe Klang einer tiefgeſtimmten Zither durch den Chor. Der Ton glich dem Nachklingen vom Sturm durchrauſchter Saiten. Dann wurde *Julia* unruhig und es geſchah ſogar, daß ſie wie willkührlos in den lateiniſchen Hymnus ein mohriſches Wort einwarf. *Emanuela* warnte die Neubekehrte, ſtandhaft zu widerſtehen dem Feinde, aber leichtſinnig achtete *Julia* deſſen nicht und zum Aergerniß der Schweſtern ſang ſie oft, wenn eben die ernſten heiligen Choräle des alten *Ferreras* erklungen, tändelnde mohriſche Liebeslieder zur Zither, die ſie wieder hoch geſtimmt hatte. Sonderbarer Weiſe klangen jetzt die Zithertöne, die oft durch den Chor ſauſten, auch hoch und recht widrig beynahe wie das gellende Gepfeife der kleinen mohriſchen Flöten.

Der Kapellmeiſter. Flauti piccoli — Oktavflötchen. Aber, mein Beſter, noch bis jetzt nichts, gar nichts für die Oper — keine Expoſition und das iſt immer die Hauptſache, doch mit der tiefen und hohen Stimmung der Zither, das hat mich angeregt. Glaubt Ihr nicht, daß der Teufel ein Tenoriſt iſt? Er iſt falſch wie — der Teufel, und daher macht er alles im Falſet!

Der Enthuſiaſt. Gott im Himmel! — Ihr werdet von Tage zu Tage witziger, Kapellmeiſter! Aber Ihr habt Recht, laſſen wir dem teufliſchen Prinzip alles überhohe unnatürliche Gepfeife, Gequieke ꝛc. Doch weiter fort in der Erzählung, die mir eigentlich blutſauer wird, weil ich jeden Augenblick Gefahr laufe, über irgend einen wohl zu beachtenden Moment wegzuſpringen.

Es begab ſich, daß die Königin, begleitet von den edlen Feldherren des Lagers, nach der Kirche der Benediktiner-Non-

nen ſchritt, um wie gewöhnlich die Meſſe zu hören. Vor der Pforte lag ein elender zerlumpter Bettler, die Trabanten wollten ihn fortſchaffen, doch halb erhoben riß er ſich wieder los und warf ſich heulend nieder, ſo daß er die Königin berührte. Ergrimmt ſprang Aguillar hervor und wollte den Elenden mit dem Fuße fortſtoßen. Der richtete ſich aber mit halbem Leibe gegen ihn empor und ſchrie: „Tritt die Schlange, — tritt die Schlange, ſie wird dich ſtechen zum Tode!“ und dazu griff er in die Saiten der unter den Lumpen verſteckten Zither, daß ſie im gellenden widrig pfeifenden Tone zerriſſen, und alle von unheimlichem Grauen ergriffen zurückbebten. Die Trabanten ſchafften das widrige Geſpenſt fort und es hieß: der Menſch ſey ein gefangener wahnſinniger Mohr, der aber durch ſeine tollen Späße und durch ſein verwunderliches Zitherſpiel die Soldaten im Lager beluſtige. Die Königin trat ein und das Amt begann. Die Schweſtern im Chor intonirten das Sanctus, eben ſollte Julia mit mächtiger Stimme wie ſonſt eintreten: Pleni sunt coeli gloria tua, da ging ein gellender Zitherton durch den Chor, Julia ſchlug ſchnell das Blatt zuſammen und wollte den Chor verlaſſen. „Was beginnſt du?“ rief Emanuela. O! ſagte Julia, hörſt du denn nicht die prächtigen Töne des Meiſters? — dort bey ihm, mit ihm muß ich ſingen! damit eilte Julia nach der Thüre, aber Emanuela ſprach mit ſehr ernſter feierlicher Stimme: „Sünderin, die du den Dienſt des Herrn entweihſt, da du mit dem Munde ſein Lob verkündeſt und im Herzen weltliche Gedanken trägſt, flieh von hinnen, gebrochen iſt die Kraft des Geſanges in dir, verſtummt ſind die wunderbaren Laute in deiner Bruſt, die der Geiſt des Herrn entzündet!“ — Von Emanuela's Worten wie vom Blitz getroffen, ſchwankte Julia fort. — Eben wollten

die Nonnen zur Nachtzeit ſich verſammeln, um die Hora zu ſingen, als ein dicker Qualm ſchnell die ganze Kirche erfüllte. Bald darauf drangen die Flammen ziſchend und praſſelnd durch die Wände des Nebengebäudes und erfaßten das Kloſter. Mit Mühe gelang es den Nonnen ihr Leben zu retten, Trompeten und Hörner ſchmetterten durch das Lager, aus dem erſten Schlaf taumelten die Soldaten auf; man ſah den Feldherrn Aguillar mit verſengtem Haar, mit halbverbrannten Kleidern aus dem Kloſter ſtürzen, er hatte Julia, die man vermißte, vergebens zu retten geſucht, keine Spur von ihr war zu finden. Fruchtlos blieb der Kampf gegen das Feuer, das von dem Sturm, der ſich erhoben, angefacht, immer mehr um ſich griff: in kurzer Zeit lag Iſabellens ganzes reiches herrliches Lager in Aſche. Die Mauren im Vertrauen, daß der Chriſten Unglück ihnen Sieg bringen würde, wagten mit einer bedeutenden Macht einen Ausfall, glänzender war aber für die Waffen der Spanier nie ein Kampf geweſen, als eben dieſer, und als ſie unter dem jauchzenden Schall der Trompeten ſieggekrönt in ihre Verſchanzungen zurückzogen, da beſtieg die Königin Iſabella den Thron, den man im Freyen errichtet hatte und verordnete, daß an der Stelle des abgebrannten Lagers eine Stadt gebaut werde! Zeigen ſollte dies den Mauren in Granada, daß niemals die Belagerung aufgehoben werden würde.

Der Kapellmeiſter. Dürfte man ſich nur mit geiſtlichen Dingen auf das Theater wagen; hat man nicht ſchon ſeine Noth mit dem lieben Publikum, wenn man hie und da ein bischen Choral anbringt? Sonſt wär' die Julia gar keine üble Partie. Denkt Euch den doppelten Styl, in welchem ſie glänzen kann, erſt die Romanzen, dann die Kirchengeſänge.

Einige allerliebſte ſpaniſche und mohriſche Lieder hab' ich bereits fertig, auch iſt der Sieges-Marſch der Spanier gar nicht übel, ſo wie ich das Gebot der Königin melodramatiſch zu behandeln Willens bin, wie indeſſen das Ganze ſich zuſammenfügen ſoll, das weiß der Himmel! — Aber erzählt weiter, kommen wir wieder auf Julia, die hoffentlich nicht verbrannt ſeyn wird.

Der Enthuſiaſt. Denkt Euch, liebſter Kapellmeiſter, daß jene Stadt, die die Spanier in ein und zwanzig Tagen aufbauten und mit Mauern umgaben, eben das heute noch ſtehende Santa Fe iſt. Doch indem ich das Wort ſo unmittelbar an Euch richte, falle ich aus dem feierlichen Ton, der allein ſich zu dem feierlichen Stoffe paßt. Ich wollte, Ihr ſpieltet eins von Paleſtrina's Reſponſorien, die dort auf dem Pult des Fortepiano's aufgeſchlagen liegen.

Der Kapellmeiſter that es und hierauf fuhr der reiſende Enthuſiaſt alſo fort:

Die Mauren unterließen nicht, die Spanier während des Aufbaues ihrer Stadt auf mannigfache Weiſe zu beunruhigen, die Verzweiflung trieb ſie zur verwogenſten Kühnheit und ſo wurden die Gefechte ernſter als jemals. Aguillar hatte einſt ein mauriſches Geſchwader, das die ſpaniſchen Vorwachen überfallen, bis in die Mauern von Granada zurück getrieben. Er kehrte mit ſeinen Reitern zurück, und hielt unfern den erſten Verſchanzungen bey einem Myrthenwäldchen, ſein Gefolge fortſchickend, um ſo ernſtem Gedanken und wehmüthiger Erinnerug ſich mit ganzem Gemüth hingeben zu können. Julia's Bild ſtand lebendig vor ſeines Geiſtes Augen. Schon während des Gefechts hörte er ihre Stimme bald drohend bald klagend ertönen und auch jetzt war es ihm als ſäusle ein ſeltſamer

Geſang, halb mohriſches Lied halb chriſtlicher Kirchen-Geſang, durch die dunklen Myrthen. Da rauſchte plötzlich ein mohriſcher Ritter im ſilbernen Schuppenharniſch auf leichtem arabiſchen Pferde aus dem Walde hervor und gleich ſauſte auch der geworfene Speer dicht bey Aguillars Haupt vorbey. Er wollte mit gezogenem Schwert auf den Feind losſtürzen, als der zweyte Speer flog und ſeinem Pferde tief in der Bruſt ſtecken blieb, daß es ſich vor Wuth und Schmerz hoch emporbäumte und Aguillar ſich ſchnell von der Seite herabſchwingen mußte, um ſchwerem Falle nicht zu erliegen. Der Mohr war herangeſprengt und hieb herab mit der Sichelklinge nach Aguillars entblößtem Haupt. Aber geſchickt parirte Aguillar den Todesſtreich und hieb ſo gewaltig nach, daß der Mohr ſich nur rettete, indem er tief vom Pferde niedertauchte. In demſelben Augenblick drängte ſich des Mohren Pferd dicht an Aguillar, ſo daß er keinen zweyten Hieb führen konnte, der Mohr riß ſeinen Dolch hervor, aber noch ehe er zuſtoßen konnte, hatte ihn Aguillar mit Rieſenſtärke erfaßt, vom Pferde heruntergezogen und ringend zu Boden geworfen. Er kniete auf des Mohren Bruſt und indem er mit der linken Fauſt des Mohren rechten Arm ſo gewaltig gepackt hatte, daß er regungslos blieb, zog er ſeinen Dolch. Schon hatte er den Arm erhoben, um des Mohren Kehle zu durchſtoßen, als dieſer tief aufſeufzte: Zulema! — Zur Bildſäule erſtarrt vermochte Aguillar nicht die That zu vollenden. „Unſeliger,“ rief er, „welch' einen Namen nannteſt du?“ Stoße zu, ſtöhnte der Mohr, ſtoße zu, du tödteſt den, der dir Tod und Verderben geſchworen hat. Ja! wiſſe, verrätheriſcher Chriſt, wiſſe, daß es Hichem der letzte des Stammes Alhamar iſt, dem du Zulema raubteſt! — Wiſſe, daß jener zerlumpte Bettler, der mit den Gebehrden

des Wahnſinns in eurem Lager umherſchlich, Hichem war, wiſſe daß es mir gelang, das dunkle Gefängniß, in dem ihr Verruchte das Licht meiner Gedanken eingeſchloſſen, anzuzünden, und Zulema zu retten. — „Zulema — Julia lebt?“ rief Aguillar. Da lachte Hichem gellend auf im grauſigen Hohn: „Ja ſie lebt, aber Euer blutiges dornengekröntes Götzenbild hat mit fluchwürdigem Zauber ſie befangen und die duftende glühende Blume des Lebens eingehüllt in die Leichentücher der wahnſinnigen Weiber, die ihr Bräute Eures Götzen nennt. Wiſſe, daß Ton und Geſang in ihrer Bruſt wie angeweht vom giftigen Hauch des Samums erſtorben iſt. Dahin iſt alle Luſt des Lebens mit Zulema's ſüßen Liedern, darum tödte mich — tödte mich, da ich nicht Rache zu nehmen vermag an dir, der du mir ſchon mehr als mein Leben entriſſeſt.“ Aguillar ließ ab von Hichem und erhob ſich, ſein Schwert von dem Boden aufnehmend, langſam. „Hichem,“ ſprach er: „Zulema, die in heiliger Taufe den Namen Julia empfing, wurde meine Gefangene im ehrlichen offenen Kampf. Erleuchtet von der Gnade des Herrn, entſagte ſie Mahoms ſchnödem Dienſt und was du verblendeter Mohr böſen Zauber eines Götzenbildes nennſt, war nur die Verſuchung des Böſen, dem ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Nennſt du Zulema deine Geliebte, ſo ſey Julia, die zum Glauben bekehrte, die Dame meiner Gedanken, und ſie im Herzen, zur Glorie des wahren Glaubens will ich gegen dich beſtehen im wackern Kampf. Nimm deine Waffen und falle gegen mich aus wie du willſt nach deiner Sitte.“ Schnell ergriff Hichem Schwert und Tartſche, aber auf Aguillar losrennend, wankte er laut aufbrüllend zurück, warf ſich auf das Pferd, das neben ihm ſtehen geblieben und ſprengte geſtreckten Galopps davon. Aguillar

wußte nicht was das zu bedeuten haben könnte, aber in dem Augenblick ſtand der ehrwürdige Greis Agoſtino Sanchez hinter ihm und ſprach ſanft lächelnd: Fürchtet Hichem mich oder den Herrn, der in mir wohnt und deſſen Liebe er verſchmäht? Aguillar erzählte alles was er von Julia vernommen und beyde erinnerten ſich nun wohl an die prophetiſchen Worte Emanuela's, als Julia verlockt von Hichems Zithertönen alle Andacht im Innern ertödtend, den Chor während des Sanctus verließ.

Der Kapellmeiſter. Ich denke an keine Oper mehr, aber das Gefecht zwiſchen dem Mohren Hichem im Schuppenharniſch und dem Feldherrn Aguillar ging mir auf in Muſik. — Hol' es der Teufel! — wie kann man nun beſſer gegen einander ausfallen laſſen als es Mozart im Don Giovanni gethan hat. Ihr wißt doch — in der erſten —

Der reiſende Enthuſiaſt. Still Kapellmeiſter! Ich werde nun meiner ſchon zu langen Erzählung den letzten Ruck geben. Noch allerley kommt vor, und es iſt nöthig die Gedanken zuſammen zu halten, um ſo mehr, da ich immer dabey an Bettina denke, welches mich nicht wenig verwirrt. Vorzüglich möcht' ich gar nicht, daß ſie jemals etwas von meiner ſpaniſchen Geſchichte erführe und doch iſt es mir ſo, als wenn ſie dort an jener Thüre lauſchte, welches natürlicher Weiſe pure Einbildung ſeyn muß. Alſo weiter. —

Immer und immer geſchlagen in allen Gefechten, von der täglich, ſtündlich zunehmenden Hungersnoth gedrückt, ſahen ſich die Mauren endlich genöthigt, zu kapituliren und im feſtlichen Gepränge unter dem Donner des Geſchützes zogen Ferdinand und Iſabella in Granada ein. Prieſter hatten die große Moſchee eingeweiht zur Cathedrale und dorthin ging der Zug,

Städt. Volksbücherei Starnberg

um in andächtiger Meſſe, im feyerlichen Te deum laudamus dem Herrn der Heerſchaaren zu danken für den glorreichen Sieg über die Diener Mahoms, des falſchen Propheten. Man kannte die nur mühſam unterdrückte, immer neu aufgeifernde Wuth der Mohren und daher deckten Truppenabtheilungen, die durch entferntere Straßen ſchlagfertig zogen, die durch die Hauptſtraße ſich bewegende Proceſſion. So geſchah es, daß Aguillar an der Spitze einer Abtheilung Fußvolks eben auf entfernterem Wege ſich nach der Cathedrale, wo das Amt ſchon begonnen, begeben wollte, als er ſich plötzlich durch einen Pfeilſchuß an der linken Schulter verwundet fühlte. In demſelben Augenblick ſtürzte ein Haufen Mohren aus einem dunkeln Bogengange hervor, und überfiel die Chriſten mit verzweifelnder Wuth. Hichem an der Spitze rannte gegen Aguillar an, dieſer nur leicht verletzt, kaum den Schmerz der Wunde fühlend, parirte geſchickt den gewaltigen Hieb und in demſelben Augenblick lag auch Hichem mit geſpaltenem Kopf zu ſeinen Füßen. Die Spanier drangen wüthend ein auf die verrätheriſchen Mohren, die bald heulend flohen und ſich in ein ſteinernes Haus warfen, deſſen Thor ſie ſchnell verſchloſſen. Die Spanier ſtürmten heran, aber da regnete es Pfeile aus den Fenſtern, Aguillar befahl Feuerbrände hinein zu werfen. Schon loderten die Flammen aus dem Dache hoch auf, als durch den Donner des Geſchützes eine wunderbare Stimme aus dem brennenden Gebäude erklang: Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth. Julia — Julia! rief Aguillar in troſtloſem Schmerz, da öffneten ſich die Pforten, und Julia im Gewande der Benedictiner-Nonne trat hervor mit ſtarker Stimme ſingend: — Sanctus — Sanctus Dominus deus Sabaoth, hinter ihr zogen die Mohren in gebeugter Stellung die Hände auf

der Bruſt zum Kreuz verſchränkt. Erſtaunt wichen die Spanier zurück und durch ihre Reihen zog Julia mit den Mohren nach der Cathedrale — hineintretend intonirte ſie das: Benedictus qui venit in nomine domini. Unwillkührlich, als komme die Heilige vom Himmel geſendet, Heiliges zu verkünden den Geſegneten des Herrn, beugte das Volk die Knie. Feſten Schrittes, den verklärten Blick gen Himmel gerichtet, trat Julia vor den Hochaltar zwiſchen Ferdinand und Iſabellen, das Amt ſingend und die heiligen Gebräuche mit inbrünſtiger Andacht übend. Bey den letzten Lauten des: Dona nobis pacem, ſank Julia entſeelt der Königin in die Arme. Alle Mohren, die ihr gefolgt, empfingen, zum Glauben bekehrt, ſelbigen Tages die heilige Taufe.

So hatte der Enthuſiaſt ſeine Geſchichte geendet, als der Doktor mit vielem Geräuſch eintrat, heftig mit dem Stock auf die Erde ſtieß und zornig ſchrie: „da ſitzen ſie noch und erzählen ſich tolle fantaſtiſche Geſchichten ohne Rückſicht auf Nachbarſchaft und machen die Leute kränker.“ — „Was iſt denn nun wieder geſchehen, mein Wertheſter,“ ſprach der Kapellmeiſter ganz erſchrocken. „Ich weiß es recht gut,“ fiel der Enthuſiaſt ganz gelaſſen ein. „Nichts mehr und nichts weniger, als daß Bettina uns ſtark reden gehört hat, dort ins Cabinet gegangen iſt und alles weiß.“ „Das habt Ihr nun,“ ſprudelte der Doktor, „von Euren verdammten lügenhaften Geſchichten, wahnſinniger Enthuſiaſt, daß Ihr reizbare Gemüther vergiftet — ruinirt, mit Eurem tollen Zeuge; aber ich werde Euch das Handwerk legen.“ — „Herrlicher Doktor!“ unterbrach der Enthuſiaſt den Zornigen, „ereifert Euch nicht und bedenkt, daß Bettina's pſychiſche Krankheit pſychiſche Mittel erfordert und daß vielleicht meine Geſchichte“ — „Still

ſtill" fiel der Doktor ganz gelaſſen ein, „ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt." — „Zu einer Oper taugt es nicht, aber ſonſt gab es darin einige ſonderbar klingende Akkorde." So murmelte der Kapellmeiſter, indem er den Hut ergriff und den Freunden folgte.

Als drey Monat darauf der reiſende Enthuſiaſt der geſundeten Bettina, die mit herrlicher Glocken-Stimme Pergoleſes Stabat mater (jedoch nicht in der Kirche, ſondern im mäßig großen Zimmer) geſungen hatte, voll Freude und andächtigen Entzückens die Hand küßte, ſprach ſie: „Ein Hexenmeiſter ſind Sie gerade nicht, åber zuweilen etwas widerhaarigter Natur," „wie alle Enthuſiaſten," ſetzte der Kapellmeiſter hinzu.

Nachtſtücke.

Zweiter Theil.

Das öde Haus.

— Man war darüber einig, daß die wirklichen Erſcheinungen im Leben oft viel wunderbarer ſich geſtalteten, als alles, was die regſte Fantaſie zu erfinden trachte. „Ich meine,“ ſprach Lelio, „daß die Geſchichte davon hinlänglichen Beweis gibt und daß eben deshalb die ſogenannten hiſtoriſchen Romane, worin der Verfaſſer, in ſeinem müßigen Gehirn bei ärmlichem Feuer ausgebrütete Kindereien, den Thaten der ewigen, im Univerſum waltenden Macht beizugeſellen ſich unterfängt, ſo abgeſchmackt und widerlich ſind.“ „Es iſt,“ nahm Franz das Wort, „die tiefe Wahrheit der unerforſchlichen Geheimniſſe, von denen wir umgeben, welche uns mit einer Gewalt ergreift, an der wir den über uns herrſchenden, uns ſelbſt bedingenden Geiſt erkennen.“ „Ach!“ fuhr Lelio fort, „die Erkenntniß, von der du ſprichſt! — Ach das iſt ja eben die entſetzlichſte Folge unſerer Entartung nach dem Sündenfall, daß dieſe Erkenntniß uns fehlt!“ „Viele,“ unterbrach Franz den Freund, „viele ſind berufen und wenige auserwählt! Glaubſt Du denn nicht, daß das Erkennen, das beinahe noch ſchönere Ahnen der Wunder unſeres Lebens manchem verliehen iſt, wie ein beſonderer Sinn? Um nur gleich aus der dunklen Region, in die

wir uns verlieren könnten, herauf zu ſpringen in den heitren Augenblick, werf' ich Euch das ſkurrile Gleichniß hin, daß Menſchen, denen die Sehergabe, das Wunderbare zu ſchauen, mir wohl wie die Fledermäuſe bedünken wollen, an denen der gelehrte Anatom Spalanzani einen vortrefflichen ſechsten Sinn entdeckte, der als ſchalkhafter Stellvertreter nicht allein alles, ſondern viel mehr ausrichtet, als alle übrige Sinne zuſammengenommen.“ „Ho ho,“ rief Franz †) lächelnd, „ſo wären denn die Fledermäuſe eigentlich recht die gebornen natürlichen Somnambulen! Doch in dem heitern Augenblick, deſſen Du gedachteſt, will ich Poſto faſſen und bemerken, daß jener ſechste bewundrungswürdige Sinn vermag an jeder Erſcheinung, ſei es Perſon, That oder Begebenheit, ſogleich dasjenige exzentriſche zu ſchauen, zu dem wir in unſerm gewöhnlichen Leben keine Gleichung finden und es daher wunderbar nennen. Was iſt denn aber gewöhnliches Leben? — Ach das Drehen in dem engen Kreiſe, an den unſere Naſe überall ſtößt, und doch will man wohl Courbetten verſuchen im taktmäßigen Paßgang des Alltagsgeſchäfts. Ich kenne jemanden, dem jene Sehergabe, von der wir ſprechen, ganz vorzüglich eigen ſcheint. Daher kommt es, daß er oft unbekannten Menſchen, die irgend etwas verwunderliches in Gang, Kleidung, Ton, Blick haben, Tagelang nachläuft, daß er über eine Begebenheit, über eine That, leicht hin erzählt, keiner Beachtung werth und von niemanden beachtet, tiefſinnig wird, daß er antipodiſche Dinge zuſammen ſtellt und Beziehungen heraus fantaſirt, an die niemand denkt.“ Lelio rief laut: „Halt, halt, das iſt ja unſer Theodor, der

---

†) Die hier und auf der folgenden Seite beibehaltene Verwechslung der Perſonen ſcheint bereits im Manuſcript ſtattgefunden zu haben.

ganz was beſonderes im Kopfe zu haben ſcheint, da er mit ſolch ſeltſamen Blicken in das Blaue heraus ſchaut.“ „In der That,“ fing Theodor an, der ſo lange geſchwiegen, „in der That, waren meine Blicke ſeltſam, ſo lang darin der Reflex des wahrhaft Seltſamen, das ich im Geiſte ſchaute. Die Erinnerung eines unlängſt erlebten Abentheuers“ — O erzähle, erzähle, unterbrachen ihn die Freunde. „Erzählen,“ fuhr Theodor fort, „möcht' ich wohl, doch muß ich zuförderſt Dir, lieber Lelio, ſagen, daß Du die Beiſpiele, die meine Sehergabe darthun ſollten, ziemlich ſchlecht wählteſt. Aus Eberhards Synonymik mußt Du wiſſen, daß wunderlich alle Aeußerungen der Erkenntniß und des Begehrens genannt werden, die ſich durch keinen vernünftigen Grund rechtfertigen laſſen, wunderbar aber dasjenige heißt, was man für unmöglich, für unbegreiflich hält, was die bekannten Kräfte der Natur zu überſteigen, oder wie ich hinzu füge, ihrem gewöhnlichen Gange entgegen zu ſeyn ſcheint. Daraus wirſt Du entnehmen, daß Du vorhin Rückſichts meiner angeblichen Sehergabe das Wunderliche mit dem Wunderbaren verwechſelteſt. Aber gewiß iſt es, daß das anſcheinend Wunderliche aus dem Wunderbaren ſproßt, und daß wir nur oft den wunderbaren Stamm nicht ſehen, aus dem die wunderlichen Zweige mit Blättern und Blüthen hervor ſproſſen. In dem Abentheuer, das ich Euch mittheilen will, miſcht ſich beides, das Wunderliche und Wunderbare, auf, wie mich dünkt, recht ſchauerliche Weiſe.“ Mit dieſen Worten zog Theodor ſein Taſchenbuch hervor, worin er, wie die Freunde wußten, allerley Notizen von ſeiner Reiſe her eingetragen hatte, und erzählte, dann und wann in dies Buch hineinblickend, folgende Begebenheit, die der weiteren Mittheilung nicht unwerth ſcheint.

Ihr wißt (ſo fing Theodor an), daß ich den ganzen vorigen Sommer in ***n zubrachte. Die Menge alter Freunde und Bekannten, die ich vorfand, das freie gemüthliche Leben, die mannigfachen Anregungen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, das Alles hielt mich feſt. Nie war ich heitrer, und meiner alten Neigung, oft allein durch die Straßen zu wandeln, und mich an jedem ausgehängten Kupferſtich, an jedem Anſchlagzettel zu ergötzen, oder die mir begegnenden Geſtalten zu betrachten, ja wohl manchem in Gedanken das Horoskop zu ſtellen, hing ich hier mit Leidenſchaft nach, da nicht allein der Reichthum der ausgeſtellten Werke der Kunſt und des Luxus, ſondern der Anblick der vielen herrlichen Prachtgebäude unwiderſtehlich mich dazu antrieb. Die mit Gebäuden jener Art eingeſchloſſene Allee, welche nach dem ***ger Thore führt, iſt der Sammelplatz des höheren, durch Stand oder Reichthum zum üppigeren Lebensgenuß berechtigten Publikums. In dem Erdgeſchoß der hohen breiten Palläſte werden meiſtentheils Waaren des Luxus feil geboten, indeß in den obern Stockwerken Leute der beſchriebenen Claſſe hauſen. Die vornehmſten Gaſthäuſer liegen in dieſer Straße, die fremden Geſandten wohnen meiſtens darin, und ſo könnt Ihr denken, daß hier ein beſonderes Leben und Regen mehr als in irgend einem andern Theile der Reſidenz Statt finden muß, die ſich eben auch hier volkreicher zeigt, als ſie es wirklich iſt. Das Zudrängen nach dieſem Orte macht es, daß mancher ſich mit einer kleineren Wohnung, als ſein Bedürfniß eigentlich erfordert, begnügt, und ſo kommt es, daß manches von mehreren Familien bewohnte Haus einem Bienenkorbe gleicht. Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche ſeltſame Weiſe von allen übri-

gen abſtach. Denkt Euch ein niedriges, vier Fenſter breites, von zwei hohen ſchönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, deſſen Stock über dem Erdgeſchoß nur wenig über die Fenſter im Erdgeſchoß des nachbarlichen Hauſes hervorragt, deſſen ſchlecht verwahrtes Dach, deſſen zum Theil mit Papier verklebte Fenſter, deſſen farbloſe Mauern von gänzlicher Verwahrloſung des Eigenthümers zeugen. Denkt Euch, wie ſolch ein Haus zwiſchen mit geſchmackvollem Luxus ausſtaffirten Prachtgebäuden ſich ausnehmen muß. Ich blieb ſtehen und bemerkte bey näherer Betrachtung, daß alle Fenſter dicht verzogen waren, ja daß vor die Fenſter des Erdgeſchoſſes eine Mauer aufgeführt ſchien, daß die gewöhnliche Glocke an dem Thorwege, der, an der Seite angebracht, zugleich zur Hausthüre diente, fehlte, und daß an dem Thorwege ſelbſt nirgends ein Schloß, ein Drücker zu entdecken war. Ich wurde überzeugt, daß dieſes Haus ganz unbewohnt ſeyn müſſe, da ich niemahls, niemahls, ſo oft und zu welcher Tageszeit ich auch vorübergehen mochte, auch nur die Spur eines menſchlichen Weſens darin wahrnahm. Ein unbewohntes Haus in dieſer Gegend der Stadt! Eine wunderliche Erſcheinung und doch findet das Ding vielleicht darin ſeinen natürlichen einfachen Grund, daß der Beſitzer auf einer lange dauernden Reiſe begriffen oder auf fernen Gütern hauſend, dies Grundſtück weder vermiethen noch veräußern mag, um, nach ***n zurückkehrend, augenblicklich ſeine Wohnung dort aufſchlagen zu können. — So dacht' ich, und doch weiß ich ſelbſt nicht wie es kam, daß bey dem öden Hauſe vorüberſchreitend ich jedesmahl wie feſtgebannt ſtehen bleiben und mich in ganz verwunderliche Gedanken nicht ſowohl vertiefen, als verſtricken mußte. — Ihr wißt es ja alle, ihr wackern Kumpane meines fröhlichen Jugendlebens, ihr wißt es ja alle, wie ich

mich von jeher als Geiſterſeher gebehrdete und wie mir nur einer wunderbaren Welt ſeltſame Erſcheinungen ins Leben treten wollten, die ihr mit derbem Verſtande wegzuläugnen wußtet! — Nun! zieht nur Eure ſchlauen ſpitzfündigen Geſichter, wie Ihr wollt, gern zugeſtehen darf ich ja, daß ich oft mich ſelbſt recht arg myſtifizirt habe, und daß mit dem öden Hauſe ſich daſſelbe ereignen zu wollen ſchien, aber — am Ende kommt die Moral, die Euch zu Boden ſchlägt, horcht nur auf! — Zur Sache! — Eines Tages und zwar in der Stunde, wenn der gute Ton gebietet, in der Allee auf und ab zu gehen, ſtehe ich, wie gewöhnlich, in tiefen Gedanken hinſtarrend vor dem öden Hauſe. Plötzlich bemerke ich, ohne gerade hinzuſehen, daß jemand neben mir ſich hingeſtellt und den Blick auf mich gerichtet hatte. Es iſt Graf P., der ſich ſchon in vieler Hinſicht als mir geiſtesverwandt kund gethan hat, und ſogleich iſt mir nichts gewiſſer, als daß auch ihm das Geheimnißvolle des Hauſes aufgegangen war. Um ſo mehr fiel es mir auf, daß, als ich von dem ſeltſamen Eindruck ſprach, den dies verödete Gebäude hier in der belebteſten Gegend der Reſidenz auf mich gemacht hatte, er ſehr ironiſch lächelte, bald war aber Alles erklärt. Graf P. war viel weiter gegangen als ich, aus manchen Bemerkungen, Combinationen 2c. hatte er die Bewandtniß herausgefunden, die es mit dem Hauſe hatte, und eben dieſe Bewandtniß lief auf eine ſolche ganz ſeltſame Geſchichte heraus, die nur die lebendigſte Fantaſie des Dichters ins Leben treten laſſen konnte. Es wäre wohl recht, daß ich Euch die Geſchichte des Grafen, die ich noch klar und deutlich im Sinn habe, mittheilte, doch ſchon jetzt fühle ich mich durch das, was ſich wirklich mit mir zutrug, ſo geſpannt, daß ich unaufhaltſam fortfahren muß. Wie war aber dem guten Grafen zu Muthe, als

er mit der Geſchichte fertig, erfuhr, daß das verödete Haus nichts anders enthalte, als die Zuckerbäckerei des Conditors, deſſen prachtvoll eingerichteter Laden dicht anſtieß. Daher waren die Fenſter des Erdgeſchoſſes, wo die Oefen eingerichtet, vermauert und die zum Aufbewahren des Gebacknen im obern Stock beſtimmten Zimmer mit dicken Vorhängen gegen Sonne und Ungeziefer verwahrt. Ich erfuhr, als der Graf mir dies mittheilte, ſo wie er, die Wirkung des Sturzbades, oder es zupfte wenigſtens der allem Poetiſchen feindliche Dämon den Süßträumenden empfindlich und ſchmerzhaft bey der Naſe. — Unerachtet der proſaiſchen Aufklärung mußte ich doch noch immer vorübergehend nach dem öden Hauſe hinſchauen, und noch immer gingen im leiſen Fröſteln, das mir durch die Glieder bebte, allerley ſeltſame Gebilde von dem auf, was dort verſchloſſen. Durchaus konnte ich mich nicht an den Gedanken der Zuckerbäckerei, des Marzipans, der Bonbons, der Torten, der eingemachten Früchte u. ſ. w. gewöhnen. Eine ſeltſame Ideen-Combination ließ mir das Alles erſcheinen wie ſüßes beſchwichtigendes Zureden. Ungefähr: „Erſchrecken Sie nicht, Beſter! wir alle ſind liebe ſüße Kinderchen, aber der Donner wird gleich ein bischen einſchlagen.“ Dann dachte ich wieder: „Biſt du nicht ein recht wahnſinniger Thor, daß du das Gewöhnlichſte in das Wunderbare zu ziehen trachteſt, ſchelten deine Freunde dich nicht mit Recht einen überſpannten Geiſterſeher?“ — Das Haus blieb, wie es bei der angeblichen Beſtimmung auch nicht anders ſeyn konnte, immer unverändert, und ſo geſchah es, daß mein Blick ſich daran gewöhnte, und die tollen Gebilde, die ſonſt ordentlich aus den Mauern hervor zu ſchweben ſchienen, allmählig verſchwanden. Ein Zufall weckte alles, was eingeſchlummert, wieder auf. — Daß, unerachtet ich mich,

ſo gut es gehen wollte, ins Alltägliche gefügt hatte, ich doch nicht unterließ, das fabelhafte Haus im Auge zu behalten, das könnt Ihr Euch bei meiner Sinnesart, die nun einmal mit frommer ritterlicher Treue am Wunderbaren feſt hält, wohl denken. So geſchah es, daß ich eines Tages, als ich wie gewöhnlich zur Mittagsſtunde in der Allee luſtwandelte, meinen Blick auf die verhängten Fenſter des öden Hauſes richtete. Da bemerkte ich, daß die Gardine an dem letzten Fenſter dicht neben dem Conditorladen ſich zu bewegen begann. Eine Hand, ein Arm kam zum Vorſchein. Ich riß meinen Operngucker heraus und gewahrte nun deutlich die blendend weiße, ſchön geformte Hand eines Frauenzimmers, an deren kleinem Finger ein Brillant mit ungewöhnlichem Feuer funkelte, ein reiches Band blitzte an dem in üppiger Schönheit geründeten Arm. Die Hand ſetzte eine hohe ſeltſam geformte Kryſtallflaſche hin auf die Fenſterbank und verſchwand hinter dem Vorhange. Erſtarrt blieb ich ſtehen, ein ſonderbar bänglich wonniges Gefühl durchſtrömte mit elektriſcher Wärme mein Inneres, unverwandt blickte ich herauf nach dem verhängnißvollen Fenſter, und wohl mag ein ſehnſuchtsvoller Seufzer meiner Bruſt entflohen ſeyn. Ich wurde endlich wach und fand mich umringt von vielen Menſchen allerlei Standes, die ſo wie ich mit neugierigen Geſichtern herauf guckten. Das verdroß mich, aber gleich fiel mir ein, daß jedes Hauptſtadtvolk jenem gleiche, das zahllos vor dem Hauſe verſammelt, nicht zu gaffen und ſich darüber zu verwundern aufhören konnte, daß eine Schlafmütze aus dem ſechsten Stock herabgeſtürzt, ohne eine Maſche zu zerreißen. — Ich ſchlich mich leiſe fort, und der proſaiſche Dämon flüſterte mir ſehr vernehmlich in die Ohren, daß ſo eben die reiche, ſonntäglich geſchmückte Conditorsfrau eine geleerte Flaſche feinen Roſen-

waſſers o. ſ. auf die Fenſterbank geſtellt. — Seltner Fall! — mir kam urplötzlich ein ſehr geſcheuter Gedanke. — Ich kehrte um und gerade zu ein, in den leuchtenden Spiegelladen des dem öden Hauſe nachbarlichen Conditors. — Mit kühlendem Athem den heißen Schaum von der Chokolade wegblaſend, fing ich leicht hingeworfen an: In der That, Sie haben da nebenbei Ihre Anſtalt ſehr ſchön erweitert. — Der Conditor warf noch ſchnell ein paar bunte Bonbons in die Viertel-Tüte, und dieſe dem lieblichen Mädchen, das darnach verlangt, hinreichend, lehnte er ſich mit aufgeſtemmtem Arm weit über den Ladentiſch herüber und ſchaute mich mit ſolch' lächelnd fragendem Blick an, als habe er mich gar nicht verſtanden. Ich wiederholte, daß er ſehr zweckmäßig in dem benachbarten Hauſe ſeine Bäckerei angelegt, wiewohl das dadurch verödete Gebäude in der lebendigen Reihe der übrigen düſter und traurig abſteche. „Ei mein Herr!“ fing nun der Conditor an, „wer hat Ihnen denn geſagt, daß das Haus nebenan uns gehört? — Leider blieb jeder Verſuch es zu acquiriren vergebens, und am Ende mag es auch gut ſeyn, denn mit dem Hauſe nebenan hat es eine eigne Bewandtniß.“ — Ihr, meine treuen Freunde, könnt wohl denken, wie mich des Conditors Antwort ſpannte, und wie ſehr ich ihn bat, mir mehr von dem Hauſe zu ſagen. „Ja, mein Herr!“ ſprach er, „recht ſonderliches weiß ich ſelbſt nicht davon, ſo viel iſt aber gewiß, daß das Haus der Gräfin von S. gehört, die auf ihren Gütern lebt und ſeit vielen Jahren nicht in ***n geweſen iſt. Als noch keins der Prachtgebäude exiſtirte, die jetzt unſere Straße zieren, ſtand dies Haus, wie man mir erzählt hat, ſchon in ſeiner jetzigen Geſtalt da, und ſeit der Zeit wurd' es nur gerade vor dem gänzlichen Verfall geſichert. Nur zwei lebendige Weſen hauſen darin, ein ſteinalter men-

ſchenfeindlicher Hausverwalter und ein grämlicher lebensſatter Hund, der zuweilen auf dem Hinterhofe den Mond anheult. Nach der allgemeinen Sage ſoll es in dem öden Gebäude häßlich ſpuken, und in der That, mein Bruder (der Beſitzer des Ladens) und ich, wir beide haben in der Stille der Nacht, vorzüglich zur Weihnachtszeit, wenn uns unſer Geſchäft hier im Laden wach erhielt, oft ſeltſame Klagelaute vernommen, die offenbar ſich hier hinter der Mauer im Nebenhauſe erhoben. Und dann fing es an ſo häßlich zu ſcharren und zu rumoren, daß uns beiden ganz graulich zu Muthe wurde. Auch iſt es nicht lange her, daß ſich zur Nachtzeit ein ſolch ſonderbarer Geſang hören ließ, den ich Ihnen nun gar nicht beſchreiben kann. Es war offenbar die Stimme eines alten Weibes, die wir vernahmen, aber die Töne waren ſo gellend klar, und ließen in bunten Cadenzen und langen ſchneidenden Trillern ſo hoch hinauf, wie ich es, unerachtet ich doch in Italien, Frankreich und Deutſchland ſo viel Sängerinnen gekannt, noch nie gehört habe. Mir war ſo, als würden franzöſiſche Worte geſungen, doch konnt' ich das nicht genau unterſcheideu, und überhaupt das tolle geſpenſtige Singen nicht lange anhören, denn mir ſtanden die Haare zu Berge. Zuweilen, wenn das Geräuſch auf der Straße nachläßt, hören wir auch in der hintern Stube tiefe Seufzer, und dann ein dumpfes Lachen, das aus dem Boden hervor zu dröhnen ſcheint, aber das Ohr an die Wand gelegt, vernimmt man bald, daß es eben auch im Hauſe nebenan ſo ſeufzt und lacht. — Bemerken Sie — (er führte mich in das hintere Zimmer und zeigte durch's Fenſter) bemerken Sie jene eiſerne Röhre, die aus der Mauer hervor ragt, die raucht zuweilen ſo ſtark, ſelbſt im Sommer, wenn doch gar nicht geheizt wird, daß mein Bruder ſchon oft wegen Feuers-

gefahr mit dem alten Hausverwalter gezankt hat, der ſich aber damit entſchuldigt, daß er ſein Eſſen koche, was der aber eſſen mag, das weiß der Himmel, denn oft verbreitet ſich, eben wenn jene Röhre recht ſtark raucht, ein ſonderbarer ganz eigenthümlicher Geruch.“ — Die Glasthüre des Ladens knarrte, der Conditor eilte hinein und warf mir, nach der hineingetretenen Figur hinblickend, einen bedeutenden Blick zu. — Ich verſtand ihn vollkommen. Konnte denn die ſonderbare Geſtalt jemand anders ſeyn als der Verwalter des geheimnißvollen Hauſes? — Denkt Euch einen kleinen dürren Mann mit einem Mumienfarbnen Geſichte, ſpitzer Naſe, zuſammengekniffenen Lippen, grün funkelnden Katzenaugen, ſtetem wahnſinnigem Lächeln, altmodig mit aufgethürmtem Toupee und Klebelöckchen friſirtem ſtark gepudertem Haar, großem Haarbeutel, Poſtillion d’Amour, Kaffeebraunem altem verbleichtem, doch wohlgeſchontem, gebürſtetem Kleide, grauen Strümpfen, großen abgeſtumpften Schuhen mit Steinſchnällchen. Denkt Euch, daß dieſe kleine dürre Figur doch, vorzüglich was die übergroßen Fäuſte mit langen ſtarken Fingern betrifft, robuſt geformt iſt, und kräftig nach dem Ladentiſch hinſchreitet, dann aber ſtets lächelnd und ſtarr hinſchauend nach den in Kryſtallgläſern aufbewahrten Süßigkeiten mit ohnmächtiger klagender Stimme herausweint: „Ein Paar eingemachte Pomeranzen — ein Paar Makronen — ein Paar Zuckerkaſtanien ꝛc.“ Denkt Euch das und urtheilt ſelbſt, ob hier Grund war, Seltſames zu ahnen oder nicht. Der Conditor ſuchte alles, was der Alte gefordert, zuſammen. „Wiegen Sie, wiegen Sie, verehrter Herr Nachbar,“ jammerte der ſeltſame Mann, holte ächzend und keuchend einen kleinen ledernen Beutel aus der Taſche, und ſuchte mühſam Geld hervor. Ich bemerkte, daß das Geld, als er es auf den Ladentiſch auf-

zählte, aus verſchiedenen alten zum Theil ſchon ganz aus dem gewöhnlichen Cours gekommenen Münzſorten beſtand. Er that dabey ſehr kläglich und murmelte: „Süß — ſüß — ſüß ſoll nun alles ſeyn — ſüß meinethalben; der Satan ſchmiert ſeiner Braut Honig ums Maul — puren Honig.“ Der Conditor ſchaute mich lachend an, und ſprach dann zu dem Alten: „Sie ſcheinen nicht recht wohl zu ſeyn, ja, ja das Alter, das Alter, die Kräfte nehmen ab immer mehr und mehr.“ Ohne die Miene zu ändern rief der Alte mit erhöhter Stimme: „Alter? — Alter? — Kräfte abnehmen? — Schwach — matt werden! Ho ho — ho ho — ho ho!“ Und damit ſchlug er die Fäuſte zuſammen, daß die Gelenke knackten und ſprang, in der Luft eben ſo gewaltig die Füße zuſammenklappend, hoch auf, daß der ganze Laden dröhnte und alle Gläſer zitternd erklangen. Aber in dem Augenblick erhob ſich auch ein gräßliches Geſchrei, der Alte hatte den ſchwarzen Hund getreten, der hinter ihm her geſchlichen dicht an ſeine Füße geſchmiegt auf dem Boden lag. „Verruchte Beſtie! ſataniſcher Höllenhund,“ ſtöhnte leiſe im vorigen Ton der Alte, öffnete die Tüte und reichte dem Hunde eine große Makrone hin. Der Hund, der in ein menſchliches Weinen ausgebrochen, war ſogleich ſtill, ſetzte ſich auf die Hinterpfoten und knapperte an der Makrone wie ein Eichhörnchen. Beide waren zu gleicher Zeit fertig, der Hund mit ſeiner Makrone, der Alte mit dem Verſchließen und Einſtecken ſeiner Tüte. „Gute Nacht, verehrter Herr Nachbar,“ ſprach er jetzt, reichte dem Conditor die Hand, und drückte die des Conditors ſo, daß er laut aufſchrie vor Schmerz. „Der alte ſchwächliche Greis wünſcht Ihnen eine gute Nacht, beſter Herr Nachbar Conditor,“ wiederholte er dann und ſchritt zum Laden heraus, hinter ihm der ſchwarze Hund mit der Zunge die Makronenreſte vom Maule

wegleckend. Mich ſchien der Alte gar nicht bemerkt zu haben, ich ſtand da ganz erſtarrt vor Erſtaunen. „Sehn Sie,“ fing der Conditor an, „ſehen Sie, ſo treibt es der wunderliche Alte hier zuweilen, wenigſtens in vier Wochen zwey, dreymahl, aber nichts iſt aus ihm heraus zu bringen, als daß er ehemahls Kammerdiener des Grafen von S. war, daß er jetzt hier das Haus verwaltet, und jeden Tag (ſchon ſeit vielen Jahren) die Gräflich S—ſche Familie erwartet, weshalb auch nichts vermiethet werden kann. Mein Bruder ging ihm einmahl zu Leibe wegen des wunderlichen Getöns zur Nachtzeit, da ſprach er aber ſehr gelaſſen: „Ja! — die Leute ſagen alle, es ſpuke im Hauſe, glauben Sie es aber nicht, es thut nicht wahr ſeyn.“ — Die Stunde war gekommen, in der der gute Ton gebot, dieſen Laden zu beſuchen, die Thür öffnete ſich, elegante Welt ſtrömte hinein und ich konnte nicht weiter fragen. —

So viel ſtand nun feſt, daß die Nachrichten des Grafen P. über das Eigenthum und die Benutzung des Hauſes falſch waren, daß der alte Verwalter daſſelbe ſeines Läugnens unerachtet nicht allein bewohnte, und daß ganz gewiß irgend ein Geheimniß vor der Welt dort verhüllt werden ſollte. Mußte ich denn nicht die Erzählung von dem ſeltſamen, ſchauerlichen Geſange mit dem Erſcheinen des ſchönen Arms am Fenſter in Verbindung ſetzen? Der Arm ſaß nicht, konnte nicht ſitzen an dem Leibe eines alten verſchrumpften Weibes, der Geſang nach des Conditors Beſchreibung nicht aus der Kehle des jungen blühenden Mädchens kommen. Doch für das Merkzeichen des Arms entſchieden, konnt' ich leicht mich ſelbſt überreden, daß vielleicht nur eine akuſtiſche Täuſchung die Stimme alt und gellend klingen laſſen, und daß eben ſo vielleicht nur des, vom Graulichen befangenen, Conditors trügliches Ohr die Töne ſo

vernommen. — Nun dacht' ich an den Rauch, den ſeltſamen Geruch, an die wunderlich geformte Kryſtallflaſche, die ich ſah, und bald ſtand das Bild eines herrlichen, aber in verderblichen Zauberdingen befangenen Geſchöpfs mir lebendig vor Augen. Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeiſter, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräflich S—ſchen Familie geworden, nun auf ſeine eigne Hand in dem verödeten Hauſe Unheilbringendes Weſen trieb. Meine Fantaſie war im Arbeiten und noch in ſelbiger Nacht nicht ſowohl im Traum, als im Deliriren des Einſchlafens, ſah ich deutlich die Hand mit dem funkelnden Diamant am Finger, den Arm mit der glänzenden Spange. Wie aus dünnen grauen Nebeln trat nach und nach ein holdes Antlitz mit wehmüthig flehenden blauen Himmelsaugen, dann die ganze wunderherrliche Geſtalt eines Mädchens, in voller anmuthiger Jugendblüthe hervor. Bald bemerkte ich, daß das, was ich für Nebel hielt, der feine Dampf war, der aus der Kryſtallflaſche, die die Geſtalt in den Händen hielt, in ſich kreiſelndem Gewirbel emporſtieg. „O du holdes Zauberbild," rief ich voll Entzücken, „o du holdes Zauberbild, thu' es mir kund, wo du weilſt, was dich gefangen hält? — O wie du mich ſo voll Wehmuth und Liebe anblickſt! — Ich weiß es, die ſchwarze Kunſt iſt es, die dich befangen, du biſt die unglückſelige Sklavin des boshaften Teufels, der herumwandelt kaffeebraun und behaarbeutelt in Zuckerladen und in gewaltigen Sprüngen alles zerſchmeißen will und Höllenhunde tritt, die er mit Makronen füttert, nachdem ſie den sataniſchen Murki im fünfachtel Takt abgeheult. — O ich weiß ja Alles, du holdes, anmuthiges Weſen! — Der Diamant iſt der Reflex innerer Gluth! — ach hätt'ſt du ihn nicht mit deinem Herzblut getränkt, wie könnt' er ſo funkeln, ſo tauſendfarbig

ſtrahlen in den allerherrlichſten Liebestönen, die je ein Sterblicher vernommen. — Aber ich weiß es wohl, das Band, was deinen Arm umſchlingt, iſt das Glied einer Kette, von der der Kaffeebraune ſpricht, ſie ſey magnetiſch — Glaub' es nicht Herrliche! — ich ſehe ja, wie ſie herabhängt in die, von blauem Feuer glühende Retorte. — Die werf' ich um und du biſt befreit! — Weiß ich denn nicht Alles — weiß ich denn nicht Alles, du Liebliche? Aber nun, Jungfrau! — nun öffne den Roſenmund, o ſage" — In dem Augenblick griff eine knotige Fauſt über meine Schulter weg nach der Kryſtallflaſche, die in tauſend Stücke zerſplittert in der Luft verſtäubte. Mit einem leiſen Ton dumpfer Wehklage war die anmuthige Geſtalt verſchwunden in finſtrer Nacht. — Ha! — ich merk es an Euerm Lächeln, daß Ihr ſchon wieder in mir den träumeriſchen Geiſterſeher findet, aber verſichern kann ich Euch, daß der ganze Traum, wollt Ihr nun einmahl nicht abgehen von dieſer Benennung, den vollendeten Charakter der Viſion hatte. Doch da ihr fortfahrt, mich ſo im proſaiſchen Unglauben anzulächeln, ſo will ich lieber gar nichts mehr davon ſagen, ſondern nur raſch weiter gehen. — Kaum war der Morgen angebrochen als ich voll Unruhe und Sehnſucht nach der Allee lief, und mich hinſtellte vor das öde Haus! — Außer den innern Vorhängen waren noch dichte Jalouſien vorgezogen. Die Straße war noch völlig menſchenleer, ich trat dicht an die Fenſter des Erdgeſchoſſes und horchte und horchte, aber kein Laut ließ ſich hören, ſtill blieb es wie im tiefen Grabe. — Der Tag kam herauf, das Gewerbe rührte ſich, ich mußte fort. Was ſoll ich Euch damit ermüden, wie ich viele Tage hindurch das Haus zu jeder Zeit umſchlich, ohne auch nur das mindeſte zu entdecken, wie alle Erkundigung, alles Forſchen zu keiner beſtimmten Notiz

führte, und wie endlich das ſchöne Bild meiner Viſion zu verblaſſen begann. — Endlich, als ich einſt am ſpäten Abend von einem Spaziergange heimkehrend bey dem öden Hauſe herangekommen, bemerkte ich, daß das Thor halb geöffnet war; ich ſchritt heran, der Kaffeebraune guckte heraus. Mein Entſchluß war gefaßt. „Wohnt nicht der Geheime Finanzrath Binder hier in dieſem Hauſe?“ So frug ich den Alten, indem ich ihn beinahe zurückdrängend in den, von einer Lampe matt erleuchteten Vorſaal trat. Der Alte blickte mich an mit ſeinem ſtehenden Lächeln und ſprach leiſe und gezogen: „Nein, der wohnt nicht hier, hat niemahls hier gewohnt, wird niemahls hier wohnen, wohnt auch in der ganzen Allee nicht. — Aber die Leute ſagen, es ſpuke hier in dieſem Hauſe, jedoch kann ich verſichern, daß es nicht wahr iſt, es iſt ein ruhiges, hübſches Haus, und morgen zieht die gnädige Gräfin von S. ein und — Gute Nacht, mein lieber Herr!“ — Damit manövrirte mich der Alte zum Hauſe hinaus, und verſchloß hinter mir das Thor. Ich vernahm, wie er keuchend und huſtend mit dem klirrenden Schlüſſelbunde über den Flur wegſcharrte und dann Stufen, wie mir vorkam, herabſtieg. Ich hatte in der kurzen Zeit ſo viel bemerkt, daß der Flur mit alten bunten Tapeten behängt, und wie ein Saal mit großen, mit rothem Damaſt beſchlagenen Lehnſeſſeln möblirt war, welches denn doch ganz verwunderlich ausſah.

Nun gingen, wie geweckt durch mein Eindringen in das geheimnißvolle Haus, die Abenteuer auf! — Denkt Euch, denkt Euch, ſo wie ich den andern Tag in der Mittagsſtunde die Allee durchwandere und mein Blick ſchon in der Ferne ſich unwillkürlich nach dem öden Hauſe richtet, ſehe ich an dem letzten Fenſter des obern Stocks etwas ſchimmern. — Näher getreten

bemerke ich, daß die äußere Jalouſie ganz, der innere Vorhang halb aufgezogen iſt. Der Diamant funkelt mir entgegen. — O Himmel! geſtützt auf den Arm blickt mich wehmüthig flehend jenes Antlitz meiner Viſion an. — War es möglich in der auf und abwogenden Maſſe ſtehen zu bleiben? — In dem Augenblick fiel mir die Bank ins Auge, die für die Luſtwandler in der Allee in der Richtung des öden Hauſes, wiewohl man ſich darauf niederlaſſend dem Hauſe den Rücken kehrte, angebracht war. Schnell ſprang ich in die Allee, und mich über die Lehne der Bank wegbeugend konnt' ich nun ungeſtört nach dem verhängnißvollen Fenſter ſchauen. Ja! Sie war es, das anmuthige, holdſelige Mädchen, Zug für Zug! — Nur ſchien ihr Blick ungewiß. — Nicht nach mir, wie es vorhin ſchien, blickte ſie, vielmehr hatten die Augen etwas todtſtarres, und die Täuſchung eines lebhaft gemahlten Bildes wäre möglich geweſen, hätten ſich nicht Arm und Hand zuweilen bewegt. Ganz verſunken in den Anblick des verwunderlichen Weſens am Fenſter, das mein Innerſtes ſo ſeltſam aufregte, hatte ich nicht die quäkende Stimme des italieniſchen Tabuletkrämers gehört, der mir vielleicht ſchon lange unaufhörlich ſeine Waaren anbot. Er zupfte mich endlich am Arm; ſchnell mich umdrehend, wies ich ihn ziemlich hart und zornig ab. Er ließ aber nicht nach mit Bitten und Quälen. Noch gar nichts habe er heute verdient, nur ein Paar Bleifedern, ein Bündelchen Zahnſtocher möge ich ihm abkaufen. Voller Ungeduld, den Ueberläſtigen nur geſchwind los zu werden, griff ich in die Taſche nach dem Geldbeutel. Mit den Worten: „Auch hier hab' ich noch ſchöne Sachen!“ zog er den untern Schub ſeines Kaſtens heraus, und hielt mir einen kleinen runden Taſchenſpiegel, der in dem Schub unter andern Gläſern lag, in kleiner Entfernung ſeit-

wärts vor. — Ich erblickte das öde Haus hinter mir, das Fenſter und in den ſchärfſten deutlichſten Zügen die holde Engelsgeſtalt meiner Viſion — Schnell kauft' ich den kleinen Spiegel, der mir es nun möglich machte, in bequemer Stellung, ohne den Nachbarn aufzufallen, nach dem Fenſter hinzuſchauen. — Doch, indem ich nun länger und länger das Geſicht im Fenſter anblickte, wurd' ich von einem ſeltſamen, ganz unbeſchreiblichen Gefühl, das ich beinahe waches Träumen nennen möchte, befangen. Mir war es, als lähme eine Art Starrſucht nicht ſowohl mein ganzes Regen und Bewegen als vielmehr nur meinen Blick, den ich nun niemahls mehr würde abwenden können von dem Spiegel. Mit Beſchämung muß ich Euch bekennen, daß mir jenes Ammenmährchen einfiel, womit mich in früher Kindheit meine Wart'frau augenblicklich zu Bette trieb, wenn ich mich etwa gelüſten ließ, Abends vor dem großen Spiegel in meines Vaters Zimmer ſtehen zu bleiben und hinein zu gucken. Sie ſagte nehmlich, wenn Kinder Nachts in den Spiegel blickten, gucke ein fremdes, garſtiges Geſicht heraus, und der Kinder Augen blieben dann erſtarrt ſtehen. Mir war das ganz entſetzlich grauſich, aber in vollem Grauſen konnt' ich doch oft nicht unterlaſſen, wenigſtens nach dem Spiegel hin zu blinzeln, weil ich neugierig war auf das fremde Geſicht. Einmahl glaubt' ich ein paar gräßliche glühende Augen aus dem Spiegel fürchterlich herausfunkeln zu ſehen, ich ſchrie auf und ſtürzte dann ohnmächtig nieder. In dieſem Zufall brach eine langwierige Krankheit aus, aber noch jetzt iſt es mir, als hätten jene Augen mich wirklich angefunkelt. — Kurz alles dieſes tolle Zeug aus meiner frühen Kindheit fiel mir ein, Eiskälte bebte durch meine Adern — ich wollte den Spiegel von mir ſchleudern — ich vermocht' es nicht — nun blickten mich

die Himmelsaugen der holden Geſtalt an — ja ihr Blick war auf mich gerichtet und ſtrahlte bis ins Herz hinein. Jenes Grauſen, das mich plötzlich ergriffen, ließ von mir ab und gab Raum dem wonnigen Schmerz ſüßer Sehnſucht, die mich mit elektriſcher Wärme durchglühte. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ ſprach eine Stimme neben mir. Ich erwachte aus dem Traum und war nicht wenig betroffen, als ich neben mir von beiden Seiten mich zweideutig anlächelnde Geſichter erblickte. Mehrere Perſonen hatten auf derſelben Bank Platz genommen, und nichts war gewiſſer, als daß ich ihnen mit dem ſtarren Hineinblicken in den Spiegel und vielleicht auch mit einigen ſeltſamen Geſichtern, die ich in meinem exaltirten Zuſtande ſchnitt, auf meine Koſten ein ergötzliches Schauſpiel gegeben. „Sie haben da einen niedlichen Spiegel,“ wiederholte der Mann, als ich nicht antwortete, mit einem Blick, der jener Frage noch hinzufügte: „Aber ſagen Sie mir, was ſoll das wahnſinnige Hineinſtarren, erſcheinen Ihnen Geiſter“ ꝛc. Der Mann, ſchon ziemlich hoch in Jahren, ſehr ſauber gekleidet, hatte im Ton der Rede, im Blick etwas ungemein Gutmüthiges und Zutrauen Erweckendes. Ich nahm gar keinen Anſtand, ihm geradehin zu ſagen, daß ich im Spiegel ein wundervolles Mädchen erblickt, das hinter mir im Fenſter des öden Hauſes gelegen. — Noch weiter ging ich, ich fragte den Alten, ob er nicht auch das holde Antlitz geſehen. „Dort drüben? — in dem alten Hauſe — in dem letzten Fenſter?“ ſo fragte mich nun wieder ganz verwundert der Alte. „Allerdings, allerdings,“ ſprach ich; da lächelte der Alte ſehr und fing an: „Nun das iſt doch eine wunderliche Täuſchung — nun meine alten Augen — Gott ehre mir meine alten Augen. Ei ei, mein Herr, wohl habe ich mit unbewaffnetem Auge das hübſche Ge-

ſicht dort im Fenſter geſehen, aber es war ja ein, wie es mir ſchien, recht gut und lebendig in Oel gemahltes Portrait." Schnell drehte ich mich um nach dem Fenſter, alles war verſchwunden, die Jalouſie herunter gelaſſen. „Ja!" fuhr der Alte fort, „ja, mein Herr, nun iſt's zu ſpät, ſich davon zu überzeugen, denn eben nahm der Bediente, der dort, wie ich weiß, als Caſtellan das Abſteigequartier der Gräfin von S. ganz allein bewohnt, das Bild, nachdem er es abgeſtäubt, vom Fenſter fort und ließ die Jalouſie herunter." „War es denn gewiß ein Bild?" fragte ich nochmahls ganz beſtürzt. „Trauen Sie meinen Augen," erwiederte der Alte. „Daß Sie nur den Reflex des Bildes im Spiegel ſahen, vermehrte gewiß ſehr die optiſche Täuſchung und — wie ich noch in Ihren Jahren war, hätt' ich nicht auch das Bild eines ſchönen Mädchens, kraft meiner Fantaſie, ins Leben gerufen?" „Aber Hand und Arm bewegten ſich doch," fiel ich ein. „Ja, ja, ſie regten ſich, alles regte ſich," ſprach der Alte, lächelnd und ſanft mich auf die Schulter klopfend. Dann ſtand er auf und verließ mich, höflich ſich verbeugend, mit den Worten: „Nehmen Sie Sich doch vor Taſchenſpiegeln in Acht, die ſo häßlich lügen. — Ganz gehorſamſter Diener." — Ihr könnt denken, wie mir zu Muthe war, als ich mich ſo als einen thörichten, blödſichtigen Fantaſten behandelt ſah. Mir kam die Ueberzeugung, daß der Alte Recht hatte, und daß nur in mir ſelbſt das tolle Gaukelſpiel aufgegangen, das mich mit dem öden Hauſe, zu meiner eignen Beſchämung, ſo garſtig myſtifizirte.

Ganz voller Unmuth und Verdruß lief ich nach Hauſe, feſt entſchloſſen, mich ganz los zu ſagen von jedem Gedanken an die Myſterien des öden Hauſes, und wenigſtens einige Tage

hindurch die Allee zu vermeiden. Dies hielt ich treulich, und kam noch hinzu, daß mich den Tag über dringend gewordene Geſchäfte am Schreibtiſch, an den Abenden aber geiſtreiche fröhliche Freunde in ihrem Kreiſe feſthielten, ſo mußt' es wohl geſchehen, daß ich beinahe gar nicht mehr an jene Geheimniſſe dachte. Nur begab es ſich in dieſer Zeit, daß ich zuweilen aus dem Schlaf auffuhr, wie plötzlich durch äußere Berührung geweckt, und dann war es mir doch deutlich, daß nur der Gedanke an das geheimnißvolle Weſen, das ich in meiner Viſion und in dem Fenſter des öden Hauſes erblickt, mich geweckt hatte. Ja ſelbſt während der Arbeit, während der lebhafteſten Unterhaltung mit meinen Freunden, durchfuhr mich oft plötzlich, ohne weitern Anlaß, jener Gedanke, wie ein elektriſcher Blitz. Doch waren dies nur ſchnell vorübergehende Momente. Den kleinen Taſchenſpiegel, der mir ſo täuſchend das anmuthige Bildniß reflektirt, hatte ich zum proſaiſchen Hausbedarf beſtimmt. Ich pflegte mir vor demſelben die Halsbinde feſt zu knüpfen. So geſchah es, daß er mir, als ich einſt dies wichtige Geſchäft abthun wollte, blind ſchien, und ich ihn nach bekannter Methode anhauchte, um ihn dann hell zu poliren. — Alle meine Pulſe ſtockten, mein Innerſtes bebte vor wonnigem Grauen! — ja ſo muß ich das Gefühl nennen, das mich übermannte, als ich, ſo wie mein Hauch den Spiegel überlief, im bläulichen Nebel das holde Antlitz ſah, das mich mit jenem wehmüthigen, das Herz durchbohrenden Blick anſchaute! — Ihr lacht? — Ihr ſeid mit mir fertig, ihr haltet mich für einen unheilbaren Träumer, aber ſprecht, denkt was ihr wollt, genug, die Holde blickte mich an aus dem Spiegel, aber ſo wie der Hauch zerrann, verſchwand das Geſicht in dem Funkeln des Spiegels. — Ich will Euch nicht ermüden, ich will Euch nicht herzählen alle Mo-

mente, die ſich, einer aus dem andern, entwickelten. Nur ſo viel will ich ſagen, daß ich unaufhörlich die Verſuche mit dem Spiegel erneuerte, daß es mir oft gelang, das geliebte Bild durch meinen Hauch hervor zu rufen, daß aber manchmahl die angeſtrengteſten Bemühungen ohne Erfolg blieben. Dann rannte ich wie wahnſinnig auf und ab vor dem öden Hauſe und ſtarrte in die Fenſter, aber kein menſchliches Weſen wollte ſich zeigen. — Ich lebte nur in dem Gedanken an Sie, alles übrige war abgeſtorben für mich, ich vernachläſſigte meine Freunde, meine Studien. — Dieſer Zuſtand, wollte er in mildern Schmerz, in träumeriſche Sehnſucht übergehen, ja ſchien es, als wolle das Bild an Leben und Kraft verlieren, wurde oft bis zur höchſten Spitze geſteigert, durch Momente, an die ich noch jetzt mit tiefem Entſetzen denke. — Da ich von einem Seelenzuſtande rede, der mich hätte ins Verderben ſtürzen können, ſo iſt für Euch, Ihr Ungläubigen, da nichts zu belächeln und zu beſpötteln, hört und fühlt mit mir, was ich ausgeſtanden. — Wie geſagt, oft, wenn jenes Bild ganz verblaßt war, ergriff mich ein körperliches Uebelbefinden, die Geſtalt trat, wie ſonſt niemahls, mit einer Lebendigkeit, mit einem Glanz hervor, daß ich ſie zu erfaſſen wähnte. Aber dann kam es mir auf grauliche Weiſe vor, ich ſey ſelbſt die Geſtalt, und von den Nebeln des Spiegels umhüllt und umſchloſſen. Ein empfindlicher Bruſtſchmerz, und dann gänzliche Apathie endigte den peinlichen Zuſtand, der immer eine, das innerſte Mark wegzehrende Erſchöpfung hinterließ. In dieſen Momenten mißlang jeder Verſuch mit dem Spiegel, hatte ich mich aber erkräftigt, und trat dann das Bild wieder lebendig aus dem Spiegel hervor, ſo mag ich nicht leugnen, daß ſich damit ein beſonderer, mir ſonſt fremder phyſiſcher Reiz verband. — Dieſe ewige Spannung

wirkte gar verderblich auf mich ein, blaß wie der Tod und zerſtört im ganzen Weſen ſchwankte ich umher, meine Freunde hielten mich für krank, und ihre ewigen Mahnungen brachten mich endlich dahin, über meinen Zuſtand, ſo wie ich es nur vermochte, ernſtlich nachzuſinnen. War es Abſicht oder Zufall, daß einer der Freunde, welcher Arzneikunde ſtudirte, bei einem Beſuch Reils Buch über Geiſteszerrüttungen zurückließ. Ich fing an zu leſen, das Werk zog mich unwiderſtehlich an, aber wie ward mir, als ich in allem, was über fixen Wahnſinn geſagt wird, mich ſelbſt wieder fand! — Das tiefe Entſetzen, das ich, mich ſelbſt auf dem Wege zum Tollhauſe erblickend, empfand, brachte mich zur Beſinnung und zum feſten Entſchluß, den ich raſch ausführte. Ich ſteckte meinen Taſchenſpiegel ein und eilte ſchnell zu dem Doktor K., berühmt durch ſeine Behandlung und Heilung der Wahnſinnigen, durch ſein tieferes Eingehen in das pſychiſche Prinzip, welches oft ſogar körperliche Krankheiten hervorzubringen und wieder zu heilen vermag. Ich erzählte ihm Alles, ich verſchwieg ihm nicht den kleinſten Umſtand und beſchwor ihn mich zu retten, von dem ungeheuern Schickſal, von dem bedroht ich mich glaubte. Er hörte mich ſehr ruhig an, doch bemerkte ich wohl in ſeinem Blick tiefes Erſtaunen. „Noch,“ fing er an, „noch iſt die Gefahr keinesweges ſo nahe als Sie glauben und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich ſie ganz abzuwenden vermag. Daß Sie auf unerhörte Weiſe pſychiſch angegriffen ſind, leidet gar keinen Zweifel, aber die völlige klare Erkenntniß dieſes Angriffs irgend eines böſen Prinzips giebt Ihnen ſelbſt die Waffen in die Hand, ſich dagegen zu wehren. Laſſen Sie mir Ihren Taſchenſpiegel, zwingen Sie ſich zu irgend einer Arbeit, die Ihre Geiſteskräfte in Anſpruch nimmt, meiden Sie die Allee,

arbeiten Sie von der Frühe an, ſo lange Sie es nur auszuhalten vermögen, dann aber, nach einem tüchtigen Spaziergange, fort in die Geſellſchaft Ihrer Freunde, die Sie ſo lange vermißt. Eſſen Sie nahrhafte Speiſen, trinken Sie ſtarken kräftigen Wein. Sie ſehen, daß ich blos die fixe Idee, das heißt, die Erſcheinung des Sie bethörenden Antlitzes im Fenſter des öden Hauſes und im Spiegel vertilgen, Ihren Geiſt auf andere Dinge leiten und Ihren Körper ſtärken will. Stehen Sie ſelbſt meiner Abſicht redlich bei." — Es wurde mir ſchwer, mich von dem Spiegel zu trennen, der Arzt, der ihn ſchon genommen, ſchien es zu bemerken, er hauchte ihn an und frug, indem er mir ihn vorhielt: „Sehen Sie etwas?" „Nicht das Mindeſte," erwiederte ich, wie es ſich auch in der That verhielt. „Hauchen Sie den Spiegel an," ſprach dann der Arzt, indem er mir den Spiegel in die Hand gab. Ich that es, das Wunderbild trat deutlicher als je hervor. „Da iſt ſie," rief ich laut. Der Arzt ſchaute hinein und ſprach dann: „ich ſehe nicht das Mindeſte, aber nicht verheelen mag ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als ich in Ihren Spiegel ſahe, einen unheimlichen Schauer fühlte, der aber gleich vorüberging. Sie bemerken, daß ich ganz aufrichtig bin, und eben deshalb wohl Ihr ganzes Zutrauen verdiene. Wiederholen Sie doch den Verſuch." Ich that es, der Arzt umfaßte mich, ich fühlte ſeine Hand auf dem Rückenwirbel. — Die Geſtalt kam wieder, der Arzt, mit mir in den Spiegel ſchauend erblaßte, dann nahm er mir den Spiegel aus der Hand, ſchauete nochmals hinein, verſchloß ihn in dem Pult, und kehrte erſt, als er einige Sekunden hindurch die Hand vor der Stirn ſchweigend da geſtanden, zu mir zurück. „Befolgen Sie," fing er an, „befolgen Sie genau meine Vorſchriften. Ich darf Ihnen bekennen, daß jene

Momente, in denen Sie außer ſich ſelbſt geſetzt Ihr eignes Ich in phyſiſchem Schmerz fühlten, mir noch ſehr geheimnißvoll ſind, aber ich hoffe Ihnen recht bald mehr darüber ſagen zu können.“ — Mit feſtem, unabänderlichem Willen, ſo ſchwer es mir auch ankam, lebte ich zur Stunde den Vorſchriften des Arztes gemäß, und ſo ſehr ich auch bald den wohlthätigen Einfluß anderer Geiſtesanſtrengung und der übrigen verordneten Diät verſpürte, ſo blieb ich doch nicht frei von jenen furchtbaren Anfällen, die Mittags um zwölf Uhr, viel ſtärker aber Nachts um zwölf Uhr ſich einzuſtellen pflegten. Selbſt in munterer Geſellſchaft bey Wein und Geſang war es oft, als durchführen plötzlich mein Inneres ſpitzige glühende Dolche, und alle Macht des Geiſtes reichte dann nicht hin zum Widerſtande, ich mußte mich entfernen und durfte erſt wiederkehren, wenn ich aus dem Ohnmachtähnlichen Zuſtande erwacht. — Es begab ſich, daß ich mich einſt bey einer Abendgeſellſchaft befand, in der über pſychiſche Einflüſſe und Wirkungen, über das dunkle unbekannte Gebiet des Magnetismus geſprochen wurde. Man kam vorzüglich auf die Möglichkeit der Einwirkung eines entfernten pſychiſchen Prinzips, ſie wurde aus vielen Beiſpielen bewieſen, und vorzüglich führte ein junger, dem Magnetismus ergebener, Arzt an, daß er, wie mehrere andere, oder vielmehr wie alle kräftige Magnetiſeurs, es vermöge, aus der Ferne bloß durch den feſtfixirten Gedanken und Willen auf ſeine Somnambulen zu wirken. Alles was Kluge, Schubert, Bartels u. m. darüber geſagt haben, kam nach und nach zum Vorſchein. „Das Wichtigſte,“ fing endlich einer der Anweſenden, ein als ſcharfſinniger Beobachter bekannter Mediziner, an, „das Wichtigſte von Allem bleibt mir immer, daß der Magnetismus manches Geheimniß, das wir als gemeine ſchlichte

Lebenserfahrung nun eben für kein Geheimniß erkennen wollen, zu erſchließen ſcheint. Nur müſſen wir freilich behutſam zu Werke gehn. — Wie kommt es denn, daß ohne allen äußern oder innern uns bekannten Anlaß, ja unſere Ideenkette zerreißend, irgend eine Perſon, oder wohl gar das treue Bild irgend einer Begebenheit ſo lebendig, ſo ſich unſers ganzen Ichs bemeiſternd uns in den Sinn kommt, daß wir ſelbſt darüber erſtaunen. Am merkwürdigſten iſt es, daß wir oft im Traume auffahren. Das ganze Traumbild iſt in den ſchwarzen Abgrund verſunken, und im neuen, von jenem Bilde ganz unabhängigen Traum tritt uns mit voller Kraft des Lebens ein Bild entgegen, das uns in ferne Gegenden verſetzt und plötzlich ſcheinbar uns ganz fremd gewordene Perſonen, an die wir ſeit Jahren nicht mehr dachten, uns entgegenführt. Ja, noch mehr! oft ſchauen wir auf eben die Weiſe ganz fremde unbekannte Perſonen, die wir vielleicht Jahre nachher erſt kennen lernen. Das bekannte: Mein Gott, der Mann, die Frau, kommt mir ſo zum Erſtaunen bekannt vor, ich dächt' ich hätt' ihn, ſie, ſchon irgendwo geſehen, iſt vielleicht, da dies oft ſchlechterdings unmöglich, die dunkle Erinnerung an ein ſolches Traumbild. Wie wenn dies plötzliche Hineinſpringen fremder Bilder in unſere Ideenreihe, die uns gleich mit beſonderer Kraft zu ergreifen pflegen, eben durch ein fremdes pſychiſches Prinzip veranlaßt würde? Wie wenn es dem fremden Geiſte unter gewiſſen Umſtänden möglich wäre, den magnetiſchen Rapport auch ohne Vorbereitung ſo herbei zu führen, daß wir uns willenlos ihm fügen müßten?" „So kämen wir," fiel ein Anderer lachend ein, „mit einem gar nicht zu großen Schritt auf die Lehre von Verhexungen, Zauberbildern, Spiegeln und andern unſinnigen abergläubiſchen Fantaſtereien längſt verjährter alberner Zeit." „Ei," unter=

brach der Mediziner den Ungläubigen, „keine Zeit kann verjähren und noch viel weniger hat es jemahls eine alberne Zeit gegeben, wenn wir nicht etwa jede Zeit, in der Menſchen zu denken ſich unterfangen mögen, mithin auch die unſrige, für albern erkennen wollen. — Es iſt ein eignes Ding, etwas geradezu wegläugnen zu wollen, was oft ſogar durch ſtreng juriſtiſch geführten Beweis feſtgeſtellt iſt, und ſo wenig ich der Meinung bin, daß in dem dunklen geheimnißvollen Reiche, welches unſeres Geiſtes Heimath iſt, auch nur ein einziges, unſerm blöden Auge recht hell leuchtendes Lämpchen brennt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß uns die Natur das Talent und die Neigung der Maulwürfe nicht verſagt hat. Wir ſuchen, verblindet wie wir ſind, uns weiter zu arbeiten auf finſtern Wegen. Aber ſo wie der Blinde auf Erden an dem flüſternden Rauſchen der Bäume, an dem Murmeln und Plätſchern des Waſſers, die Nähe des Waldes, der ihn in ſeinen kühlenden Schatten aufnimmt, des Baches, der den Durſtenden labt, erkennt, und ſo das Ziel ſeiner Sehnſucht erreicht, ſo ahnen wir an dem tönenden Flügelſchlag unbekannter, uns mit Geiſterathem berührender Weſen, daß der Pilgergang uns zur Quelle des Lichts führt, vor dem unſere Augen ſich aufthun!“ — Ich konnte mich nicht länger halten; „Sie ſtatuiren alſo,“ wandte ich mich zu dem Mediziner, „die Einwirkung eines fremden geiſtigen Prinzips, dem man ſich willenlos fügen muß?“ „Ich halte,“ erwiederte der Mediziner, „ich halte, um nicht zu weit zu gehen, dieſe Einwirkung nicht allein für möglich, ſondern auch andern, durch den magnetiſchen Zuſtand deutlicher gewordenen Operationen des pſychiſchen Prinzips für ganz homogen.“ „So könnt' es auch,“ fuhr ich fort, „dämoniſchen Kräften verſtattet ſeyn, feindlich verderbend auf uns zu wir-

ken?" „Schnöde Kunſtſtücke gefallner Geiſter," erwiederte der Mediziner lächelnd. — „Nein, denen wollen wir nicht erliegen. Und überhaupt bitt' ich, meine Andeutungen für nichts anders zu nehmen, als eben nur für Andeutungen, denen ich noch hinzufüge, daß ich keinesweges an unbedingte Herrſchaft eines geiſtigen Prinzips über das andere glauben, ſondern vielmehr annehmen will, daß entweder irgend eine Abhängigkeit, Schwäche des innern Willens, oder eine Wechſelwirkung Statt finden muß, die jener Herrſchaft Raum giebt." „Nun erſt," fing ein ältlicher Mann an, der ſo lange geſchwiegen und nur aufmerkſam zugehört, „nun erſt kann ich mich mit Ihren ſeltſamen Gedanken über Geheimniſſe, die uns verſchloſſen bleiben ſollen, einigermaßen befreunden. Gibt es geheimnißvolle thätige Kräfte, die mit bedrohlichen Angriffen auf uns zutreten, ſo kann uns dagegen nur irgend eine Abnormität im geiſtigen Organism Kraft und Muth zum ſieghaften Widerſtande rauben. Mit einem Wort, nur geiſtige Krankheit — die Sünde macht uns unterthan dem dämoniſchen Prinzip. Merkwürdig iſt es, daß von den älteſten Zeiten her die den Menſchen im Innerſten verſtörendſte Gemüthsbewegung es war, an der ſich dämoniſche Kräfte übten. Ich meine nichts anders als die Liebesverzauberungen, von denen alle Chroniken voll ſind. In tollen Hexenprozeſſen kommt immer dergleichen vor, und ſelbſt in dem Geſetzbuch eines ſehr aufgeklärten Staats wird von den Liebestränken gehandelt, die inſofern auch rein pſychiſch zu wirken beſtimmt ſind, als ſie nicht Liebesluſt im Allgemeinen erwecken, ſondern unwiderſtehlich an eine beſtimmte Perſon bannen ſollen. Ich werde in dieſen Geſprächen an eine tragiſche Begebenheit erinnert, die ſich in meinem eignen Hauſe vor weniger Zeit zutrug. Als Bonaparte unſer Land

mit ſeinen Truppen überſchwemmt hatte, wurde ein Obriſter von der italieniſchen Nobelgarde bei mir einquartirt. Er war einer von den wenigen Offizieren der ſogenannten großen Armee, die ſich durch ein ſtilles beſcheidnes edles Betragen auszeichneten. Sein todtbleiches Geſicht, ſeine düſtern Augen zeugten von Krankheit oder tiefer Schwermuth. Nur wenige Tage war er bei mir, als ſich auch der beſondere Zufall kund that, von dem er behaftet. Eben befand ich mich auf ſeinem Zimmer, als er plötzlich mit tiefen Seufzern die Hand auf die Bruſt, oder vielmehr auf die Stelle des Magens legte, als empfinde er tödtliche Schmerzen. Er konnte bald nicht mehr ſprechen, er war genöthigt ſich in den Sopha zu werfen, dann aber verloren plötzlich ſeine Augen die Sehkraft und er erſtarrte zur bewußtloſen Bildſäule. Mit einem Ruck wie aus dem Traume auffahrend, erwachte er endlich, aber vor Mattigkeit konnte er mehrere Zeit hindurch ſich nicht regen und bewegen. Mein Arzt, den ich ihm ſandte, behandelte ihn, nachdem andere Mittel fruchtlos geblieben, magnetiſch, und dies ſchien zu wirken; wiewohl der Arzt bald davon ablaſſen mußte, da er ſelbſt beim Magnetiſiren des Kranken von einem unerträglichen Gefühl des Uebelſeyns ergriffen wurde. Er hatte übrigens des Obriſten Zutrauen gewonnen, und dieſer ſagte ihm, daß in jenen Momenten ſich ihm das Bild eines Frauenzimmers nahe, die er in Piſa gekannt; dann würde es ihm als wenn ihre glühenden Blicke in ſein Inneres führen, und er fühle die unerträglichſten Schmerzen, bis er in völlige Bewußtloſigkeit verſinke. Aus dieſem Zuſtande bleibe ihm ein dumpfer Kopfſchmerz, und eine Abſpannung, als habe er geſchwelgt im Liebesgenuß, zurück. Nie ließ er ſich über die näheren Verhältniſſe aus, in denen er vielleicht mit jenem Frauenzimmer ſtand. Die Truppen

ſollten aufbrechen, gepackt ſtand der Wagen des Obriſten vor der Thüre, er frühſtückte, aber in dem Augenblicke, als er ein Glas Madera zum Munde führen wollte, ſtürzte er mit einem dumpfen Schrei vom Stuhle herab. Er war todt. Die Aerzte fanden ihn vom Nervenſchlag getroffen. Einige Wochen nachher wurde ein an den Obriſten adreſſirter Brief bey mir abgegeben. Ich hatte gar kein Bedenken ihn zu öffnen, um vielleicht ein Näheres von den Verwandten des Obriſten zu erfahren, und ihnen Nachricht von ſeinem plötzlichen Tode geben zu können. Der Brief kam von Piſa und enthielt ohne Unterſchrift die wenigen Worte: Unglückſeliger! Heute, am 7. — um zwölf Uhr Mittag ſank Antonia, dein trügeriſches Abbild mit liebenden Armen umſchlingend, todt nieder! — Ich ſah den Kalender nach, in dem ich des Obriſten Tod angemerkt hatte und fand, daß Antonia's Todesſtunde auch die ſeinige geweſen."
— Ich hörte nicht mehr, was der Mann noch ſeiner Geſchichte hinzuſetzte; denn in dem Entſetzen, das mich ergriffen, als ich in des italieniſchen Obriſten Zuſtand den meinigen erkannte, ging mit wüthendem Schmerz eine ſolche wahnſinnige Sehnſucht nach dem unbekannten Bilde auf, daß ich davon überwältigt aufſpringen und hineilen mußte nach dem verhängnißvollen Hauſe. Es war mir in der Ferne, als ſäh' ich Lichter blitzen, durch die feſtverſchloſſenen Jalouſien, aber der Schein verſchwand, als ich näher kam. Raſend vor dürſtendem Liebesverlangen ſtürzte ich auf die Thür; ſie wich meinem Druck, ich ſtand auf dem matt erleuchteten Hausflur, von einer dumpfen, ſchwülen Luft umfangen. Das Herz pochte mir vor ſeltſamer Angſt und Ungeduld, da ging ein langer, ſchneidender, aus weiblicher Kehle ſtrömender Ton durch das Haus, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es geſchah, daß ich mich plötzlich in einem mit

vielen Kerzen hell erleuchteten Saale befand, der in alterthümlicher Pracht mit vergoldeten Meublen und ſeltſamen japaniſchen Gefäßen verziert war. Starkduftendes Räucherwerk wallte in blauen Nebelwolken auf mich zu. „Willkommen — willkommen, ſüßer Bräutigam — die Stunde iſt da, die Hochzeit nah!“ — So rief laut und lauter die Stimme eines Weibes, und eben ſo wenig, als ich weiß, wie ich plötzlich in den Saal kam, eben ſo wenig vermag ich zu ſagen, wie es ſich begab, daß plötzlich aus dem Nebel eine hohe jugendliche Geſtalt in reichen Kleidern hervorleuchtete. Mit dem wiederholten gellenden Ruf: „Willkommen ſüßer Bräutigam,“ trat ſie mit ausgebreiteten Armen mir entgegen — und ein gelbes, von Alter und Wahnſinn gräßlich verzerrtes Antlitz ſtarrte mir in die Augen. Von tiefem Entſetzen durchbebt wankte ich zurück; wie durch den glühenden, durchbohrenden Blick der Klapperſchlange feſt gezaubert, konnte ich mein Auge nicht abwenden von dem gräulichen alten Weibe, konnte ich keinen Schritt weiter mich bewegen. Sie trat näher auf mich zu, da war es mir, als ſei das ſcheußliche Geſicht nur eine Maske von dünnem Flor, durch den die Züge jenes holden Spiegelbildes durchblickten. Schon fühlt' ich mich von den Händen des Weibes berührt, als ſie laut aufkreiſchend vor mir zu Boden ſank und hinter mir eine Stimme rief: „Hu hu! — treibt ſchon wieder der Teufel ſein Bocksſpiel mit Ew. Gnaden, zu Bette, zu Bette, meine Gnädigſte, ſonſt ſetzt es Hiebe, gewaltige Hiebe!“ — Ich wandte mich raſch um und erblickte den alten Hausverwalter im bloßen Hemde, eine tüchtige Peitſche über dem Haupte ſchwingend. Er wollte losſchlagen auf die Alte, die ſich heulend am Boden krümmte. Ich fiel ihm in den Arm, aber mich von ſich ſchleudernd rief er: „Donnerwetter, Herr,

der alte Satan hätte Sie ermordet, kam ich nicht dazwiſchen — fort, fort, fort.“ — Ich ſtürzte zum Saal heraus, vergebens ſucht' ich in dicker Finſterniß die Thür des Hauſes. Nun hört' ich die ziſchenden Hiebe der Peitſche und das Jammergeſchrei der Alten. Laut wollte ich um Hülfe rufen, als der Boden unter meinen Füßen ſchwand, ich fiel eine Treppe herab und traf auf eine Thür ſo hart, daß ſie aufſprang und ich der Länge nach in ein kleines Zimmer ſtürzte. An dem Bette, das jemand ſo eben verlaſſen zu haben ſchien, an dem kaffeebraunen, über einen Stuhl gehängten Rocke mußte ich augenblicklich die Wohnung des alten Hausverwalters erkennen. Wenige Augenblicke nachher polterte es die Treppe herab, der Hausverwalter ſtürzte herein und hin zu meinen Füßen. „Um aller Seligkeit willen,“ flehte er mit aufgehobenen Händen, „um aller Seligkeit willen, wer Sie auch ſeyn mögen, wie der alte gnädige Herenſatan Sie auch hieher gelockt haben mag, verſchweigen Sie, was hier geſchehen, ſonſt komme ich um Amt und Brot! — Die wahnſinnige Excellenz iſt abgeſtraft und liegt gebunden im Bette. O ſchlafen Sie doch, geehrteſter Herr! recht ſanft und ſüß. — Ja ja, das thun Sie doch fein — eine ſchöne warme Julius Nacht, zwar kein Mondſchein, aber beglückter Sternenſchimmer. — Nun ruhige, glückliche Nacht.“ — Unter dieſen Reden war der Alte aufgeſprungen, hatte ein Licht genommen, mich herausgebracht aus dem Souterrain, mich zur Thüre hinausgeſchoben und dieſe feſt verſchloſſen. Ganz verſtört eilt' ich nach Hauſe, und Ihr könnt wohl denken, daß ich, zu tief von dem grauenvollen Geheimniß ergriffen, auch nicht den mindeſten nur wahrſcheinlichen Zuſammenhang der Sache mir in den erſten Tagen denken konnte. Nur ſo viel war gewiß, daß, hielt mich ſo lange ein böſer Zauber

gefangen, dieſer jetzt in der That von mir abgelaſſen hatte. Alle ſchmerzliche Sehnſucht nach dem Zauberbilde in dem Spiegel war gewichen, und bald gemahnte mich jener Auftritt im öden Gebäude wie das unvermuthete Hineingerathen in ein Tollhaus. Daß der Hausverwalter zum tyranniſchen Wächter einer wahnſinnigen Frau von vornehmer Geburt, deren Zuſtand vielleicht der Welt verborgen bleiben ſollte, beſtimmt worden, daran war nicht zu zweifeln, wie aber der Spiegel — das tolle Zauberweſen überhaupt — doch weiter — weiter!

Später begab es ſich, daß ich in zahlreicher Geſellſchaft den Grafen P. fand, der mich in eine Ecke zog und lachend ſprach: „Wiſſen Sie wohl, daß ſich die Geheimniſſe unſeres öden Hauſes zu enthüllen anfangen?" Ich horchte hoch auf, aber indem der Graf weiter erzählen wollte, öffneten ſich die Flügelthüren des Eßſaals, man ging zur Tafel. Ganz vertieft in Gedanken an die Geheimniſſe, die mir der Graf entwickeln wollte, hatte ich einer jungen Dame den Arm geboten und war mechaniſch der in ſteifem Zeremoniell ſehr langſam daher ſchreitenden Reihe gefolgt. Ich führe meine Dame zu dem offnen Platz, der ſich uns darbietet, ſchaue ſie nun erſt recht an und — erblicke mein Spiegelbild in den getreuſten Zügen, ſo daß gar keine Täuſchung möglich iſt. Daß ich im Innerſten erbebte, könnt Ihr Euch wohl denken, aber eben ſo muß ich Euch verſichern, daß ſich auch nicht der leiſeſte Anklang jener verderblichen wahnſinnigen Liebeswuth in mir regte, die mich ganz und gar befing, wenn mein Hauch das wunderbare Frauenbild aus dem Spiegel hervor rief. — Meine Befremdung, noch mehr, mein Erſchrecken muß lesbar geweſen ſeyn in meinem Blick, denn das Mädchen ſah mich ganz verwundert an, ſo daß ich für nöthig hielt, mich ſo, wie ich nur konnte,

zuſammen zu nehmen, und ſo gelaſſen als möglich anzuführen, daß eine lebhafte Erinnerung mich gar nicht zweifeln laſſe, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben. Die kurze Abfertigung, daß dies wohl nicht gut der Fall ſeyn könne, da ſie geſtern erſt und zwar das erſte Mal in ihrem Leben nach ***n gekommen, machte mich im eigentlichſten Sinn des Worts etwas verblüfft. Ich verſtummte. Nur der Engelsblick, den die holdſeligen Augen des Mädchens mir zuwarfen, half mir wieder auf. Ihr wißt, wie man bei derlei Gelegenheit die geiſtigen Fühlhörner ausſtrecken und leiſe, leiſe taſten muß, bis man die Stelle findet, wo der angegebene Ton wieder klingt. So macht' ich es und fand bald, daß ich ein zartes, holdes, aber in irgend einem pſychiſchen Ueberreiz verkränkeltes Weſen neben mir hatte. Bey irgend einer heitern Wendung des Geſprächs, vorzüglich wenn ich zur Würze wie ſcharfen Cayenne Pfeffer irgend ein keckes bizarres Wort hineinſtreute, lächelte ſie zwar, aber ſeltſam ſchmerzlich, wie zu hart berührt. „Sie ſind nicht heiter, meine Gnädige, vielleicht der Beſuch heute Morgen.“ — So redete ein nicht weit entfernt ſitzender Offizier meine Dame an, aber in dem Augenblick faßte ihn ſein Nachbar ſchnell beim Arm und ſagte ihm etwas ins Ohr, während eine Frau an der andern Seite des Tiſches Gluth auf den Wangen und im Blick laut der herrlichen Oper erwähnte, deren Darſtellung ſie in Paris geſehen und mit der heutigen vergleichen werde. — Meiner Nachbarin ſtürzten die Thränen aus den Augen: „Bin ich nicht ein albernes Kind,“ wandte ſie ſich zu mir. Schon erſt hatte ſie über Migraine geklagt. „Die gewöhnliche Folge des nervöſen Kopfſchmerzes,“ erwiederte ich daher mit unbefangenem Ton, „wofür nichts beſſer hilft, als der muntre kecke Geiſt, der in dem Schaum dieſes Dichtergetränks ſprudelt.“

Mit dieſen Worten ſchenkte ich Champagner, den ſie erſt abgelehnt, in ihr Glas ein, und indem ſie davon nippte, dankte ihr Blick meiner Deutung der Thränen, die ſie nicht zu bergen vermochte. Es ſchien heller geworden in ihrem Innern und alles wäre gut gegangen, wenn ich nicht zuletzt unverſehends hart an das vor mir ſtehende engliſche Glas geſtoßen, ſo daß es in gellender ſchneidender Höhe ertönte. Da erbleichte meine Nachbarin bis zum Tode, und auch mich ergriff ein plötzliches Grauen, weil der Ton mir die Stimme der wahnſinnigen Alten im öden Hauſe ſchien. — Während daß man Kaffee nahm, fand ich Gelegenheit, mich dem Grafen P. zu nähern; er merkte gut, warum. „Wiſſen Sie wohl, daß Ihre Nachbarin die Gräfin Edwine von S. war? — Wiſſen Sie wohl, daß in dem öden Hauſe die Schweſter ihrer Mutter, ſchon ſeit Jahren unheilbar wahnſinnig, eingeſperrt gehalten wird? — Heute Morgen waren beide, Mutter und Tochter, bey der Unglücklichen. Der alte Hausverwalter, der einzige, der den gewaltſamen Ausbrüchen des Wahnſinns der Gräfin zu ſteuern wußte, und dem daher die Aufſicht über ſie übertragen wurde, liegt todtkrank, und man ſagt, daß die Schweſter endlich dem Doktor K. das Geheimniß anvertraut, und daß dieſer noch die letzten Mittel verſuchen wird, die Kranke, wo nicht herzuſtellen, doch von der entſetzlichen Tobſucht, in die ſie zuweilen ausbrechen ſoll, zu retten. Mehr weiß ich vor der Hand nicht." — Andere traten hinzu, das Geſpräch brach ab. — Doktor K. war nun gerade derjenige, an den ich mich, meines räthſelhaften Zuſtandes halber, gewandt, und Ihr möget Euch wohl vorſtellen, daß ich, ſo bald es ſeyn konnte, zu ihm eilte, und alles, was mir ſeit der Zeit widerfahren, getreulich erzählte. Ich forderte ihn auf, zu meiner Beruhigung, ſo viel als er

von der wahnſinnigen Alten wiſſe, zu ſagen, und er nahm keinen Anſtand, mir, nachdem ich ihm ſtrenge Verſchwiegenheit gelobt, folgendes anzuvertrauen.

Angelika, Gräfin von Z. (ſo fing der Doktor an) unerachtet in die Dreyßig vorgerückt, ſtand noch in der vollſten Blüthe wunderbarer Schönheit, als der Graf von S., der viel jünger an Jahren, ſie hier in ***n bey Hofe ſah, und ſich in ihren Reizen ſo verfing, daß er zur Stunde die eifrigſten Bewerbungen begann und ſelbſt, als zur Sommerszeit die Gräfin auf die Güter ihres Vaters zurück kehrte, ihr nachreiſte, um ſeine Wünſche, die nach Angelika's Benehmen durchaus nicht hoffnungslos zu ſeyn ſchienen, dem alten Grafen zu eröffnen. Kaum war Graf S. aber dort angekommen, kaum ſah er Angelika's jüngere Schweſter Gabriele, als er wie aus einer Bezauberung erwachte. In verblühter Farbloſigkeit ſtand Angelika neben Gabrielen, deren Schönheit und Anmuth den Grafen S. unwiderſtehlich hinriß, und ſo kam es, daß er, ohne Angelika weiter zu beachten, um Gabriele'ns Hand warb, die ihm der alte Graf Z. um ſo lieber zuſagte, als Gabriele gleich die entſchiedenſte Neigung für den Grafen S. zeigte. Angelika äußerte nicht den mindeſten Verdruß über die Untreue ihres Liebhabers. „Er glaubt mich verlaſſen zu haben. Der thörichte Knabe! er merkt nicht, daß nicht ich, daß er mein Spielzeug war, das ich wegwarf!" — So ſprach ſie in ſtolzem Hohn, und in der That, ihr ganzes Weſen zeigte, daß es wohl Ernſt ſeyn mochte mit der Verachtung des Ungetreuen. Uebrigens ſah man, ſobald das Bündniß Gabriele'ns mit dem Grafen von S. ausgeſprochen war, Angelika ſehr ſelten. Sie erſchien nicht bey der Tafel und man ſagte, ſie ſchweife einſam im nächſten Walde umher, den ſie längſt zum Ziel ihrer Spa-

ziergänge gewählt hatte. — Ein ſonderbarer Vorfall ſtörte die einförmige Ruhe, die im Schloſſe herrſchte. Es begab ſich, daß die Jäger des Grafen von Z., unterſtützt von den in großer Anzahl aufgebotenen Bauern, endlich eine Zigeunerbande eingefangen hatten, der man die Mordbrennereien und Räubereien, welche ſeit kurzer Zeit ſo häufig in der Gegend vorfielen, Schuld gab. An eine lange Kette geſchloſſen brachte man die Männer, gebunden auf einen Wagen gepackt die Weiber und Kinder auf den Schloßhof. Manche trotzige Geſtalt, die mit wildem funkelnden Blick, wie ein gefeſſelter Tiger, keck umherſchaute, ſchien den entſchloſſenen Räuber und Mörder zu bezeichnen, vorzüglich fiel aber ein langes, hageres, entſetzliches Weib, in einen blutrothen Shawl vom Kopf bis zu Fuß gewickelt, ins Auge, die aufrecht im Wagen ſtand, und mit gebietender Stimme rief: man ſolle ſie herabſteigen laſſen, welches auch geſchah. Der Graf von Z. kam auf den Schloßhof und befahl eben, wie man die Bande abgeſondert in den feſten Schloßgefängniſſen vertheilen ſolle, als mit fliegenden Haaren, Entſetzen und Angſt in bleichem Geſicht, Gräfin Angelika aus der Thür hinausſtürzte, und auf die Kniee geworfen mit ſchneidender Stimme rief: „Dieſe Leute los — dieſe Leute los — ſie ſind unſchuldig, unſchuldig — Vater, laß dieſe Leute los! — ein Tropfen Blut's vergoſſen an einem von dieſen und ich ſtoße mir dieſes Meſſer in die Bruſt!“ — Damit ſchwang die Gräfin ein ſpiegelblankes Meſſer in den Lüften und ſank ohnmächtig nieder. „Ei mein ſchönes Püppchen, mein trautes Goldkind, das wußt ich ja wohl, daß du es nicht leiden würdeſt!“ — So meckerte die rothe Alte. Dann kauerte ſie nieder neben der Gräfin und bedeckte Geſicht und Buſen mit ekelhaften Küſſen, indem ſie fortwährend murmelte: „Blanke Tochter, blanke Tochter —

wach' auf, wach' auf, der Bräutigam kommt — hei hei blanker Bräutigam kommt." Damit nahm die Alte eine Phiole hervor, in der ein kleiner Goldfiſch in ſilberhellem Spiritus auf und ab zu gaukeln ſchien. Dieſe Phiole hielt die Alte der Gräfin an das Herz, augenblicklich erwachte ſie, aber kaum erblickte ſie das Zigeunerweib, als ſie aufſprang, das Weib heftig und brünſtig umarmte und dann mit ihr davon eilte in das Schloß hinein. Der Graf von Z. — Gabriele, ihr Bräutigam, die unterdeſſen erſchienen, ſchauten ganz erſtarrt und von ſeltſamen Grauen ergriffen, das Alles an. Die Zigeuner blieben ganz gleichgültig und ruhig, ſie wurden nun abgelöſt von der Kette, und einzeln gefeſſelt in die Schloßgefängniſſe geworfen. Am andern Morgen ließ der Graf von Z. die Gemeinde verſammeln, die Zigeuner wurden vorgeführt, der Graf erklärte laut, daß ſie ganz unſchuldig wären an allen Räubereien, die in der Gegend verübt, und daß er ihnen freien Durchzug durch ſein Gebiet verſtatte, worauf ſie entfeſſelt und zum Erſtaunen aller mit Päſſen wohl verſehen entlaſſen wurden. Das rothe Weib wurde vermißt. Man wollte wiſſen, daß der Zigeunerhauptmann, kenntlich an den goldnen Ketten um den Hals und dem rothen Federbuſch an dem ſpaniſch niedergekrempten Hut, Nachts auf dem Zimmer des Barons geweſen. Einige Zeit nachher ward es unbezweifelt dargethan, daß die Zigeuner an dem Rauben und Morden in dem Gebiet umher in der That auch nicht den mindeſten Antheil hatten. — Gabriele's Hochzeit rückte heran, mit Erſtaunen bemerkte ſie eines Tages, daß mehrere Rüſtwagen mit Meublen, Kleidungsſtücken, Wäſche, kurz, mit einer ganz vollſtändigen Hauseinrichtung bepackt wurden und abfuhren. Andern Morgens erfuhr ſie, daß Angelika begleitet von dem Kammerdiener des

Grafen S. und einer vermummten Frau, die der alten rothen Zigeunerin ähnlich geſehen, Nachts abgereiſet ſey. Graf Z. löſte das Räthſel, indem er erklärte, daß er ſich aus gewiſſen Urſachen genöthiget geſehen, den freilich ſeltſamen Wünſchen Angelika's nachzugeben, und ihr nicht allein das in ***n belegne Haus in der Allee als Eigenthum zu ſchenken, ſondern auch zu erlauben, daß ſie dort einen eignen, ganz unabhängigen Haushalt führe, wobei ſie ſich bedungen, daß keiner aus der Familie, ihn ſelbſt nicht ausgenommen, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß das Haus betreten ſolle. Der Graf von S. fügte hinzu, daß auf Angelikas dringenden Wunſch er ſeinen Kammerdiener ihr überlaſſen müſſen, der mit gereiſet ſey nach ***n. Die Hochzeit wurde vollzogen, Graf S. ging mit ſeiner Gemahlin nach D. und ein Jahr verging ihnen in ungetrübter Heiterkeit. Dann fing aber der Graf an auf ganz eigne Weiſe zu kränkeln. Es war, als wenn ihm ein geheimer Schmerz alle Lebensluſt, alle Lebenskraft raube, und vergebens waren alle Bemühungen ſeiner Gemahlin, das Geheimniß ihm zu entreißen, das ſein Innerſtes verderblich zu verſtören ſchien. — Als endlich tiefe Ohnmachten ſeinen Zuſtand lebensgefährlich machten, gab er den Aerzten nach und ging angeblich nach Piſa. — Gabriele konnte nicht mitreiſen, da ſie ihrer Niederkunft entgegen ſah, die indeſſen erſt nach mehrern Wochen erfolgte. — „Hier,“ ſprach der Arzt, „werden die Mittheilungen der Gräfin Gabriele von S. ſo rhapſodiſch, daß nur ein tieferer Blick den näheren Zuſammenhang auffaſſen kann.“ — Genug — ihr Kind, ein Mädchen, verſchwindet auf unbegreifliche Weiſe aus der Wiege, alle Nachforſchungen bleiben vergebens — ihre Troſtloſigkeit geht bis zur Verzweiflung, als zur ſelbigen Zeit Graf von Z. ihr die entſetzliche Nachricht

ſchreibt, daß er den Schwiegerſohn, den er auf dem Wege nach Piſa glaubte, in ***n und zwar in Angelika's Hauſe, vom Nervenſchlage zum Tode getroffen, gefunden; daß Angelika in furchtbaren Wahnſinn gerathen ſey und daß er ſolchen Jammer wohl nicht lange tragen werde. — So wie Gabriele von S. nur einige Kräfte gewonnen, eilt ſie auf die Güter des Vaters; in ſchlafloſer Nacht das Bild des verlornen Gatten, des verlornen Kindes vor Augen, glaubt ſie ein leiſes Wimmern vor der Thüre des Schlafzimmers zu vernehmen; ermuthigt, zündet ſie die Kerzen des Armleuchters bei der Nachtlampe an und tritt heraus. — Heiliger Gott! niedergekauert zur Erde, in den rothen Shawl gewickelt, ſtarrt das Zigeunerweib mit ſtierem, lebloſem Blick ihr in die Augen — in den Armen hält ſie ein kleines Kind, das ſo ängſtlich wimmert; das Herz ſchlägt der Gräfin hoch auf in der Bruſt! — es iſt ihr Kind! — es iſt die verlorne Tochter! — Sie reißt das Kind der Zigeunerin aus den Armen, aber in dieſem Augenblick kugelt dieſe um, wie eine lebloſe Puppe. Auf das Angſtgeſchrei der Gräfin wird alles wach, man eilt hinzu, man findet das Weib todt auf der Erde, kein Belebungsmittel wirkt und der Graf läßt ſie einſcharren. — Was bleibt übrig, als nach ***n zur wahnſinnigen Angelika zu eilen, und vielleicht dort das Geheimniß mit dem Kinde zu erforſchen. Alles hat ſich verändert. Angelika's wilde Raſerei hat alle weibliche Dienſtboten entfernt, nur der Kammerdiener iſt geblieben. Angelika iſt ruhig und vernünftig geworden. Als der Graf die Geſchichte von Gabriele'ns Kinde erzählt, ſchlägt ſie die Hände zuſammen, und ruft mit lautem Lachen: Iſt's Püppchen angekommen? — richtig angekommen? — eingeſcharrt, eingeſcharrt? O Jemine, wie prächtig ſich der Goldfaſan ſchüttelt! wißt ihr nichts vom

grünen Löwen mit den blauen Gluthaugen? — Mit Entſetzen bemerkt der Graf die Rückkehr des Wahnſinns, indem plötzlich Angelika's Geſicht die Züge des Zigeunerweibes anzunehmen ſcheint, und beſchließt, die Arme mitzunehmen auf die Güter, welches der alte Kammerdiener widerräth. In der That bricht auch der Wahnſinn Angelika's in Wuth und Raſerei aus, ſobald man Anſtalten macht, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. — In einem lichten Zwiſchenraum beſchwört Angelika mit heißen Thränen den Vater, ſie in dem Hauſe ſterben zu laſſen, und tiefgerührt bewilligt er dies, wiewohl er das Geſtändniß, das dabei ihren Lippen entflieht, nur für das Erzeugniß des aufs neue ausbrechenden Wahnſinns hält. Sie bekennt, daß Graf S. in ihre Arme zurückgekehrt, und daß das Kind, welches die Zigeunerin ins Haus des Grafen von Z. brachte, die Frucht dieſes Bündniſſes ſey. — In der Reſidenz glaubt man, daß der Graf von Z. die Unglückliche mitgenommen hat auf die Güter, indeſſen ſie hier tiefverborgen und der Aufſicht des Kammerdieners übergeben in dem verödeten Hauſe bleibt. — Graf von Z. iſt geſtorben vor einiger Zeit, und Gräfin Gabriele von S. kam mit Edmonden her, um Familienangelegenheiten zu berichtigen. Sie durfte es ſich nicht verſagen, die unglückliche Schweſter zu ſehen. Bei dieſem Beſuch muß ſich Wunderliches ereignet haben, doch hat mir die Gräfin nichts darüber vertraut, ſondern nur im Allgemeinen geſagt, daß es nun nöthig geworden, dem alten Kammerdiener die Unglückliche zu entreißen. Einmal habe er, wie es herausgekommen, durch harte grauſame Mißhandlungen den Ausbrüchen des Wahnſinns zu ſteuern geſucht, dann aber, durch Angelika's Vorſpieglung, daß ſie Gold zu machen verſtehe, ſich verleiten laſſen, mit ihr allerlei ſonderbare Opera-

tionen vorzunehmen und ihr alles Nöthige dazu herbeizuſchaffen. — „Es würde wohl (ſo ſchloß der Arzt ſeine Erzählung) ganz überflüſſig ſeyn, Sie, gerade Sie auf den tiefern Zuſammenhang aller dieſer ſeltſamen Dinge aufmerkſam zu machen. Es iſt mir gewiß, daß Sie die Kataſtrophe herbeigeführt haben, die der Alten Geneſung oder baldigen Tod bringen wird. Uebrigens mag ich jetzt nicht verhehlen, daß ich mich nicht wenig entſetzte, als ich, nachdem ich mich mit Ihnen in magnetiſchen Rapport geſetzt, ebenfalls das Bild im Spiegel ſah. Daß dies Bild Edmonde war, wiſſen wir nun beide.“ —

Eben ſo, wie der Arzt glaubte, für mich nichts hinzufügen zu dürfen, eben ſo halte ich es für ganz unnütz, mich nun noch darüber etwa zu verbreiten, in welchem geheimen Verhältniß Angelika, Edmonde, ich und der alte Kammerdiener ſtanden, und wie myſtiſche Wechſelwirkungen ein dämoniſches Spiel trieben. Nur ſo viel ſage ich noch, daß mich nach dieſen Begebenheiten ein drückendes, unheimliches Gefühl aus der Reſidenz trieb, welches erſt nach einiger Zeit mich plötzlich verließ. Ich glaube, daß die Alte in dem Augenblick, als ein ganz beſonderes Wohlſeyn mein Innerſtes durchſtrömte, geſtorben iſt. So endete Theodor ſeine Erzählung. Noch Manches ſprachen die Freunde über Theodors Abenteuer und gaben ihm Recht, daß ſich darin das Wunderliche mit dem Wunderbaren auf ſeltſame grauliche Weiſe miſche. — Als ſie ſchieden, nahm Franz Theodors Hand und ſprach, ſie leiſe ſchüttelnd, mit beinahe wehmüthigem Lächeln: Gute Nacht, du Spalanzaniſche Fledermaus!

Das Majorat.

Dem Geſtade der Oſtſee unfern liegt das Stammſchloß der Freiherrlich von R..ſchen Familie, R..ſitten genannt. Die Gegend iſt rauh und öde, kaum entſprießt hin und wieder ein Grashalm dem bodenloſen Triebſande, und ſtatt des Gartens, wie er ſonſt das Herrenhaus zu zieren pflegt, ſchließt ſich an die nackten Mauern nach der Landſeite hin ein dürftiger Föhrenwald, deſſen ewige, düſtre Trauer den bunten Schmuck des Frühlings verſchmäht, und in dem, ſtatt des fröhlichen Jauchzens der zu neuer Luſt erwachten Vögelein nur das ſchaurige Gekrächze der Raben, das ſchwirrende Kreiſchen der Sturmverkündenden Möven wiederhallt. Eine Viertelſtunde davon ändert ſich plötzlich die Natur. Wie durch einen Zauberſchlag iſt man in blühende Felder, üppige Aecker und Wieſen verſetzt. Man erblickt das große, reiche Dorf mit dem geräumigen Wohnhauſe des Wirthſchaftsinſpektors. An der Spitze eines freundlichen Erlenbuſches ſind die Fundamente eines großen Schloſſes ſichtbar, das einer der vormaligen Beſitzer aufzubauen im Sinne hatte. Die Nachfolger, auf ihren Gütern in Curland hauſend, ließen den Bau liegen, und auch der Freiherr Roderich von R., der wiederum ſeinen Wohnſitz auf dem Stammgute nahm, mochte nicht weiter bauen, da ſeinem finſtern, menſchenſcheuen

Weſen der Aufenhalt in dem alten, einſam liegenden Schloſſe zuſagte. Er ließ das verfallene Gebäude, ſo gut es gehen wollte, herſtellen, und ſperrte ſich darin ein, mit einem grämlichen Hausverwalter und geringer Dienerſchaft. Nur ſelten ſah' man ihn im Dorfe, dagegen ging und ritt er oft am Meeresſtrande hin und her, und man wollte aus der Ferne bemerkt haben, wie er in die Wellen hineinſprach und dem Brauſen und Ziſchen der Brandung zuhorchte, als vernehme er die antwortende Stimme des Meergeiſtes. Auf der höchſten Spitze des Wartthurms hatte er ein Cabinett einrichten und mit Fernröhren — mit einem vollſtändigen aſtronomiſchen Apparat verſehen laſſen; da beobachtete er Tages, nach dem Meer hinausſchauend, die Schiffe, die oft gleich weißbeſchwingten Meervögeln am fernen Horizont vorüberflogen. Sternenhelle Nächte brachte er hin mit aſtronomiſcher, oder, wie man wiſſen wollte, mit aſtrologiſcher Arbeit, worin ihm der alte Hausverwalter beiſtand. Ueberhaupt ging zu ſeinen Lebzeiten die Sage, daß er geheimer Wiſſenſchaft, der ſogenannten ſchwarzen Kunſt, ergeben ſey, und daß eine verfehlte Operation, durch die ein hohes Fürſtenhaus auf das empfindlichſte gekränkt wurde, ihn aus Curland vertrieben habe. Die leiſeſte Erinnerung an ſeinen dortigen Aufenthalt erfüllte ihn mit Entſetzen, aber alles ſein Leben verſtörende, was ihm dort geſchehen, ſchrieb er lediglich der Schuld der Vorfahren zu, die die Ahnenburg böslich verließen. Um für die Zukunft wenigſtens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu feſſeln, beſtimmte er es zu einem Majoratsbeſitzthum. Der Landesherr beſtätigte die Stiftung um ſo lieber, als dadurch eine, an ritterlicher Tugend reiche Familie, deren Zweige ſchon in das Ausland herüberrankten, für das Vaterland gewonnen werden ſollte.

Weder Roderichs Sohn, Hubert, noch der jetzige Majoratsherr, wie ſein Großvater Roderich geheißen, mochte indeſſen in dem Stammſchloſſe hauſen, beide blieben in Curland. Man mußte glauben, daß ſie, heit'rer und lebensluſtiger geſinnt, als der düſtre Ahnherr, die ſchaurige Oede des Aufenthalts ſcheuten. Freiherr Roderich hatte zwei alten, unverheiratheten Schweſtern ſeines Vaters, die mager ausgeſtattet in Dürftigkeit lebten, Wohnung und Unterhalt auf dem Gute geſtattet. Dieſe ſaßen mit einer bejahrten Dienerin in den kleinen warmen Zimmern des Nebenflügels, und außer ihnen und dem Koch, der im Erdgeſchoß ein großes Gemach neben der Küche inne hatte, wankte in den hohen Zimmern und Sälen des Hauptgebäudes nur noch ein abgelebter Jäger umher, der zugleich die Dienſte des Caſtellans verſah. Die übrige Dienerſchaft wohnte im Dorfe bei dem Wirthſchaftsinſpektor. Nur in ſpäter Herbſtzeit, wenn der erſte Schnee zu fallen begann, und die Wolfs-, die Schweinsjagden aufgingen, wurde das öde, verlaſſene Schloß lebendig. Dann kam Freiherr Roderich mit ſeiner Gemahlin, begleitet von Verwandten, Freunden und zahlreichem Jagdgefolge herüber aus Curland. Der benachbarte Adel, ja ſelbſt jagdluſtige Freunde aus der nahe liegenden Stadt fanden ſich ein, kaum vermochten Hauptgebäude und Nebenflügel die zuſtrömenden Gäſte zu faſſen, in allen Oefen und Kaminen kniſterten reichlich zugeſchürte Feuer, vom grauen Morgen bis in die Nacht hinein ſchnurrten die Bratenwender, Trepp' auf, Trepp' ab liefen hundert luſtige Leute, Herren und Diener, dort erklangen angeſtoßene Pokale und fröhliche Jägerlieder, hier die Tritte der nach gellender Muſik Tanzenden, überall lautes Jauchzen und Gelächter, und ſo glich vier bis ſechs Wochen hindurch das Schloß mehr einer prächtigen, an viel-

befahrner Landſtraße liegenden Herberge, als der Wohnung des Gutsherrn. Freiherr Roderich widmete dieſe Zeit, ſo gut es ſich nur thun ließ, ernſtem Geſchäfte, indem er, zurückgezogen aus dem Strudel der Gäſte, die Pflichten des Majoratsherrn erfüllte. Nicht allein, daß er ſich vollſtändige Rechnung der Einkünfte legen ließ, ſo hörte er auch jeden Vorſchlag irgend einer Verbeſſerung, ſo wie die kleinſte Beſchwerde ſeiner Unterthanen an, und ſuchte alles zu ordnen, jedem Unrechten oder Unbilligen zu ſteuern, wie er es nur vermochte. In dieſen Geſchäften ſtand ihm der alte Advokat V., von Vater auf Sohn vererbter Geſchäftsträger des R..ſchen Hauſes und Juſtitiarius der in P. liegenden Güter, redlich bei, und V. pflegte daher ſchon acht Tage vor der beſtimmten Ankunft des Freiherrn nach dem Majoratsgute abzureiſen. Im Jahr 179— war die Zeit gekommen, daß der alte V. nach R..ſitten reiſen ſollte. So lebenskräftig der Greis von ſiebzig Jahren ſich auch fühlte, mußte er doch glauben, daß eine hülfreiche Hand im Geſchäft ihm wohlthun werde. Wie im Scherz ſagte er daher eines Tages zu mir: „Vetter!“ (ſo nannte er mich, ſeinen Großneffen, da ich ſeine Vornamen erhielt) „Vetter! — ich dächte, du ließeſt dir einmal etwas Seewind um die Ohren ſauſen und käm'ſt mit mir nach R..ſitten. Außerdem, daß du mir wacker beiſtehen kannſt in meinem manchmal böſen Geſchäft, ſo magſt du dich auch einmal im wilden Jägerleben verſuchen und zuſehen, wie, nachdem du einen Morgen ein zierliches Protokoll geſchrieben, du den andern ſolch trotzigem Thier, als da iſt ein langbehaarter, gräulicher Wolf, oder ein zahnfletſchender Eber, ins funkelnde Auge zu ſchauen, oder gar es mit einem tüchtigen Büchſenſchuß zu erlegen verſteheſt.“ Nicht ſo viel Seltſames von der luſtigen Jagdzeit in R..ſitten hätte

ich ſchon hören, nicht ſo mit ganzer Seele dem herrlichen alten Großonkel anhängen müſſen, um nicht hocherfreut zu ſeyn, daß er mich diesmal mitnehmen wolle. Schon ziemlich geübt in derlei Geſchäften, wie er ſie vorhatte, verſprach ich mit tapferm Fleiß ihm alle Mühe und Sorge abzunehmen. Andern Tages ſaßen wir in tüchtige Pelze eingehüllt im Wagen und fuhren durch dickes, den einbrechenden Winter verkündendes Schneegeſtöber nach R..ſitten. — Unterwegs erzählte mir der Alte manches Wunderliche von dem Freiherrn Roderich, der das Majorat ſtiftete und ihn ſeines Jünglingsalters ungeachtet zu ſeinem Juſtitiarius und Teſtamentsvollzieher ernannte. Er ſprach von dem rauhen, wilden Weſen, das der alte Herr gehabt, und das ſich auf die ganze Familie zu vererben ſchiene, da ſelbſt der jetzige Majoratsherr, den er als ſanftmüthigen, beinahe weichlichen Jüngling gekannt, von Jahr zu Jahr mehr davon ergriffen werde. Er ſchrieb mir vor, wie ich mich keck und unbefangen betragen müßte, um in des Freiherrn Augen was werth zu ſeyn und kam endlich auf die Wohnung im Schloſſe, die er ein für allemal gewählt, da ſie warm, bequem und ſo abgelegen ſey, daß wir uns, wenn und wie wir wollten, dem tollen Getöſe der jubilirenden Geſellſchaft entziehen könnten. In zwei kleinen, mit warmen Tapeten behangenen Zimmern, dicht neben dem großen Gerichtsſaal im Seitenflügel, dem gegenüber, wo die alten Fräuleins wohnten, da wäre ihm jedesmal ſeine Reſidenz bereitet. Endlich nach ſchneller, aber beſchwerlicher Fahrt kamen wir in tiefer Nacht nach R..ſitten. Wir fuhren durch das Dorf, es war gerade Sonntag, im Kruge Tanzmuſik und fröhlicher Jubel, des Wirthſchaftsinſpektors Haus von unten bis oben erleuchtet, drinnen auch Muſik und Geſang; deſto ſchauerlicher wurde die Oede, in die wir nun

hineinfuhren. Der Seewind heulte in ſchneidenden Jammertönen herüber und, als habe er ſie aus tiefem Zauberſchlaf geweckt, ſtöhnten die düſtern Föhren ihm nach in dumpfer Klage. Die nackten ſchwarzen Mauern des Schloſſes ſtiegen empor aus dem Schneegrunde, wir hielten an dem verſchloſſenen Thor. Aber da half kein Rufen, kein Peitſchengeknalle, kein Hammern und Pochen, es war, als ſey alles ausgeſtorben, in keinem Fenſter ein Licht ſichtbar. Der Alte ließ ſeine ſtarke dröhnende Stimme erſchallen: „Franz — Franz! — Wo ſteckt Ihr denn? — Zum Teufel, rührt Euch! — Wir erfrieren hier am Thor! Der Schnee ſchmeißt einem ja das Geſicht blutrünſtig — rührt Euch, zum Teufel.“ Da fing ein Hofhund zu winſeln an, ein wandelndes Licht wurde im Erdgeſchoſſe ſichtbar, Schlüſſel klapperten und bald knarrten die gewichtigen Thorflügel auf. „Ei ſchön willkommen, ſchön willkommen Herr Juſtitiarius, ei in dem unſaubern Wetter!“ So rief der alte Franz, indem er die Laterne hoch in die Höhe hob, ſo daß das volle Licht auf ſein verſchrumpftes, zum freundlichen Lachen ſonderbar verzogenes Geſicht fiel. Der Wagen fuhr in den Hof, wir ſtiegen aus und nun gewahrte ich erſt ganz des alten Bedienten ſeltſame, in eine altmodiſche, weite, mit vielen Schnüren wunderlich ausſtaffirte Jägerlivrei gehüllte Geſtalt. Ueber die breite weiße Stirn legten ſich nur ein Paar graue Löckchen, der untere Theil des Geſichts hatte die robuſte Jägerfarbe, und unerachtet die verzogenen Muskeln das Geſicht zu einer beinahe abenteuerlichen Maske formten, ſöhnte doch die etwas dümmliche Gutmüthigkeit, die aus den Augen leuchtete und um den Mund ſpielte, alles wieder aus. „Nun, alter Franz,“ fing der Großonkel an, indem er ſich im Vorſaal den Schnee vom Pelze abklopfte, „nun, alter Franz, iſt

alles bereitet, ſind die Tapeten in meinen Stuben abgeſtaubt, ſind die Betten hineingetragen, iſt geſtern und heute tüchtig geheitzt worden?“ „Nein,“ erwiederte Franz ſehr gelaſſen, „nein, mein wertheſter Herr Juſtitiarius, das iſt alles nicht geſchehen.“ „Herr Gott!“ fuhr der Großonkel auf, „ich habe ja zeitig genug geſchrieben, ich komme ja ſtets nach dem richtigen Datum; das iſt ja eine Tölpelei, nun kann ich in eiskalten Zimmern hauſen.“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ ſprach Franz weiter, indem er ſehr ſorglich mit der Lichtſcheere von dem Dochte einen glimmenden Räuber abſchnippte und ihn mit dem Fuße austrat, „ja ſehn Sie, das alles, vorzüglich das Heizen hätte nicht viel geholfen, denn der Wind und der Schnee, die hauſen gar zu ſehr hinein, durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben, und da“ — „Was,“ fiel der Großonkel ihm in die Rede, den Pelz weit auseinander ſchlagend und beide Arme in die Seiten ſtemmend, „was, die Fenſter ſind zerbrochen und Ihr, des Hauſes Caſtellan, habt nichts machen laſſen?“ „Ja, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ fuhr der Alte ruhig und gelaſſen fort, „man kann nur nicht recht hinzu, wegen des vielen Schutt's und der vielen Mauerſteine, die in den Zimmern herum liegen.“ „Wo zum Tauſend Himmel Sapperment kommen Schutt und Steine in meine Zimmer,“ ſchrie der Großonkel. „Zum beſtändigen fröhlichen Wohlſeyn, mein junger Herr!“ rief der Alte, ſich höflich bückend, da ich eben nieſte, ſetzte aber gleich hinzu: „es ſind die Steine und der Kalk von der Mittelwand, die von der großen Erſchütterung einfiel.“ „Habt ihr ein Erdbeben gehabt,“ platzte der Großonkel zornig heraus. „Das nicht, wertheſter Herr Juſtitiarius,“ erwiederte der Alte mit dem ganzen Geſicht lächelnd, „aber vor drei Tagen iſt die ſchwere, getäfelte Decke des Ge-

richtsſaal's mit gewaltigem Krachen eingeſtürzt.“ „So ſoll doch das“ — Der Großonkel wollte, heftig und aufbrauſend, wie er war, einen ſchweren Fluch ausſtoßen; aber indem er mit der Rechten in die Höhe fuhr und mit der Linken die Fuchsmütze von der Stirn rückte, hielt er plötzlich inne, wandte ſich nach mir um und ſprach laut auflachend: „Wahrhaftig Vetter! wir müſſen das Maul halten, wir dürfen nicht weiter fragen; ſonſt erfahren wir noch ärgeres Unheil, oder das ganze Schloß ſtürzt uns über den Köpfen zuſammen.“ „Aber,“ fuhr er fort, ſich nach dem Alten umdrehend, „aber, Franz, konntet Ihr denn nicht ſo geſcheut ſeyn, mir ein anderes Zimmer reinigen und heitzen zu laſſen? Konntet Ihr nicht irgend einen Saal im Hauptgebäude ſchnell einrichten zum Gerichtstage?“ „Dieſes iſt auch bereits Alles geſchehen,“ ſprach der Alte, indem er freundlich nach der Treppe wies und ſofort hinauf zu ſteigen begann. „Nun ſeht mir doch den wunderlichen Kauz,“ rief der Onkel, indem wir dem Alten nachſchritten. Es ging fort durch lange hochgewölbte Corridore, Franzens flackerndes Licht warf einen wunderlichen Schein in die dicke Finſterniß. Säulen, Capitäler und bunte Bogen zeigten ſich oft wie in den Lüften ſchwebend, rieſengroß ſchritten unſere Schatten neben uns her und die ſeltſamen Gebilde an den Wänden, über die ſie wegſchlüpften, ſchienen zu zittern und zu ſchwanken, und ihre Stimmen wiſperten in den dröhnenden Nachhall unſerer Tritte hinein: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den alten Steinen ſchläft! — Endlich öffnete Franz, nachdem wir eine Reihe kalter, finſtrer Gemächer durchgangen, einen Saal, in dem ein hellaufloderndes Kaminfeuer uns mit ſeinem luſtigen Kniſtern wie mit heimathlichem Gruß empfing. Mir wurde gleich, ſo

wie ich eintrat, ganz wohl zu Muthe, doch der Großonkel blieb mitten im Saal ſtehen, ſchaute rings umher und ſprach mit ſehr ernſtem, beinahe feierlichem Ton: „Alſo hier, dies ſoll der Gerichtsſaal ſeyn?“ — Franz, in die Höhe leuchtend, ſo daß an der breiten dunkeln Wand ein heller Fleck, wie eine Thüre groß, ins Auge fiel, ſprach dumpf und ſchmerzhaft: „Hier iſt ja wohl ſchon Gericht gehalten worden!“ „Was kommt Euch ein, Alter,“ rief der Onkel, indem er den Pelz ſchnell abwarf und an das Kaminfeuer trat. „Es fuhr mir nur ſo heraus,“ ſprach Franz, zündete die Lichter an und öffnete das Nebenzimmer, welches zu unſrer Aufnahme ganz heimlich bereitet war. Nicht lange dauerte es, ſo ſtand ein gedeckter Tiſch vor dem Kamin, der Alte trug wohlzubereitete Schüſſeln auf, denen, wie es uns beiden, dem Großonkel und mir, recht behaglich war, eine tüchtige Schale nach ächt nordiſcher Art gebrauten Punſches folgte. Ermüdet von der Reiſe, ſuchte der Großonkel, ſo wie er gegeſſen, das Bette; das Neue, Seltſame des Aufenthalts, ja ſelbſt der Punſch, hatte aber meine Lebensgeiſter zu ſehr aufgeregt, um an Schlaf zu denken. Franz räumte den Tiſch ab, ſchürte das Kaminfeuer zu und verließ mich mit freundlichen Bücklingen.

Nun ſaß ich allein in dem hohen, weiten Ritterſaal. Das Schneegeſtöber hatte zu ſchlackern, der Sturm zu ſauſen aufgehört, heitrer Himmel war's geworden und der helle Vollmond ſtrahlte durch die breiten Bogenfenſter, alle finſtre Ecken des wunderlichen Baues, wohin der düſtre Schein meiner Kerzen und des Kaminfeuers nicht dringen konnte, magiſch erleuchtend. So wie man es wohl noch in alten Schlöſſern antrifft, waren auf ſeltſame alterthümliche Weiſe Wände und Decke des Saals verziert, dieſe mit ſchwerem Getäfel, jene mit fantaſtiſcher Bil-

derei und buntgemahltem, vergoldetem Schnitzwerk. Aus den großen Gemählden, mehrentheils das wilde Gewühl blutiger Bären- und Wolfsjagden darſtellend, ſprangen in Holz geſchnitzte Thier- und Menſchenköpfe hervor, den gemahlten Leibern angeſetzt, ſo daß, zumal bei der flackernden, ſchimmernden Beleuchtung des Feuers und des Mondes, das Ganze in graulicher Wahrheit lebte. Zwiſchen dieſen Gemählden waren lebensgroße Bilder, in Jägertracht daher ſchreitende Ritter, wahrſcheinlich der jagdluſtigen Ahnherren, eingefugt. Alles, Mahlerei und Schnitzwerk, trug die dunkle Farbe langverjährter Zeit; um ſo mehr fiel der helle kahle Fleck an derſelben Wand, durch die zwei Thüren in Nebengemächer führten, auf; bald erkannte ich, daß dort auch eine Thür geweſen ſeyn müßte, die ſpäter zugemauert worden, und daß eben dies neue, nicht einmal der übrigen Wand gleichgemahlte, oder mit Schnitzwerk verzierte Gemäuer auf jene Art absteche. — Wer weiß es nicht, wie ein ungewöhnlicher, abenteuerlicher Aufenthalt mit geheimnißvoller Macht den Geiſt zu erfaſſen vermag, ſelbſt die trägſte Fantaſie wird wach in dem, von wunderlichen Felſen umſchloſſenen Thal — in den düſtern Mauern einer Kirche o. ſ., und will ſonſt nie Erfahrnes ahnen. Setze ich nun noch hinzu, daß ich zwanzig Jahr alt war und mehrere Gläſer ſtarken Punſch getrunken hatte, ſo wird man es glauben, daß mir in meinem Ritterſaal ſeltſamer zu Muthe wurde als jemals. Man denke ſich die Stille der Nacht, in der das dumpfe Brauſen des Meers, das ſeltſame Pfeifen des Nachtwindes wie die Töne eines mächtigen, von Geiſtern gerührten Orgelwerks erklangen — die vorüberfliegenden Wolken, die oft, hell und glänzend, wie vorbeiſtreifende Rieſen durch die klirrenden Bogenfenſter zu gucken ſchienen — in der That, ich mußt' es in dem leiſen Schauer

fühlen, der mich durchbebte, daß ein fremdes Reich nun ſichtbarlich und vernehmbar aufgehen könne. Doch dies Gefühl glich dem Fröſteln, das man bei einer lebhaft dargeſtellten Geſpenſtergeſchichte empfindet und das man ſo gern hat. Dabei fiel mir ein, daß in keiner günſtigeren Stimmung das Buch zu leſen ſey, das ich, ſo wie damals jeder, der nur irgend dem Romantiſchen ergeben, in der Taſche trug. Es war Schillers Geiſterſeher. Ich las und las, und erhitzte meine Fantaſie immer mehr und mehr. Ich kam zu der mit dem mächtigſten Zauber ergreifenden Erzählung von dem Hochzeitfeſt bei dem Grafen von V. — Gerade wie Jeronimo's blutige Geſtalt eintritt, ſpringt mit einem gewaltigen Schlage die Thür auf, die in den Vorſaal führt. — Entſetzt fahre ich in die Höhe, das Buch fällt mir aus den Händen — Aber in demſelben Augenblick iſt alles ſtill und ich ſchäme mich über mein kindiſches Erſchrecken! — Mag es ſeyn, daß durch die durchſtrömende Zugluft, oder auf andere Weiſe die Thür aufgeſprengt wurde — Es iſt nichts — meine überreizte Fantaſie bildet jede natürliche Erſcheinung geſpenſtiſch! — So beſchwichtigt, nehme ich das Buch von der Erde auf und werfe mich wieder in den Lehnſtuhl — da geht es leiſe und langſam mit abgemeſſenen Tritten quer über den Saal hin, und dazwiſchen ſeufzt und ächzt es, und in dieſem Seufzen, dieſem Aechzen liegt der Ausdruck des tiefſten menſchlichen Leidens, des troſtloſeſten Jammers — Ha! das iſt irgend ein eingeſperrtes krankes Thier im untern Stock. Man kennt ja die akuſtiſche Täuſchung der Nacht, die alles entfernt tönende in die Nähe rückt — wer wird ſich nur durch ſo Etwas Grauen erregen laſſen. — So beſchwichtige ich mich aufs neue, aber nun kratzt es, indem lautere, tiefere Seufzer, wie in der entſetzlichen Angſt der Todesnoth ausgeſtoßen, ſich

hören laſſen, an jenem neuen Gemäuer. — „Ja, es iſt ein armes eingeſperrtes Thier — ich werde jetzt laut rufen, ich werde mit dem Fuß tüchtig auf den Boden ſtampfen, gleich wird alles ſchweigen, oder das Thier unten ſich deutlicher in ſeinen natürlichen Tönen hören laſſen!“ — So denke ich, aber das Blut gerinnt in meinen Adern — kalter Schweiß ſteht auf der Stirne, erſtarrt bleib ich im Lehnſtuhle ſitzen, nicht vermögend aufzuſtehen, viel weniger noch zu rufen. Das abſcheuliche Kratzen hört endlich auf — die Tritte laſſen ſich aufs Neue vernehmen — Es iſt, als wenn Leben und Regung in mir erwachte, ich ſpringe auf und trete zwei Schritte vor, aber da ſtreicht eine eiskalte Zugluft durch den Saal, und in demſelben Augenblick wirft der Mond ſein helles Licht auf das Bildniß eines ſehr ernſten, beinahe ſchauerlich anzuſehenden Mannes, und als ſäusle ſeine warnende Stimme durch das ſtärkere Brauſen der Meereswellen, durch das gellendere Pfeifen des Nachtwindes, höre ich deutlich: — Nicht weiter — nicht weiter, ſonſt biſt du verfallen dem entſetzlichen Graus der Geiſterwelt! Nun fällt die Thür zu mit demſelben ſtarken Schlage wie zuvor, ich höre die Tritte deutlich auf dem Vorſaal — es geht die Treppe hinab — die Hauptthür des Schloſſes öffnet ſich raſſelnd und wird wieder verſchloſſen. Dann iſt es, als würde ein Pferd aus dem Stalle gezogen und nach einer Weile wieder in den Stall zurückgeführt — dann iſt alles ſtill! — In demſelben Augenblick vernahm ich, wie der alte Großonkel im Nebengemach ängſtlich ſeufzte und ſtöhnte, dies gab mir alle Beſinnung wieder, ich ergriff die Leuchter und eilte hinein. Der Alte ſchien mit einem böſen, ſchweren Traume zu kämpfen. „Erwachen Sie — erwachen Sie,“ rief ich laut, indem ich ihn ſanft bei der Hand faßte und den hellen Kerzenſchein auf ſein

Geſicht fallen ließ. Der Alte fuhr auf mit einem dumpfen Ruf, dann ſchaute er mich mit freundlichen Augen an und ſprach: „Das haſt du gut gemacht, Vetter! daß du mich weckteſt. Ei, ich hatte einen ſehr häßlichen Traum, und daran iſt blos hier das Gemach und der Saal Schuld, denn ich mußte dabei an die vergangene Zeit und an manches Verwunderliche denken, was hier ſich begab. Aber nun wollen wir recht tüchtig ausſchlafen!“ Damit hüllte ſich der Alte in die Decke und ſchien ſofort einzuſchlafen. Als ich die Kerzen ausgelöſcht und mich auch ins Bette gelegt hatte, vernahm ich, daß der Alte leiſe betete. — Am andern Morgen ging die Arbeit los, der Wirthſchaftsinſpector kam mit den Rechnungen, und Leute meldeten ſich, die irgend einen Streit geſchlichtet, irgend eine Angelegenheit geordnet haben wollten. Mittags ging der Großonkel mit mir herüber in den Seitenflügel, um den beiden alten Baroneſſen in aller Form aufzuwarten. Franz meldete uns, wir mußten einige Augenblicke warten und wurden dann durch ein ſechzigjähriges gebeugtes, in bunte Seide gekleidetes Mütterchen, die ſich das Kammerfräulein der gnädigen Herrſchaft nannte, in das Heiligthum geführt. Da empfingen uns die alten, nach längſt verjährter Mode abenteuerlich geputzten Damen mit komiſchem Ceremoniell, und vorzüglich war ich ein Gegenſtand ihrer Verwunderung, als der Großonkel mich mit vieler Laune als einen jungen, ihm beiſtehenden Juſtizmann vorſtellte. In ihren Mienen lag es, daß ſie bei meiner Jugend das Wohl des R..ſittenſchen Unterthanen gefährdet glaubten. Der ganze Auftritt bei den alten Damen hatte überhaupt viel Lächerliches, die Schauer der vergangenen Nacht fröſtelten aber noch in meinem Innern, ich fühlte mich wie von einer unbekannten Macht berührt, oder es war mir vielmehr, als habe ich

ſchon an den Kreis geſtreift, den zu überſchreiten und rettungslos unterzugehen es nur noch eines Schritt's bedürfte, als könne nur das Aufbieten aller mir inwohnenden Kraft mich gegen das Entſetzen ſchützen, das nur dem unheilbaren Wahnſinn zu weichen pflegt. So kam es, daß ſelbſt die alten Baroneſſen in ihren ſeltſamen hochaufgethürmten Friſuren, in ihren wunderlichen ſtoffnen, mit bunten Blumen und Bändern ausſtaffirten Kleidern mir ſtatt lächerlich, ganz graulich und geſpenſtiſch erſchienen. In den alten gelbverſchrumpften Geſichtern, in den blinzenden Augen wollt' ich es leſen, in dem ſchlechten Franzöſiſch, das halb durch die eingekniffenen blauen Lippen, halb durch die ſpitzen Naſen herausſchnarrte, wollt' ich es hören, wie ſich die Alten mit den unheimlichen, im Schloſſe herumſpukenden Weſen wenigſtens auf guten Fuß geſetzt hätten, und auch wohl ſelbſt Verſtörendes und Entſetzliches zu treiben vermöchten. Der Großonkel, zu allem Luſtigen aufgelegt, verſtrickte mit ſeiner Ironie die Alten in ein ſolches tolles Gewäſche, daß ich in anderer Stimmung nicht gewußt hätte, wie das ausgelaſſenſte Gelächter in mich hineinſchlucken, aber wie geſagt, die Baroneſſen ſammt ihrem Geplapper waren und blieben geſpenſtiſch, und der Alte, der mir eine beſondere Luſt bereiten wollte, blickte mich einmal übers andere ganz verwundert an. So wie wir nach Tiſche in unſerm Zimmer allein waren, brach er los: „Aber, Vetter, ſag' mir um des Himmelswillen, was iſt dir? — Du lachſt nicht, du ſprichſt nicht, du iſſeſt nicht, du trinkſt nicht? — Biſt du krank? oder fehlt es ſonſt woran?" — Ich nahm jetzt gar keinen Anſtand ihm alles Grauliche, Entſetzliche, was ich in voriger Nacht überſtanden, ganz ausführlich zu erzählen. Nichts verſchwieg ich, vorzüglich auch nicht, daß ich viel Punſch getrunken und in

Schillers Geiſterſeher geleſen. „Bekennen muß ich dies," ſetzte ich hinzu, „denn ſo wird es glaublich, daß meine überreizte arbeitende Fantaſie all' die Erſcheinungen ſchuf, die nur innerhalb den Wänden meines Gehirns exiſtirten." Ich glaubte, daß nun der Großonkel mir derb zuſetzen würde mit körnigten Späßen über meine Geiſterſeherei, ſtatt deſſen wurde er ſehr ernſthaft, ſtarrte in den Boden hinein, warf dann den Kopf ſchnell in die Höhe und ſprach, mich mit dem brennenden Blick ſeiner Augen anſchauend: „Ich kenne dein Buch nicht, Vetter! aber weder ſeinem, noch dem Geiſt des Punſches haſt du jenen Geiſterſpuk zu verdanken. Wiſſe, daß ich daſſelbe, was dir widerfuhr, träumte. Ich ſaß, ſo wie du (ſo kam es mir vor), im Lehnſtuhl bei dem Kamin, aber was ſich dir nur in Tönen kund gethan, das ſah ich, mit dem innern Auge es deutlich erfaſſend. Ja! ich erblickte den graulichen Unhold, wie er hereintrat, wie er kraftlos an die vermauerte Thür ſchlich, wie er in troſtloſer Verzweiflung an der Wand kratzte, daß das Blut unter den zerriſſenen Nägeln herausquoll, wie er dann hinabſtieg, das Pferd aus dem Stalle zog und in den Stall zurückbrachte. Haſt du es gehört, wie der Hahn im fernen Gehöfte des Dorfes krähte? — Da weckteſt du mich und ich widerſtand bald dem böſen Spuk des entſetzlichen Menſchen, der noch vermag, das heitre Leben grauenhaft zu verſtören." Der Alte hielt inne, aber ich mochte nicht fragen, wohlbedenkend, daß er mir alles aufklären werde, wenn er es gerathen finden ſollte. Nach einer Weile, in der er tief in ſich gekehrt da geſeſſen, fuhr der Alte fort: „Vetter, haſt du Muth genug, jetzt nachdem du weißt, wie ſich alles begiebt, den Spuk noch einmal zu beſtehen? und zwar mit mir zuſammen?" Es war natürlich, daß ich erklärte, wie ich mich jetzt dazu ganz erkräftigt

fühle. „So wollen wir,“ ſprach der Alte weiter, „in künftiger Nacht zuſammen wachen. Eine innere Stimme ſagt mir, daß meiner geiſtigen Gewalt nicht ſowohl, als meinem Muthe, der ſich auf feſtes Vertrauen gründet, der böſe Spuk weichen muß, und daß es kein freveliches Beginnen, ſondern ein frommes, tapferes Werk iſt, wenn ich Leib und Leben daran wage, den böſen Unhold zu bannen, der hier die Söhne aus der Stammburg der Ahnherrn treibt. — Doch! von keiner Wagniß iſt ja die Rede, denn in ſolch’ feſtem redlichen Sinn, in ſolch’ frommen Vertrauen, wie es in mir lebt, iſt und bleibt man ein ſiegreicher Held. — Aber ſollt’ es dennoch Gottes Wille ſeyn, daß die böſe Macht mich anzutaſten vermag, ſo ſollſt du, Vetter! es verkünden, daß ich im redlichen chriſtlichen Kampf mit dem Höllengeiſt, der hier ſein verſtörendes Weſen treibt, unterlag! — Du! — halt dich ferne! — dir wird dann nichts geſchehen!“ —

Unter mancherlei zerſtreuenden Geſchäften war der Abend herangekommen. Franz hatte, wie geſtern, das Abendeſſen abgeräumt und uns Punſch gebracht, der Vollmond ſchien hell durch die glänzenden Wolken, die Meereswellen brauſten und der Nachtwind heulte und ſchüttelte die klirrenden Scheiben der Bogenfenſter. Wir zwangen uns, im Innern aufgeregt, zu gleichgültigen Geſprächen. Der Alte hatte ſeine Schlaguhr auf den Tiſch gelegt. Sie ſchlug zwölfe. Da ſprang mit entſetzlichem Krachen die Thür auf und wie geſtern ſchwebten leiſe und langſam Tritte quer durch den Saal und das Aechzen und Seufzen ließ ſich vernehmen. Der Alte war verblaßt, aber ſeine Augen erſtrahlten in ungewöhnlichem Feuer, er erhob ſich vom Lehnſtuhl, und indem er in ſeiner großen Geſtalt, hochaufgerichtet, den linken Arm in die Seite geſtemmt, den rech=

ten weit vorſtreckend nach der Mitte des Saals, da ſtand, war er anzuſehen, wie ein gebietender Held. Doch immer ſtärker und vernehmlicher wurde das Seufzen und Aechzen, und nun fing es an abſcheulicher als geſtern an der Wand hin und her zu kratzen. Da ſchritt der Alte vorwärts, gerade auf die zugemauerte Thür los, mit feſten Tritten, daß der Fußboden erdröhnte. Dicht vor der Stelle, wo es toller und toller kratzte, ſtand er ſtill und ſprach mit ſtarkem, feierlichem Ton, wie ich ihn nie gehört: „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da kreiſchte es auf grauenvoll und entſetzlich, und ein dumpfer Schlag geſchah, wie wenn eine Laſt zu Boden ſtürzte. „Suche Gnade und Erbarmen vor dem Thron des Höchſten, dort iſt dein Platz! Fort mit dir aus dem Leben, dem du niemals mehr angehören kannſt!“ — So rief der Alte noch gewaltiger als vorher, es war als ginge ein leiſes Gewimmer durch die Lüfte und erſterbe im Sauſen des Sturms, der ſich zu erheben begann. Da ſchritt der Alte nach der Thür und warf ſie zu, daß es laut durch den öden Vorſaal wiederhallte. In ſeiner Sprache, in ſeinen Gebehrden lag etwas übermenſchliches, das mich mit tiefem Schauer erfüllte. Als er ſich in den Lehnſtuhl ſetzte, war ſein Blick wie verklärt, er faltete ſeine Hände, er betete im Innern. So mochten einige Minuten vergangen ſeyn, da frug er mit der milden, tief in das Herz dringenden Stimme, die er ſo ſehr in ſeiner Macht hatte: „Nun, Vetter?“ Von Schauer — Entſetzen — Angſt — heiliger Ehrfurcht und Liebe durchbebt ſtürzte ich auf die Kniee und benetzte die mir dargebotene Hand mit heißen Thränen. Der Alte ſchloß mich in ſeine Arme, und indem er mich innig an ſein Herz drückte, ſprach er ſehr weich: „Nun wollen wir auch recht ſanft ſchlafen, lieber Vetter!“ — Es geſchah

auch ſo, und als ſich in der folgenden Nacht durchaus nichts Unheimliches verſpüren ließ, gewannen wir die alte Heiterkeit wieder, zum Nachtheil der alten Baroneſſen, die, blieben ſie auch in der That ein wenig geſpenſtiſch, mit ihrem abenteuerlichen Weſen, doch nur ergötzlichen Spuk trieben, den der Alte auf poſſierliche Weiſe anzuregen wußte.

Endlich, nach mehreren Tagen, traf der Baron ein mit ſeiner Gemahlin und zahlreichem Jagdgefolge, die geladenen Gäſte ſammelten ſich und nun ging in dem plötzlich lebendig gewordenen Schloſſe das laute wilde Treiben los, wie es vorhin beſchrieben. Als der Baron gleich nach ſeiner Ankunft in unſern Saal trat, ſchien er über unſern veränderten Aufenthalt auf ſeltſame Weiſe befremdet, er warf einen düſtern Blick auf die zugemauerte Thür, und ſchnell ſich abwendend, fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er irgend eine böſe Erinnerung verſcheuchen. Der Groß-Onkel ſprach von der Verwüſtung des Gerichtsſaals und der anſtoßenden Gemächer, der Baron tadelte es, daß Franz uns nicht beſſer einlogirt habe, und forderte den Alten recht gemüthlich auf, doch nur zu gebieten, wenn ihm irgend etwas in dem neuen Gemach, das doch viel ſchlechter ſey, als das, was er ſonſt bewohnt, an ſeiner Bequemlichkeit abginge. Ueberhaupt war das Betragen des Barons gegen den alten Großonkel nicht allein herzlich, ſondern ihm miſchte ſich eine gewiſſe kindliche Ehrfurcht bei, als ſtehe der Baron mit dem Alten in verwandtſchaftlichem Reſpektsverhältniß. Dies war aber auch das Einzige, was mich mit dem rauhen, gebieteriſchen Weſen des Barons, das er immer mehr und mehr entwickelte, einigermaßen zu verſöhnen vermochte. Mich ſchien er wenig oder gar nicht zu beachten, er ſah in mir den gewöhnlichen Schreiber. Gleich das erſte Mal, als ich eine Ver-

handlung aufgenommen, wollte er etwas in der Faſſung unrichtig finden, das Blut wallte mir auf und ich war im Begriff, irgend etwas Schneidendes zu erwiedern, als der Großonkel das Wort nehmend, verſicherte, daß ich denn nun einmahl alles recht nach ſeinem Sinne mache und daß dieſer doch nur hier in gerichtlicher Verhandlung walten könne. Als wir allein waren, beſchwerte ich mich bitter über den Baron, der mir immer mehr im Grunde der Seele zuwider werde. „Glaube mir, Vetter!“ erwiederte der Alte, „daß der Baron trotz ſeines unfreundlichen Weſens der vortrefflichſte, gutmüthigſte Menſch von der Welt iſt. Dieſes Weſen hat er auch, wie ich dir ſchon ſagte, erſt ſeit der Zeit angenommen, als er Majoratsherr wurde, vorher war er ein ſanfter, beſcheidener Jüngling. Ueberhaupt iſt es denn doch aber nicht mit ihm ſo arg, wie du es machſt, und ich möchte wohl wiſſen, warum er dir ſo gar ſehr zuwider iſt.“ Indem der Alte die letzten Worte ſprach, lächelte er recht höhniſch, und das Blut ſtieg mir ſiedend heiß ins Geſicht. Mußte mir nun nicht mein Innres recht klar werden, mußte ich es nicht deutlich fühlen, daß jenes wunderliche Haſſen aufkeimte aus dem Lieben, oder vielmehr aus dem Verlieben in ein Weſen, das mir das holdeſte, hochherrlichſte zu ſeyn ſchien, was jemahls auf Erden gewandelt? Dieſes Weſen war niemand, als die Baroneſſe ſelbſt. Schon gleich als ſie angekommen und in einem ruſſiſchen Zobelpelz, der knapp anſchloß an den zierlich gebauten Leib, das Haupt in reiche Schleier gewickelt, durch die Gemächer ſchritt, wirkte ihre Erſcheinung auf mich wie ein mächtiger unwiderſtehlicher Zauber. Ja, ſelbſt der Umſtand, daß die alten Tanten in verwunderlicheren Kleidern und Fontangen, als ich ſie noch geſehen, an beiden Seiten neben ihr her trippelten und ihre franzöſiſchen Bewillkommun-

gen herſchnatterten, während ſie, die Baronin, mit unbeſchreib=lich milden Blicken um ſich her ſchaute, und bald dieſem, bald jenem freundlich zunickte, bald in dem rein tönenden Curlän=diſchen Dialekt einige deutſche Worte dazwiſchen flötete, ſchon dieſes gab ein wunderbar fremdartiges Bild, und unwillkürlich reihte die Fantaſie dies Bild an jenen unheimlichen Spuk, und die Baroneſſe wurde der Engel des Lichts, dem ſich die böſen geſpenſtiſchen Mächte beugen. — Die wunderherrliche Frau tritt lebhaft vor meines Geiſtes Augen. Sie mochte wohl damals kaum neunzehn Jahre zählen, ihr Geſicht eben ſo zart, wie ihr Wuchs, trug den Ausdruck der höchſten Engelsgüte, vorzüglich lag aber in dem Blick der dunklen Augen ein unbeſchreiblicher Zauber, wie feuchter Mondesſtrahl ging darin eine ſchwermü=thige Sehnſucht auf; ſo wie in ihrem holdſeligen Lächeln ein ganzer Himmel voll Wonne und Entzücken. Oft ſchien ſie ganz in ſich ſelbſt verloren, und dann gingen düſtre Wolkenſchatten über ihr holdes Antlitz. Man hätte glauben ſollen, irgend ein verſtörender Schmerz müſſe ſie befangen, mir ſchien es aber, daß wohl die düſtere Ahnung einer trüben, Unglücksſchwangeren Zukunft es ſey, von der ſie in ſolchen Augenblicken erfaßt werde, und auch damit ſetzte ich auf ſeltſame Weiſe, die ich mir wei=ter gar nicht zu erklären wußte, den Spuk im Schloſſe in Ver=bindung. — Den andern Morgen, nachdem der Baron ange=kommen, verſammelte ſich die Geſellſchaft zum Frühſtück, der Alte ſtellte mich der Baroneſſe vor, und wie es in ſolcher Stim=mung, wie die meinige war, zu geſchehen pflegt, ich nahm mich unbeſchreiblich albern, indem ich auf die einfachen Fragen der holden Frau, wie es mir auf dem Schloſſe gefalle u. ſ., mich in die wunderlichſten ſinnloſeſten Reden verfing, ſo daß die alten Tanten meine Verlegenheit wohl lediglich dem profunden Re=

ſpekt vor der Herrin zuſchrieben, ſich meiner huldreich anneh- men zu müſſen glaubten, und mich in franzöſiſcher Sprache als einen ganz artigen und geſchickten jungen Menſchen, als einen garçon très joli anprieſen. Das ärgerte mich, und plötz- lich mich ganz beherrſchend, fuhr mir ein Witzwort heraus in beſſerem Franzöſiſch, als die Alten es ſprachen, worauf ſie mich mit großen Augen anguckten und die langen ſpitzen Naſen reich- lich mit Tabak bedienten. An dem ernſteren Blick der Ba- roneſſe, mit dem ſie ſich von mir ab zu einer andern Dame wandte, merkte ich, daß mein Witzwort hart an eine Narrheit ſtreifte, das ärgerte mich noch mehr, und ich verwünſchte die Alten in den Abgrund der Hölle. Die Zeit des ſchäferiſchen Schmachtens, des Liebesunglücks in kindiſcher Selbſtbethörung hatte mir der alte Großonkel längſt weg ironirt, und wohl merkt' ich, daß die Baronin tiefer und mächtiger, als noch bis jetzt eine Frau, mich in meinem innerſten Gemüth gefaßt hatte. Ich ſah, ich hörte nur ſie, aber bewußt war ich mir deutlich und beſtimmt, daß es abgeſchmackt, ja wahnſinnig ſeyn würde, irgend eine Liebelei zu wagen, wiewohl ich auch die Unmög- lichkeit einſah, wie ein verliebter Knabe von weitem zu ſtaunen und anzubeten, deſſen ich mich ſelbſt hätte ſchämen müſſen. Der herrlichen Frau näher zu treten, ohne ihr nur mein inneres Gefühl ahnen zu laſſen, das ſüße Gift ihrer Blicke, ihrer Worte einſaugen und dann fern von ihr, ſie lange, vielleicht immer- dar im Herzen tragen, das wollte und konnte ich. Dieſe ro- mantiſche, ja wohl ritterliche Liebe, wie ſie mir aufging in ſchlaf- loſer Nacht, ſpannte mich dermaßen, daß ich kindiſch genug war, mich ſelbſt auf pathetiſche Weiſe zu haranguiren und zuletzt ſehr kläglich zu ſeufzen: Seraphine, ach Seraphine! ſo daß der Alte erwachte und mir zurief: „Vetter! — Vetter! ich glaube

du fantaſirſt mit lauter Stimme! — Thu's bei Tage, wenn's möglich iſt, aber zur Nachtzeit laß mich ſchlafen!" Ich war nicht wenig beſorgt, daß der Alte, der ſchon mein aufgeregtes Weſen bei der Ankunft der Baronin wohl bemerkt, den Namen gehört haben und mich mit ſeinem ſarkaſtiſchen Spott überſchütten werde, er ſagte am andern Morgen aber nichts weiter, als bei dem Hineingehen in den Gerichtsſaal: „Gott gebe Jedem gehörigen Menſchenverſtand und Sorglichkeit ihn in gutem Verſchluß zu halten. Es iſt ſchlimm, mir nichts dir nichts ſich in einen Haſenfuß umzuſetzen." Hierauf nahm er Platz an dem großen Tiſch und ſprach: „Schreibe fein deutlich, lieber Vetter! damit ich's ohne Anſtoß zu leſen vermag."

Die Hochachtung, ja die kindliche Ehrfurcht, die der Baron meinem alten Großonkel erzeigte, ſprach ſich in Allem aus. So mußte er auch bei Tiſche den ihm von vielen beneideten Platz neben der Baroneſſe einnehmen, mich warf der Zufall bald hier bald dorthin, doch pflegten gewöhnlich ein paar Offiziere aus der nahen Hauptſtadt mich in Beſchlag zu nehmen, um ſich über alles Neue und Luſtige, was dort geſchehen, recht auszuſprechen und dabei wacker zu trinken. So kam es, daß ich mehrere Tage hindurch, ganz fern von der Baroneſſe, am untern Ende des Tiſches ſaß, bis mich endlich ein Zufall in ihre Nähe brachte. Als der verſammelten Geſellſchaft der Eßſaal geöffnet wurde, hatte mich gerade die Geſellſchafterin der Baronin, ein nicht mehr ganz junges Fräulein, aber ſonſt nicht häßlich und nicht ohne Geiſt, in ein Geſpräch verwickelt, das ihr zu behagen ſchien. Der Sitte gemäß mußte ich ihr den Arm geben, und nicht wenig erfreut war ich, als ſie der Baronin ganz nahe Platz nahm, die ihr freundlich zunickte. Man kann denken, daß nun alle Worte, die ich ſprach, nicht mehr

der Nachbarin allein, ſondern hauptſächlich der Baronin galten. Mag es ſeyn, daß meine innere Spannung Allem, was ich ſprach, einen beſondern Schwung gab, genug, das Fräulein wurde aufmerkſamer und aufmerkſamer, ja zuletzt unwiderſtehlich hineingezogen in die bunte Welt ſtets wechſelnder Bilder, die ich ihr aufgehen ließ. Sie war, wie geſagt, nicht ohne Geiſt, und ſo geſchah es bald, daß unſer Geſpräch, ganz unabhängig von den vielen Worten der Gäſte, die hin und her ſtreiften, auf ſeine eigene Hand lebte und dorthin, wohin ich es haben wollte, einige Blitze ſandte. Wohl merkt' ich nemlich, daß das Fräulein der Baronin bedeutende Blicke zuwarf, und daß dieſe ſich mühte uns zu hören. Vorzüglich war dies der Fall, als ich, da das Geſpräch ſich auf Muſik gewandt, mit voller Begeiſterung von der herrlichen, heiligen Kunſt ſprach und zuletzt nicht verheelte, daß ich, trockner, langweiliger Juriſterei, der ich mich ergeben, unerachtet, den Flügel mit ziemlicher Fertigkeit ſpiele, ſinge und auch wohl ſchon manches Lied geſetzt habe. — Man war in den andern Saal getreten, um Kaffee und Liqueure zu nehmen, da ſtand ich unverſehens, ſelbſt wußte ich nicht wie, vor der Baronin, die mit dem Fräulein geſprochen. Sie redete mich ſogleich an, indem ſie, doch freundlicher und in dem Ton, wie man mit einem Bekannten ſpricht, jene Fragen, wie mir der Aufenthalt im Schloſſe zuſage u. ſ., wiederholte. Ich verſicherte, daß in den erſten Tagen die ſchauerliche Oede der Umgebung, ja ſelbſt das alterthümliche Schloß mich ſeltſam geſtimmt habe, daß aber eben in dieſer Stimmung viel Herrliches aufgegangen und daß ich nur wünſche, der wilden Jagden, an die ich nicht gewöhnt, überhoben zu ſeyn. Die Baronin lächelte, indem ſie ſprach: „Wohl kann ich's mir denken, daß Ihnen das wüſte Treiben in unſern Föhrenwäldern

nicht eben behaglich ſeyn kann. — Sie ſind Muſiker, und täuſcht mich nicht Alles, gewiß auch Dichter! — Mit Leidenſchaft liebe ich beide Künſte! — ich ſpiele ſelbſt etwas die Harfe, das muß ich nun in R . . ſitten entbehren, denn mein Mann mag es nicht, daß ich das Inſtrument mitnehme, deſſen ſanftes Getön ſchlecht ſich ſchicken würde zu dem wilden Halloh, zu dem gellenden Hörnergetöſe der Jagd, das ſich hier nur hören laſſen ſoll! — O mein Gott! wie würde mich hier Muſik erfreun!" Ich verſicherte, daß ich meine ganze Kunſt aufbieten werde, ihren Wunſch zu erfüllen, da es doch im Schloſſe unbezweifelt ein Inſtrument, ſey es auch nur ein alter Flügel, geben werde. Da lachte aber Fräulein Adelheid (der Baronin Geſellſchafterin) hell auf und frug, ob ich denn nicht wiſſe, daß ſeit Menſchen Gedenken im Schloſſe keine andern Inſtrumente gehört worden, als krächzende Trompeten, im Jubel lamentirende Hörner der Jäger und heiſere Geigen, verſtimmte Bäſſe, meckernde Hoboen herumziehender Muſikanten. Die Baronin hielt den Wunſch, Muſik und zwar mich zu hören, feſt, und beide, ſie und Adelheid, erſchöpften ſich in Vorſchlägen, wie ein leidliches Fortepiano herbeigeſchafft werden könne. In dem Augenblick ſchritt der alte Franz durch den Saal. „Da haben wir den, der für alles guten Rath weiß, der alles herbeiſchafft, ſelbſt das Unerhörte und Ungeſehene!" Mit dieſen Worten rief ihn Fräulein Adelheid heran und indem ſie ihm begreiflich machte, worauf es ankomme, horchte die Baronin mit gefalteten Händen, mit vorwärts gebeugtem Haupt, dem Alten mit mildem Lächeln ins Auge blickend, zu. Gar anmuthig war ſie anzuſehen, wie ein holdes, liebliches Kind, das ein erſehntes Spielzeug nur gar zu gern ſchon in Händen hätte. Franz, nachdem er in ſeiner weitläuftigen Manier mehrere Urſachen hergezählt hatte, warum

es denn ſchier unmöglich ſey, in der Geſchwindigkeit ſolch ein rares Inſtrument herbeizuſchaffen, ſtrich ſich endlich mit behaglichem Schmunzeln den Bart und ſprach: „Aber die Frau Wirthſchaftsinſpectorin drüben im Dorfe ſchlägt ganz ungemein geſchickt das Clavizimbel, oder wie ſie es jetzt nennen mit dem ausländiſchen Namen, und ſingt dazu ſo fein und lamentabel, daß einem die Augen roth werden, wie von Zwiebeln und man hüpfen möchte mit beiden Beinen" — „Und beſitzt ein Fortepiano!" fiel Fräulein Adelheid ihm in die Rede. „Ei freilich," fuhr der Alte fort, „direkt aus Dresden iſt es gekommen — ein" — „O das iſt herrlich," unterbrach ihn die Baronin — „ein ſchönes Inſtrument," ſprach der Alte weiter, „aber ein wenig ſchwächlich, denn als der Organiſt neulich das Lied: In allen meinen Thaten, darauf ſpielen wollte, ſchlug er alles in Grund und Boden, ſo daß" — „O mein Gott," riefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, „ſo daß," fuhr der Alte fort, „es mit ſchweren Koſten nach R— geſchafft und dort reparirt werden mußte." „Iſt es denn nun wieder hier," frug Fräulein Adelheid ungeduldig. „Ei freilich, gnädiges Fräulein! und die Frau Wirthſchaftsinſpectorin wird es ſich zur Ehre rechnen" — In dieſem Augenblick ſtreifte der Baron vorüber, er ſah ſich wie befremdet nach unſerer Gruppe um und flüſterte ſpöttiſch lächelnd der Baronin zu: „muß Franz wieder guten Rath ertheilen?" Die Baronin ſchlug erröthend die Augen nieder, und der alte Franz ſtand erſchrocken abbrechend, den Kopf gerade gerichtet, die herabhängenden Arme dicht an den Leib gedrückt, in ſoldatiſcher Stellung da. — Die alten Tanten ſchwammen in ihren ſtoffnen Kleidern auf uns zu und entführten die Baronin. Ihr folgte Fräulein Adelheid. Ich war wie bezaubert ſtehen geblieben. Entzücken, daß ich nun

ihr, der Angebeteten, die mein ganzes Weſen beherrſchte, mich nahen werde, kämpfte mit düſterm Mißmuth und Aerger über den Baron, der mir als ein rauher Deſpot erſchien. War er dies nicht, durfte dann wohl der alte eisgraue Diener ſo ſklaviſch ſich benehmen? — „Hörſt du, ſieh'ſt du endlich,“ rief der Großonkel mir auf die Schulter klopfend; wir gingen hinauf in unſer Gemach. „Dränge dich nicht ſo an die Baronin,“ ſprach er, als wir angekommen, „wozu ſoll das, überlaß es den jungen Gecken, die gern den Hof machen und an denen es ja nicht mangelt.“ — Ich erzählte, wie alles gekommen und forderte ihn auf mir nun zu ſagen: „ob ich ſeinen Vorwurf verdiene,“ er erwiederte aber darauf nichts als: „Hm hm“ — zog den Schlafrock an, ſetzte ſich mit angezündeter Pfeife in den Lehnſtuhl und ſprach von den Ereigniſſen der geſtrigen Jagd, mich foppend über meine Fehlſchüſſe. Im Schloſſe war es ſtill geworden, Herren und Damen beſchäftigten ſich in ihren Zimmern mit dem Putz für die Nacht. Jene Muſikanten mit den heiſern Geigen, mit den verſtimmten Bäſſen und den meckernden Hoboen, von denen Fräulein Adelheid geſprochen, waren nemlich angekommen und es ſollte für die Nacht nichts geringeres geben, als einen Ball in beſtmöglichſter Form. Der Alte, den ruhigen Schlaf ſolch faſelndem Treiben vorziehend, blieb in ſeinem Gemach, ich hingegen hatte mich eben zum Ball gekleidet, als es leiſe an unſere Thür klopfte und Franz hineintrat, der mir mit behaglichem Lächeln verkündete, daß ſo eben das Clavizimbel von der Frau Wirthſchaftsinſpektorin in einem Schlitten angekommen und zur gnädigen Frau Baronin getragen worden ſey. Fräulein Adelheid ließe mich einladen nur gleich herüber zu kommen. Man kann denken, wie mir alle Pulſe ſchlugen, mit welchem innern ſüßen Erbeben ich das

Zimmer öffnete, in dem ich ſie fand. Fräulein Adelheid kam mir freundlich entgegen. Die Baronin, ſchon zum Ball völlig geputzt, ſaß ganz nachdenklich vor dem geheimnißvollen Kaſten, in dem die Töne ſchlummern ſollten, die zu wecken ich berufen. Sie ſtand auf, ſo in vollem Glanz der Schönheit ſtrahlend, daß ich keines Wortes mächtig ſie anſtarrte. „Nun Theodor" (nach der gemüthlichen Sitte des Nordens, die man im tieferen Süden wiederfindet, nannte ſie jeden bei ſeinem Vornamen) „Nun, Theodor," ſprach ſie freundlich, „das Inſtrument iſt gekommen, gebe der Himmel, daß es Ihrer Kunſt nicht ganz unwürdig ſeyn möge." So wie ich den Deckel öffnete, rauſchten mir eine Menge geſprungener Saiten entgegen, und ſo wie ich einen Akkord griff, klang es, da alle Saiten, die noch ganz geblieben, durchaus verſtimmt waren, widrig und abſcheulich. „Der Organiſt iſt wieder mit ſeinen zarten Händchen drüber her geweſen," rief Fräulein Adelheid lachend, aber die Baronin ſprach ganz mißmuthig: „das iſt denn doch ein rechtes Unglück! — ach, ich ſoll denn hier nun einmal keine Freude haben!" — Ich ſuchte in dem Behälter des Inſtruments und fand glücklicher Weiſe einige Rollen Saiten, aber durchaus keinen Stimmhammer! — Neue Klagen! — „Jeder Schlüſſel, deſſen Bart in die Wirbel paſſe, könne gebraucht werden," erklärte ich; da liefen beide, die Baronin und Fräulein Adelheid, freudig hin und wieder, und nicht lange dauerte es, ſo lag ein ganzes Magazin blanker Schlüſſelchen vor mir auf dem Reſonanzboden.

Nun machte ich mich emſig drüber her — Fräulein Adelheid, die Baronin ſelbſt mühte ſich mir beizuſtehen, dieſen — jenen Wirbel probirend — Da zieht einer den trägen Schlüſſel an, „es geht, es geht!" riefen ſie freudig — Da rauſcht die

Saite, die ſich ſchier bis zur Reinheit herangeächzt, geſprungen auf und erſchrocken fahren ſie zurück! — Die Baronin handthiert mit den kleinen zarten Händchen in den ſpröden Drathſaiten, ſie reicht mir die Nummern, die ich verlange, und hält ſorgſam die Rolle, die ich abwickle; plötzlich ſchnurrt eine auf, ſo daß die Baronin ein ungeduldiges Ach! ausſtößt — Fräulein Adelheid lacht laut auf, ich verfolge den verwirrten Knäuel bis in die Ecke des Zimmers, und wir alle ſuchen aus ihm noch eine gerade unzerknickte Saite herauszuziehen, die dann aufgezogen zu unſerm Leidweſen wieder ſpringt — aber endlich — endlich ſind gute Rollen gefunden, die Saiten fangen an zu ſtehen und aus dem mißtönigen Sumſen gehen allmählig klare, reine Akkorde hervor! „Ach es glückt, es glückt — das Inſtrument ſtimmt ſich!“ ruft die Baronin, indem ſie mich mit holdem Lächeln anblickt! — Wie ſchnell vertrieb dies gemeinſchaftliche Mühen alles Fremde, Nüchterne, das die Convenienz hinſtellt; wie ging unter uns eine heimiſche Vertraulichkeit auf, die, ein elektriſcher Hauch mich durchglühend, die verzagte Beklommenheit, welche wie Eis auf meiner Bruſt lag, ſchnell wegzehrte. Jener ſeltſame Pathos, wie ihn ſolche Verliebtheit, wie die meinige, wohl erzeugt, hatte mich ganz verlaſſen und ſo kam es, daß, als nun endlich das Pianoforte leidlich geſtimmt war, ich, ſtatt, wie ich gewollt, meine innern Gefühle in Fantaſien recht laut werden zu laſſen, in jene ſüße liebliche Canzonetten verfiel, wie ſie aus dem Süden zu uns herüber geklungen. Während dieſer Senza di te — dieſer Sentimi idol mio, dieſer Almen se non poss'io und hundert morir mi sento's und Addio's und Oh dio's wurden leuchtender und leuchtender Seraphinens Blicke. Sie hatte ſich dicht neben mir an das Inſtrument geſetzt, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange

ſpielen; indem ſie ihren Arm hinter mir auf die Stuhllehne ſtützte, fiel ein weißes Band, das ſich von dem zierlichen Ballkleide losgeneſtelt, über meine Schulter und flatterte von meinen Tönen, von Seraphinens leiſen Seufzern berührt hin und her, wie ein getreuer Liebesbote! — Es war zu verwundern, daß ich den Verſtand behielt! — Als ich mich auf irgend ein neues Lied beſinnend in den Akkorden herumfuhr, ſprang Fräulein Adelheid, die in einer Ecke des Zimmers geſeſſen, herbei, kniete vor der Baronin hin, und bat, ihre beide Hände erfaſſend und an die Bruſt drückend: „O liebe Baronin — Seraphinchen, nun mußt du auch ſingen!" — Die Baronin erwiederte: „Wo denkſt du aber auch hin, Adelheid! — wie mag ich mich denn vor unſerm Virtuoſen da mit meiner elenden Singerei hören laſſen!" — Es war lieblich anzuſchauen, wie ſie, gleich einem frommverſchämten Kinde, die Augen niederſchlagend und hocherröthend mit der Luſt und mit der Scheu kämpfte. — Man kann denken, wie ich ſie anflehte, und, als ſie kleine kurländiſche Volkslieder erwähnte, nicht nachließ, bis ſie mit der linken Hand herüberlangend einige Töne auf dem Inſtrument verſuchte, wie zur Einleitung. Ich wollte ihr Platz machen am Inſtrument, ſie ließ es aber nicht zu, indem ſie verſicherte, daß ſie nicht eines einzigen Akkordes mächtig ſey, und daß eben deshalb ihr Geſang ohne Begleitung ſehr mager und unſicher klingen werde. Nun fing ſie mit zarter, glockenreiner, tief aus dem Herzen tönender Stimme ein Lied an, deſſen einfache Melodie ganz den Charakter jener Volkslieder trug, die ſo klar aus dem Innern herausleuchten, daß wir in dem hellen Schein, der uns umfließt, unſere höhere poetiſche Natur erkennen müſſen. Ein geheimnißvoller Zauber liegt in den unbedeutenden Worten des Textes, der zur Hieroglyphe des Unausſprechlichen wird,

von dem unſere Bruſt erfüllt. Wer denkt nicht an jene ſpaniſche Canzonetta, deren Inhalt den Worten nach nicht viel mehr iſt, als: Mit meinem Mädchen ſchifft' ich auf dem Meer, da wurd' es ſtürmiſch, und mein Mädchen wankte furchtſam hin und her. Nein! — nicht ſchiff' ich wieder mit meinem Mädchen auf dem Meer! — So ſagte der Baronin Liedlein nichts weiter: Jüngſt tanzt' ich mit meinem Schatz auf der Hochzeit, da fiel mir eine Blume aus dem Haar, die hob er auf, und gab ſie mir und ſprach: Wenn, mein Mädchen, gehn wir wieder zur Hochzeit? — Als ich bei der zweiten Strophe dies Liedchen in harpeggirenden Akkorden begleitete, als ich in der Begeiſterung, die mich erfaßt, die Melodien der folgenden Lieder gleich von den Lippen der Baronin wegſtahl, da erſchien ich ihr und der Fräulein Adelheid wie der größte Meiſter der Tonkunſt, ſie überhäuften mich mit Lobſprüchen. Die angezündeten Lichter des Ballſaals im Seitenflügel brannten hinein in das Gemach der Baronin, und ein mißtöniges Geſchrei von Trompeten und Hörnern verkündete, daß es Zeit ſey, ſich zum Ball zu verſammeln. „Ach, nun muß ich fort,“ rief die Baronin, ich ſprang auf vom Inſtrument. „Sie haben mir eine herrliche Stunde bereitet — es waren die heiterſten Momente, die ich jemals hier in R..ſitten verlebte.“ Mit dieſen Worten reichte mir die Baronin die Hand; als ich ſie im Rauſch des höchſten Entzückens an die Lippen drückte, fühlte ich ihre Finger heftig pulſirend an meiner Hand anſchlagen! Ich weiß nicht, wie ich in des Großonkels Zimmer, wie ich dann in den Ballſaal kam. — Jener Gaskogner fürchtete die Schlacht, weil jede Wunde ihm tödtlich werden müſſe, da er ganz Herz ſey! — Ihm mochte ich, ihm mag jeder in meiner Stimmung gleichen: jede Berührung wird tödtlich. Der Baronin Hand, die pul-

ſirenden Finger hatten mich getroffen wie vergiftete Pfeile, mein Blut brannte in den Adern! — Ohne mich gerade auszufragen, hatte der Alte am andern Morgen doch bald die Geſchichte des mit der Baronin verlebten Abends heraus, und ich war nicht wenig betreten, als er, der mit lachendem Munde und heitrem Tone geſprochen, plötzlich ſehr ernſt wurde und anfing: „Ich bitte dich, Vetter, widerſtehe der Narrheit, die dich mit aller Macht ergriffen! — Wiſſe, daß dein Beginnen, ſo harmlos wie es ſcheint, die entſetzlichſten Folgen haben kann, du ſtehſt in achtloſem Wahnſinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du dich es verſiehſt und du plumpſt hinein. Ich werde mich hüten, dich am Rockſchoß feſtzuhalten, denn ich weiß, du rappelſt dich ſelbſt wieder heraus und ſprichſt zum Tode erkrankt: das bischen Schnupfen bekam ich im Traume; aber ein böſes Fieber wird zehren an deinem Lebensmark, und Jahre werden hingehen, ehe du dich ermannſt. — Hol der Teufel deine Muſik, wenn du damit nichts beſſeres anzufangen weißt, als empfindelnde Weiber hinauszutrompeten aus friedlicher Ruhe.“ „Aber,“ unterbrach ich den Alten, „kommt es mir denn in den Sinn, mich bei der Baronin einzuliebeln?“ „Affe!“ rief der Alte, „wüßt' ich das, ſo würfe ich dich hier durchs Fenſter!“ — Der Baron unterbrach das peinliche Geſpräch, und das beginnende Geſchäft riß mich auf aus der Liebesträumerei, in der ich nur Seraphinen ſah und dachte. In der Geſellſchaft ſprach die Baronin nur dann und wann mit mir einige freundliche Worte, aber beinahe kein Abend verging, daß nicht heimliche Botſchaft kam von Fräulein Adelheid, die mich hinrief zu Seraphinen. Bald geſchah es, daß mannigfache Geſpräche mit der Muſik wechſelten. Fräulein Adelheid, die beinahe nicht jung genug war, um ſo naiv und drollig zu ſeyn, ſprang mit

allerley luſtigem und etwas konfuſem Zeuge dazwiſchen, wenn ich und Seraphine uns zu vertiefen begannen in ſentimentale Ahnungen und Träumereien. Aus mancher Andeutung mußt' ich bald erfahren, daß der Baronin wirklich irgend etwas Verſtörendes im Sinn liege, wie ich es gleich, als ich ſie zum erſten Male ſah, in ihrem Blick zu leſen glaubte, und die feindliche Wirkung des Hausgeſpenſtes ging mir ganz klar auf. Irgend etwas Entſetzliches war oder ſollte geſchehen. Wie oft drängte es mich, Seraphinen zu erzählen, wie mich der unſichtbare Feind berührt, und wie ihn der Alte, gewiß für immer, gebannt habe, aber eine mir ſelbſt unerklärliche Scheu feſſelte mir die Zunge im Augenblick als ich reden wollte.

Eines Tages fehlte die Baronin bei der Mittagstafel; es hieß, ſie kränkle, und könne das Zimmer nicht verlaſſen. Theilnehmend frug man den Baron, ob das Uebel von Bedeutung ſey. Er lächelte auf fatale Art, recht wie bitter höhnend, und ſprach: „Nichts als ein leichter Katarrh, den ihr die rauhe Seeluft zugeweht, die nun einmal hier kein ſüßes Stimmchen duldet, und keine andern Töne leidet, als das derbe Halloh der Jagd." — Bei dieſen Worten warf der Baron mir, der ihm ſchräg über ſaß, einen ſtechenden Blick zu. Nicht zu dem Nachbar, zu mir hatte er geſprochen. Fräulein Adelheid, die neben mir ſaß, wurde blutroth; vor ſich hin auf den Teller ſtarrend und mit der Gabel darauf herumkritzelnd lispelte ſie: „Und noch heute ſiehſt du Seraphinen, und noch heute werden deine ſüßen Liederchen beruhigend ſich an das kranke Herz legen." — Auch Adelheid ſprach dieſe Worte für mich, aber in dem Augenblick war es mir, als ſtehe ich mit der Baronin in unlauterm verbotenem Liebesverhältniß, das nur mit dem Entſetzlichen, mit einem Verbrechen, endigen

könne. — Die Warnungen des Alten fielen mir ſchwer aufs Herz. — Was ſollte ich beginnen! — Sie nicht mehr ſehen? — Das war, ſo lange ich im Schloſſe blieb, unmöglich, und durfte ich auch das Schloß verlaſſen, und nach K. zurückgehen, ich vermochte es nicht. Ach! nur zu ſehr fühlt' ich, daß ich nicht ſtark genug war, mich ſelbſt aufzurütteln aus dem Traum, der mich mit fantaſtiſchem Liebesglück neckte. Adelheid erſchien mir beinahe als gemeine Kupplerin, ich wollte ſie deshalb verachten — und doch, mich wieder beſinnend, mußte ich mich meiner Albernheit ſchämen. Was geſchah in jenen ſeligen Abendſtunden, das nur im mindeſten ein näheres Verhältniß mit Seraphinen, als Sitte und Anſtand es erlaubten, herbeiführen konnte? Wie durfte es mir einfallen, daß die Baronin irgend etwas für mich fühlen ſollte, und doch war ich von der Gefahr meiner Lage überzeugt! — Die Tafel wurde zeitiger aufgehoben, weil es noch auf Wölfe gehen ſollte, die ſich in dem Föhrenwalde, ganz nahe dem Schloſſe, hatten blicken laſſen. Die Jagd war mir recht in meiner aufgeregten Stimmung, ich erklärte dem Alten, mitziehn zu wollen, er lächelte mich zufrieden an, ſprechend: „das iſt brav, daß du auch einmal dich herausmachſt, ich bleibe heim, du kannſt meine Büchſe nehmen, und ſchnalle auch meinen Hirſchfänger um, im Fall der Noth iſt das eine gute ſichre Waffe, wenn man nur gleichmüthig bleibt.“ Der Theil des Waldes, in dem die Wölfe lagern mußten, wurde von den Jägern umſtellt. Es war ſchneidend kalt, der Wind heulte durch die Föhren, und trieb mir die hellen Schneeflocken ins Geſicht, daß ich, als nun vollends die Dämmerung einbrach, kaum ſechs Schritte vor mir hinſchauen konnte. Ganz erſtarrt verließ ich den mir angewieſenen Platz, und ſuchte Schutz tiefer im Walde. Da

lehnte ich an einen Baum, die Büchſe unterm Arm. Ich vergaß die Jagd, meine Gedanken trugen mich fort zu Seraphinen ins heimiſche Zimmer. Ganz entfernt fielen Schüſſe, in demſelben Moment rauſchte es im Röhricht, und nicht zehn Schritte von mir erblickte ich einen ſtarken Wolf, der vorüber rennen wollte. Ich legte an, drückte ab, — ich hatte gefehlt, das Thier ſprang mit glühenden Augen auf mich zu, ich war verloren, hatte ich nicht Beſonnenheit genug, das Jagdmeſſer herauszureißen, das ich dem Thier, als es mich packen wollte, tief in die Gurgel ſtieß, ſo daß das Blut mir über Hand und Arm ſpritzte. Einer von den Jägern des Barons, der mir unfern geſtanden, kam nun mit vollem Geſchrey herangelaufen, und auf ſeinen wiederholten Jagdruf ſammelten ſich alle um uns. Der Baron eilte auf mich zu: „Um des Himmels willen, Sie bluten? — Sie bluten — Sie ſind verwundet?“ Ich verſicherte das Gegentheil; da fiel der Baron über den Jäger her, der mir der nächſte geſtanden, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er nicht nachgeſchoſſen, als ich gefehlt, und unerachtet dieſer verſicherte, daß das gar nicht möglich geweſen, weil in derſelben Sekunde der Wolf auf mich zugeſtürzt, ſo daß jeder Schuß mich hätte treffen können, ſo blieb doch der Baron dabei, daß er mich, als einen minder erfahrnen Jäger, in beſondere Obhut hätte nehmen ſollen. Unterdeſſen hatten die Jäger das Thier aufgehoben, es war das größte der Art, das ſich ſeit langer Zeit hatte ſehen laſſen, und man bewunderte allgemein meinen Muth und meine Entſchloſſenheit, unerachtet mir mein Benehmen ſehr natürlich ſchien, und ich in der That an die Lebensgefahr, in der ich ſchwebte, gar nicht gedacht hatte. Vorzüglich bewies ſich der Baron theilnehmend, er konnte gar nicht aufhören zu fragen, ob ich, ſey ich auch nicht von der Beſtie verwundet, doch nichts

von den Folgen des Schrecks fürchte. Es ging zurück nach dem Schloſſe, der Baron faßte mich, wie einen Fund, unter den Arm, die Büchſe mußte ein Jäger tragen. Er ſprach noch immer von meiner heroiſchen That, ſo daß ich am Ende ſelbſt an meinen Heroismus glaubte, alle Befangenheit verlor, und mich ſelbſt dem Baron gegenüber als ein Mann von Muth und ſeltener Entſchloſſenheit feſtgeſtellt fühlte. Der Schulknabe hatte ſein Examen glücklich beſtanden, war kein Schulknabe mehr, und alle demüthige Aengſtlichkeit des Schulknaben war von ihm gewichen. Erworben ſchien mir jetzt das Recht, mich um Seraphinens Gunſt zu mühen. — Man weiß ja, welcher albernen Zuſammenſtellungen die Fantaſie eines verliebten Jünglings fähig iſt. — Im Schloſſe, am Kamin bei dem rauchenden Punſchnapf, blieb ich der Held des Tages; nur der Baron ſelbſt hatte außer mir noch einen tüchtigen Wolf erlegt, die übrigen mußten ſich begnügen, ihre Fehlſchüſſe dem Wetter — der Dunkelheit zuzuſchreiben, und grauliche Geſchichten von ſonſt auf der Jagd erlebtem Glück und überſtandener Gefahr zu erzählen. Von dem Alten glaubte ich nun gar ſehr gelobt und bewundert zu werden; mit dieſem Anſpruch erzählte ich ihm mein Abenteuer ziemlich breit, und vergaß nicht, das wilde, blutdürſtige Anſehn der wilden Beſtie mit recht grellen Farben auszumalen. Der Alte lachte mir aber ins Geſicht, und ſprach: „Gott iſt mächtig in den Schwachen!“ —

Als ich des Trinkens, der Geſellſchaft überdrüſſig, durch den Corridor nach dem Gerichtsſaal ſchlich, ſah ich vor mir eine Geſtalt, mit dem Licht in der Hand, hineinſchlüpfen. In den Saal tretend erkannte ich Fräulein Adelheid. „Muß man nicht umher irren wie ein Geſpenſt, wie ein Nachtwandler, um Sie, mein tapferer Wolfsjäger, aufzufinden! —“ So

liſpelte ſie mir zu, indem ſie mich bei der Hand ergriff. Die Worte: „Nachtwandler — Geſpenſt,“ fielen mir, hier an dieſem Orte ausgeſprochen, ſchwer aufs Herz; augenblicklich brachten ſie mir die geſpenſtiſchen Erſcheinungen jener beiden graulichen Nächte in Sinn und Gedanken, wie damals heulte der Seewind in tiefen Orgeltönen herüber, es knatterte und pfiff ſchauerlich durch die Bogenfenſter, und der Mond warf ſein bleiches Licht gerade auf die geheimnißvolle Wand, an der ſich das Kratzen vernehmen ließ. Ich glaubte Blutflecke daran zu erkennen. Fräulein Adelheid mußte, mich noch immer bei der Hand haltend, die Eiskälte fühlen, die mich durchſchauerte. „Was iſt Ihnen, was iſt Ihnen,“ ſprach ſie leiſe, „Sie erſtarren ja ganz? — Nun ich will Sie ins Leben rufen. Wiſſen Sie wohl, daß die Baronin es gar nicht erwarten kann, Sie zu ſehen? — Eher glaubt ſie nicht, daß der böſe Wolf Sie wirklich nicht zerbiſſen hat. Sie ängſtigt ſich unglaublich! — Ey, ey, mein Freund, was haben Sie mit Seraphinchen angefangen! Noch niemals habe ich ſie ſo geſehen. — Hu! — wie jetzt der Puls anfängt zu prickeln! — wie der todte Herr ſo plötzlich erwacht iſt! — Nun, kommen Sie — fein leiſe — wir müſſen zur kleinen Baronin!“ — Ich ließ mich ſchweigend fortziehen; die Art, wie Adelheid von der Baronin ſprach, ſchien mir unwürdig, und vorzüglich die Andeutung des Verſtändniſſes zwiſchen uns gemein. Als ich mit Adelheid eintrat, kam Seraphine mir mit einem leiſen Ach! drey — vier Schritte raſch entgegen, dann blieb ſie, wie ſich beſinnend, mitten im Zimmer ſtehen, ich wagte, ihre Hand zu ergreifen, und ſie an meine Lippen zu drücken. Die Baronin ließ ihre Hand in der meinigen ruhen, indem ſie ſprach: „Aber mein Gott, iſt es denn Ihres Berufs, es mit Wölfen aufzunehmen? Wiſſen

Sie denn nicht, daß Orpheus, Amphions fabelhafte Zeit längſt vorüber iſt, und daß die wilden Thiere allen Reſpekt vor den vortrefflichſten Sängern ganz verloren haben?" — Dieſe anmuthige Wendung, mit der die Baronin ihrer lebhaften Theilnahme ſogleich alle Mißdeutung abſchnitt, brachte mich augenblicklich in richtigen Ton und Takt. Ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich nicht, wie gewöhnlich, mich an das Inſtrument ſetzte, ſondern neben der Baronin auf dem Kanapee Platz nahm. Mit dem Wort: „Und wie kamen Sie denn in Gefahr?" erwies ſich unſer Einverſtändniß, daß es heute nicht auf Muſik, ſondern auf Geſpräch abgeſehen ſey. Nachdem ich meine Abenteuer im Walde erzählt, und der lebhaften Theilnahme des Barons erwähnt, mit der leiſen Andeutung, daß ich ihn deren nicht für fähig gehalten, fing die Baronin mit ſehr weicher, beinahe wehmüthiger Stimme an: „O wie muß Ihnen der Baron ſo ſtürmiſch, ſo rauh vorkommen, aber glauben Sie mir, nur während des Aufenthalts in dieſen finſtern unheimlichen Mauern, nur während des wilden Jagens in den öden Föhrenwäldern ändert er ſein ganzes Weſen, wenigſtens ſein äußeres Betragen. Was ihn vorzüglich ſo ganz und gar verſtimmt, iſt der Gedanke, der ihn beſtändig verfolgt, daß hier irgend etwas Entſetzliches geſchehen werde: daher hat ihn Ihr Abenteuer, das zum Glück ohne üble Folgen blieb, gewiß tief erſchüttert. Nicht den geringſten ſeiner Diener will er der mindeſten Gefahr ausgeſetzt wiſſen, viel weniger einen lieben neugewonnenen Freund, und ich weiß gewiß, daß Gottlieb, dem er Schuld gibt, Sie im Stiche gelaſſen zu haben, wo nicht mit Gefängniß beſtraft werden, doch die beſchämende Jägerſtrafe dulden wird, ohne Gewehr, mit einem Knittel in der Hand, ſich dem Jagdgefolge anſchließen zu müſſen. Schon,

daß ſolche Jagden, wie hier, nie ohne Gefahr ſind, und daß der Baron, immer Unglück befürchtend, doch in der Freude und Luſt daran, ſelbſt den böſen Dämon neckt, bringt etwas Zerriſſenes in ſein Leben, das feindlich ſelbſt auf mich wirken muß. Man erzählt viel Seltſames von dem Ahnherrn, der das Majorat ſtiftete, und ich weiß es wohl, daß ein düſteres Familiengeheimniß, das in dieſen Mauern verſchloſſen, wie ein entſetzlicher Spuk, die Beſitzer wegtreibt, und es ihnen nur möglich macht, eine kurze Zeit hindurch im lauten wilden Gewühl auszudauern. Aber ich! — wie einſam muß ich mich in dieſem Gewühl befinden, und wie muß mich das Unheimliche, das aus allen Wänden weht, im Innerſten aufregen! Sie, mein lieber Freund! haben mir die erſten heitern Augenblicke, die ich hier verlebte, durch Ihre Kunſt verſchafft! — wie kann ich Ihnen denn herzlich genug dafür danken! —" Ich küßte die mir dargebotene Hand, indem ich erklärte: daß auch ich gleich am erſten Tage, oder vielmehr in der erſten Nacht, das Unheimliche des Aufenthalts bis zum tiefſten Entſetzen gefühlt habe. Die Baronin blickte mir ſtarr ins Geſicht, als ich jenes Unheimliche der Bauart des ganzen Schloſſes, vorzüglich den Verzierungen im Gerichtsſaal, dem ſauſenden Seewinde u. ſ. w. zuſchrieb. Es kann ſeyn, daß Ton und Ausdruck darauf hindeuteten, daß ich noch etwas anderes meine, genug, als ich ſchwieg, rief die Baronin heftig: „Nein, nein — es iſt Ihnen irgend etwas Entſetzliches geſchehen in jenem Saal, den ich nie ohne Schauer betrete! — ich beſchwöre Sie — ſagen Sie mir Alles!" —

Zur Todtenbläſſe war Seraphinens Geſicht verbleicht, ich ſah wohl ein, daß es nun gerathener ſey, alles, was mir widerfahren, getreulich zu erzählen, als Seraphinens aufgeregter

Fantaſie es zu überlaſſen, vielleicht einen Spuk, der, in mir unbekannter Beziehung, noch ſchrecklicher ſeyn konnte, als der erlebte, ſich auszubilden. Sie hörte mich an, und immer mehr und mehr ſtieg ihre Beklommenheit und Angſt. Als ich des Kratzens an der Wand erwähnte, ſchrie ſie auf: „das iſt entſetzlich — ja, ja — in dieſer Mauer iſt jenes fürchterliche Geheimniß verborgen! —“ Als ich dann weiter erzählte, wie der Alte mit geiſtiger Gewalt und Uebermacht den Spuk gebannt, ſeufzte ſie tief, als würde ſie frey von einer ſchweren Laſt, die ihre Bruſt gedrückt. Sich zurücklehnend, hielt ſie beide Hände vor's Geſicht. Erſt jetzt bemerkte ich, daß Adelheid uns verlaſſen. Längſt hatte ich geendet, und da Seraphine noch immer ſchwieg, ſtand ich leiſe auf, ging an das Inſtrument, und mühte mich, in anſchwellenden Akkorden tröſtende Geiſter heraufzurufen, die Seraphinen dem finſtern Reiche, das ſich ihr in meiner Erzählung erſchloſſen, entführen ſollten. Bald intonirte ich ſo zart, als ich es vermochte, eine jener heiligen Canzonen des Abbate Steffani. In den wehmuthsvollen Klängen des: Ochi, perchè piangete — erwachte Seraphine aus düſtern Träumen, und horchte mild lächelnd, glänzende Perlen in den Augen, mir zu. — Wie geſchah es denn, daß ich vor ihr hinkniete, daß ſie ſich zu mir herabbeugte, daß ich ſie mit meinen Armen umſchlang, daß ein langer glühender Kuß auf meinen Lippen brannte? — Wie geſchah es denn, daß ich nicht die Beſinnung verlor, daß ich es fühlte, wie ſie ſanft mich an ſich drückte, daß ich ſie aus meinen Armen ließ, und ſchnell mich emporrichtend an das Inſtrument trat? Von mir abgewendet ging die Baronin einige Schritte nach dem Fenſter hin, dann kehrte ſie um, und trat mit einem beinahe ſtolzen Anſtande, der ihr ſonſt gar nicht eigen, auf mich zu.

Mir feſt ins Auge blickend, ſprach ſie: „Ihr Onkel iſt der würdigſte Greis, den ich kenne, er iſt der Schutzengel unſerer Familie — möge er mich einſchließen in ſein frommes Gebet!“ — Ich war keines Wortes mächtig, verderbliches Gift, das ich in jenem Kuſſe eingeſogen, gährte und flammte in allen Pulſen, in allen Nerven! — Fräulein Adelheid trat herein — die Wuth des innern Kampfes strömte aus in heißen Thränen, die ich nicht zurück zu drängen vermochte! — Adelheid blickte mich verwundert und zweifelhaft lächelnd an — ich hätte ſie ermorden können. Die Baronin reichte mir die Hand und ſprach mit unbeſchreiblicher Milde: „Leben Sie wohl, mein lieber Freund! — Leben Sie recht wohl, denken Sie daran, daß vielleicht niemand beſſer, als ich, Ihre Muſik verſtand. — Ach! dieſe Töne werden lange — lange in meinem Innern wiederklingen.“ — Ich zwang mir einige unzuſammenhängende alberne Worte ab, und lief nach unſerm Gemach. Der Alte hatte ſich ſchon zur Ruhe begeben. Ich blieb im Saal, ich ſtürzte auf die Knie, ich weinte laut — ich rief den Namen der Geliebten, kurz, ich überließ mich den Thorheiten des verliebten Wahnſinns trotz einem, und nur der laute Zuruf des über mein Toben aufgewachten Alten: „Vetter, ich glaube du biſt verrückt geworden, oder balgſt dich aufs neue mit einem Wolf? — Schier dich zu Bette, wenn es dir ſonſt gefällig iſt.“ — Nur dieſer Zuruf trieb mich hinein ins Gemach, wo ich mich mit dem feſten Vorſatz niederlegte, nur von Seraphinen zu träumen. Es mochte ſchon nach Mitternacht ſeyn, als ich, noch nicht eingeſchlafen, entfernte Stimmen, ein Hin- und Herlaufen, und das Oeffnen und Zuſchlagen von Thüren zu vernehmen glaubte. Ich horchte auf, da hörte ich Tritte auf dem Corridor ſich nahen, die Thür des Saals wurde ge-

öffnet, und bald klopfte es an unſer Gemach. „Wer iſt da,“ rief ich laut; da ſprach es draußen: „Herr Juſtitiarius — Herr Juſtitiarius, wachen Sie auf — wachen Sie auf!“ — Ich erkannte Franzens Stimme, und indem ich frug: „Brennt es im Schloſſe,“ wurde der Alte wach und rief: „Wo brennt es? — wo iſt ſchon wieder verdammter Teufelsſpuk los?“ „Ach, ſtehen Sie auf, Herr Juſtitiarius,“ ſprach Franz, „ſtehen Sie auf, der Herr Baron verlangt nach Ihnen!“ „Was will der Baron von mir,“ frug der Alte weiter, „was will er von mir zur Nachtzeit? — weiß er nicht, daß das Juſtitiariat mit dem Juſtitiarius zu Bette geht, und eben ſo gut ſchläft, als er?“ „Ach,“ rief nun Franz ängſtlich, „lieber Herr Juſtitiarius, ſtehen Sie doch nur auf — die gnädige Frau Baronin liegt im Sterben!“ — Mit einem Schrey des Entſetzens fuhr ich auf. „Oeffne Franzen die Thür,“ rief mir der Alte zu; beſinnungslos wankte ich im Zimmer herum, ohne Thür und Schloß zu finden. Der Alte mußte mir beiſtehen, Franz trat bleich mit verſtörtem Geſicht herein, und zündete die Lichter an. Als wir uns kaum in die Kleider geworfen, hörten wir ſchon den Baron im Saal rufen: „Kann ich Sie ſprechen, lieber V.?“ — „Warum haſt du dich angezogen, Vetter, der Baron hat nur nach mir verlangt?“ frug der Alte, im Begriff heraus=zutreten. Ich muß hinab — ich muß ſie ſehen und dann ſter=ben, ſprach ich dumpf und wie vernichtet vom troſtloſen Schmerz. „Ja ſo! da haſt du Recht, Vetter!“ Dies ſprechend warf mir der Alte die Thür vor der Naſe zu, daß die Angeln klirrten, und verſchloß ſie von draußen. Im erſten Augenblick, über dieſen Zwang empört, wollt' ich die Thür einrennen, aber mich ſchnell beſinnend, daß dieſes nur die verderblichen Folgen einer ungezügelten Raſerei haben könne, beſchloß ich, die Rück=

kehr des Alten abzuwarten, dann aber, koſte es was es wolle, ſeiner Aufſicht zu entſchlüpfen. Ich hörte den Alten heftig mit dem Baron reden, ich hörte mehrmals meinen Namen nennen, ohne weiteres verſtehen zu können — Mit jeder Sekunde wurde mir meine Lage tödtlicher. — Endlich vernahm ich, wie dem Baron eine Botſchaft gebracht wurde, und wie er ſchnell davon rannte. Der Alte trat wieder in das Zimmer — „Sie iſt todt“ — mit dieſem Schrey ſtürzte ich dem Alten entgegen — „Und du biſt närriſch!“ fiel er gelaſſen ein, faßte mich, und drückte mich in einem Stuhl. Ich muß hinab, ſchrie ich, ich muß hinab, ſie ſehen, und ſollt' es mir das Leben koſten! — „Thue das, lieber Vetter,“ ſprach der Alte, indem er die Thür verſchloß, den Schlüſſel abzog und in die Taſche ſteckte. Nun flammte ich auf in toller Wuth, ich griff nach der geladenen Büchſe und ſchrie: „Hier vor Ihren Augen jage ich mir die Kugel durch den Kopf, wenn Sie nicht ſogleich mir die Thür öffnen.“ Da trat der Alte dicht vor mir hin, und ſprach, indem er mich mit durchbohrendem Blick ins Auge faßte: „Glaubſt du, Knabe, daß du mich mit deiner armſeligen Drohung erſchrecken kannſt? — Glaubſt du, daß mir dein Leben was werth iſt, wenn du vermagſt, es in kindiſcher Albernheit, wie ein abgenutztes Spielzeug, wegzuwerfen? — Was haſt du mit dem Weibe des Barons zu ſchaffen? — wer gibt dir das Recht, dich, wie ein überläſtiger Geck, da hinzudrängen, wo du nicht hin gehörſt, und wo man dich auch gar nicht mag? — Willſt du den liebelnden Schäfer machen in ernſter Todesſtunde?“ — Ich ſank vernichtet in den Lehnſtuhl — Nach einer Weile fuhr der Alte mit milderer Stimme fort: „Und damit du es nur weißt, mit der angeblichen Todesgefahr der Baronin iſt es wahrſcheinlich ganz und gar nichts —

Fräulein Adelheid iſt denn nun gleich außer ſich über alles; wenn ihr ein Regentropfen auf die Naſe fällt, ſo ſchreit ſie: Welch ein ſchreckliches Unwetter! — Zum Unglück iſt der Feuerlärm bis zu den alten Tanten gedrungen, die ſind unter unziemlichem Weinen mit einem ganzen Arſenal von ſtärkenden Tropfen — Lebenselixiren, und was weiß ich ſonſt, angerückt — Eine ſtarke Anwandlung von Ohnmacht" — Der Alte hielt inne, er mochte bemerken, wie ich im Innern kämpfte. Er ging einige Mal die Stube auf und ab, ſtellte ſich wieder vor mir hin, lachte recht herzlich, und ſprach: „Vetter, Vetter! was treibſt du für närriſches Zeug? — Nun! — es iſt einmal nicht anders, der Satan treibt hier ſeinen Spuk auf mancherlei Weiſe, du biſt ihm ganz luſtig in die Krallen 'gelaufen, und er macht jetzt ſein Tänzchen mit dir" — Er ging wieder einige Schritte auf und ab, dann ſprach er weiter: „Mit dem Schlaf iſt's nun einmal vorbey, und da dächt' ich, man rauchte eine Pfeife, und brächte ſo noch die paar Stündchen Nacht und Finſterniß hin!" — Mit dieſen Worten nahm der Alte eine thönerne Pfeife vom Wandſchrank herab, und ſtopfte ſie, ein Liedchen brummend, langſam und ſorgfältig, dann ſuchte er unter vielen Papieren, bis er ein Blatt herausriß, es zum Fidibus zuſammenknetete und anſteckte. Die dicken Rauchwolken von ſich blaſend, ſprach er zwiſchen den Zähnen: „Nun Vetter, wie war es mit dem Wolf?" — Ich weiß nicht, wie dies ruhige Treiben des Alten ſeltſam auf mich wirkte. — Es war, als ſey ich gar nicht mehr in R..ſitten — die Baronin weit — weit von mir entfernt, ſo daß ich ſie nur mit den geflügelten Gedanken erreichen könne! — Die letzte Frage des Alten verdroß mich. „Aber," fiel ich ein, „finden Sie mein Jagdabenteuer ſo luſtig, ſo zum Beſpötteln geeignet?" „Mit nich-

ten," erwiderte der Alte, „mit nichten Herr Vetter, aber du glaubſt nicht, welch' komiſches Geſicht ſolch ein Kiek in die Welt, wie du, ſchneidet, und wie er ſich überhaupt ſo poſſierlich dabei macht, wenn der liebe Gott ihn einmal würdigt, was beſonderes ihm paſſiren zu laſſen. — Ich hatte einen akademiſchen Freund, der ein ſtiller, beſonnener, mit ſich einiger Menſch war. Der Zufall verwickelte ihn, der nie Anlaß zu dergleichen gab, in eine Ehrenſache, und er, den die mehreſten Burſchen für einen Schwächling, für einen Pinſel hielten, benahm ſich dabei mit ſolchem ernſtem entſchloſſenem Muthe, daß alle ihn höchlich bewunderten. Aber ſeit der Zeit war er auch umgewandelt. Aus dem fleißigen beſonnenen Jünglinge wurde ein prahlhafter, unausſtehlicher Raufbold. Er kommerſchirte und jubelte, und ſchlug, dummer Kinderei halber, ſich ſo lange, bis ihn der Senior einer Landsmannſchaft, die er auf pöbelhafte Weiſe beleidigt, im Duell niederſtieß. — Ich erzähle dir das nur ſo, Vetter, du magſt dir dabei denken, was du willſt! — Um nun wieder auf die Baronin und ihre Krankheit zu kommen" — Es ließen ſich in dem Augenblick leiſe Tritte auf dem Saal hören, und mir war es, als ginge ein ſchauerliches Aechzen durch die Lüfte! — „Sie iſt hin!" — der Gedanke durchfuhr mich wie ein tödtender Blitz! — Der Alte ſtand raſch auf, und rief laut: „Franz — Franz!" — „Ja, lieber Herr Juſtitiarius," antwortete es draußen. „Franz," fuhr der Alte fort, „ſchüre ein wenig das Feuer im Kamin zuſammen, und iſt es thunlich, ſo magſt du für uns ein Paar Taſſen guten Thee bereiten!" — „Es iſt verteufelt kalt," wandte ſich der Alte zu mir, „und da wollen wir uns lieber draußen am Kamine was erzählen." Der Alte ſchloß die Thür auf, ich folgte ihm mechaniſch. „Wie gehts unten," frug der

Alte. „Ach,“ erwiderte Franz, „es hatte gar nicht viel zu bedeuten, die gnädige Frau Baronin ſind wieder ganz munter, und ſchieben das bischen Ohnmacht auf einen böſen Traum!“ — Ich wollte aufjauchzen vor Freude und Entzücken, ein ſehr ernſter Blick des Alten wies mich zur Ruhe. — „Ja,“ ſprach der Alte, „im Grunde genommen wär's doch beſſer, wir legten uns noch ein paar Stündchen aufs Ohr — Laß es nur gut ſeyn mit dem Thee, Franz!“ — „Wie Sie befehlen, Herr Juſtitiarius,“ erwiderte Franz, und verließ den Saal mit dem Wunſch einer geruhſamen Nacht, unerachtet ſchon die Hähne krähten. „Höre, Vetter!“ ſprach der Alte, indem er die Pfeife im Kamin ausklopfte, „höre, Vetter! gut iſt's doch, daß dir kein Malheur paſſirt iſt mit Wölfen und geladenen Büchſen!“ — Ich verſtand jetzt alles und ſchämte mich, daß ich dem Alten Anlaß gab, mich zu behandeln wie ein ungezogenes Kind.

„Sey ſo gut,“ ſprach der Alte am andern Morgen, „ſey ſo gut, lieber Vetter, ſteige herab und erkundige dich, wie es mit der Baronin ſteht. Du kannſt nur immer nach Fräulein Adelheid fragen, die wird dich denn wohl mit einem tüchtigen Bulletin verſehen.“ — Man kann denken, wie ich hinab eilte. Doch in dem Augenblick, als ich leiſe an das Vorgemach der Baronin pochen wollte, trat mir der Baron raſch aus demſelben entgegen. Er blieb verwundert ſtehen und maß mich mit finſterm, durchbohrenden Blick. „Was wollen Sie hier!“ fuhr es ihm heraus. Unerachtet mir das Herz im Innerſten ſchlug, nahm ich mich zuſammen und erwiederte mit feſtem Ton: „Mich im Auftrage des Onkels nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.“ „O es war ja gar nichts — ihr gewöhnlicher Nervenzufall. Sie ſchläft ſanft, und ich weiß,

daß ſie wohl und munter bei der Tafel erſcheinen wird! — Sagen Sie das — Sagen Sie das“ — Dies ſprach der Baron mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Heftigkeit, die mir anzudeuten ſchien, daß er um die Baronin beſorgter ſey, als er es wolle merken laſſen. Ich wandte mich, um zurückzukehren, da ergriff der Baron plötzlich meinen Arm und rief mit flammendem Blick: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!“ — Sah' ich nicht den ſchwerbeleidigten Gatten vor mir, und mußt' ich nicht einen Auftritt befürchten, der vielleicht ſchmachvoll für mich enden konnte? Ich war unbewaffnet, doch im Moment beſann ich mich auf mein künſtliches Jagdmeſſer, das mir der Alte erſt in R..ſitten geſchenkt und das ich noch in der Taſche trug. Nun folgte ich dem mich raſch fortziehenden Baron mit dem Entſchluß keines Leben zu ſchonen, wenn ich Gefahr laufen ſollte, unwürdig behandelt zu werden. Wir waren in des Barons Zimmer eingetreten, deſſen Thür er hinter ſich abſchloß. Nun ſchritt er mit übereinandergeſchlagenen Armen heftig auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und wiederholte: „Ich habe mit Ihnen zu ſprechen, junger Mann!“ — Der verwegenſte Muth war mir gekommen, und ich wiederholte mit erhöhtem Ton: „Ich hoffe, daß es Worte ſeyn werden, die ich ungeahndet hören darf!“ Der Baron ſchaute mich verwundert an, als verſtehe er mich nicht. Dann blickte er finſter zur Erde, ſchlug die Arme über den Rücken und fing wieder an im Zimmer auf und abzurennen. — Er nahm eine Büchſe herab und ſtieß den Ladeſtock hinein, als wolle er verſuchen, ob ſie geladen ſey oder nicht! — Das Blut ſtieg mir in den Adern, ich faßte nach dem Meſſer und ſchritt dicht auf den Baron zu, um es ihm unmöglich zu machen, auf mich anzulegen. „Ein ſchönes Gewehr,“ ſprach der Baron, die

Büchſe wieder in den Winkel ſtellend. Ich trat einige Schritte zurück und der Baron an mich heran; kräftiger auf meine Schulter ſchlagend, als gerade nöthig, ſprach er dann: „Ich muß Ihnen aufgeregt und verſtört vorkommen, Theodor! ich bin es auch wirklich von der in tauſend Aengſten durchwachten Nacht. Der Nervenzufall meiner Frau war durchaus nicht gefährlich, das ſehe ich jetzt ein, aber hier — hier in dieſem Schloß, in das ein finſt'rer Geiſt gebannt iſt, fürcht' ich das Entſetzliche, und dann iſt es auch das erſte Mal, daß ſie hier erkrankte. Sie — Sie allein ſind Schuld daran!“ — „Wie das möglich ſeyn könne, davon hätte ich keine Ahnung,“ erwiderte ich gelaſſen. „O,“ fuhr der Baron fort, „o wäre der verdammte Unglückskaſten der Inſpektorin auf blankem Eiſe zerbrochen in tauſend Stücke, o wären Sie — doch nein! — nein! Es ſollte, es mußte ſo ſeyn, und ich allein bin Schuld an Allem. An mir lag es, in dem Augenblick, als Sie anfingen in dem Gemach meiner Frau Muſik zu machen, Sie von der ganzen Lage der Sache, von der Gemüthsſtimmung meiner Frau zu unterrichten“ — Ich machte Miene zu ſprechen — „Laſſen Sie mich reden,“ rief der Baron, „ich muß im Voraus Ihnen alles voreilige Urtheil abſchneiden. Sie werden mich für einen rauhen, der Kunſt abholden Mann halten. Ich bin das keinesweges, aber eine, auf tiefe Ueberzeugung gebaute Rückſicht nöthigt mich, hier wo möglich ſolcher Muſik, die jedes Gemüth, und auch gewiß das meinige ergreift, den Eingang zu verſagen. Erfahren Sie, daß meine Frau an einer Erregbarkeit kränkelt, die am Ende alle Lebensfreude wegzehren muß. In dieſen wunderlichen Mauern kommt ſie gar nicht heraus aus dem erhöhten, überreitzten Zuſtande, der ſonſt nur momentan einzutreten pflegt, und zwar als Vorbote einer

ernſten Krankheit. Sie fragen mit Recht, warum ich der zarten Frau dieſen ſchauerlichen Aufenthalt, dieſes wilde verwirrte Jägerleben nicht erſpare? Aber nennen Sie es immerhin Schwäche, genug, mir iſt es nicht möglich, ſie allein zurückzulaſſen. In tauſend Aengſten und nicht fähig Ernſtes zu unternehmen würde ich ſeyn, denn ich weiß es, die entſetzlichſten Bilder von allerlei verſtörendem Ungemach, das ihr widerfahren, verließen mich nicht im Walde, nicht im Gerichtsſaal — Dann aber glaube ich auch, daß dem ſchwächlichen Weibe gerade dieſe Wirthſchaft hier wie ein erkräftigendes Stahlbad anſchlagen muß — Wahrhaftig, der Seewind, der nach ſeiner Art tüchtig durch die Föhren ſauſt, das dumpfe Gebelle der Doggen, der keck und munter ſchmetternde Hörnerklang muß hier ſiegen über die verweichlenden, ſchmachtelnden Pinſeleien am Clavier, das ſo kein Mann ſpielen ſollte, aber Sie haben es darauf angelegt, meine Frau methodiſch zu Tode zu quälen!" — Der Baron ſagte dies mit verſtärkter Stimme und wildfunkelnden Augen — das Blut ſtieg mir in den Kopf, ich machte eine heftige Bewegung mit der Hand gegen den Baron, ich wollte ſprechen, er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie ſagen wollen," fing er an, „ich weiß es und wiederhole es, daß Sie auf dem Wege waren meine Frau zu tödten, und daß ich Ihnen dies auch nicht im mindeſten zurechnen kann, wiewohl Sie begreifen, daß ich dem Dinge Einhalt thun muß. — Kurz! — Sie exaltiren meine Frau durch Spiel und Geſang, und als ſie in dem bodenloſen Meere träumeriſcher Viſionen und Ahnungen, die Ihre Muſik wie ein böſer Zauber heraufbeſchworen hat, ohne Halt und Steuer umherſchwimmt, drücken Sie ſie hinunter in die Tiefe mit der Erzählung eines unheimlichen Spuks, der Sie oben im Ge-

richtsſaal geneckt haben ſoll. Ihr Großonkel hat mir Alles erzählt, aber ich bitte Sie, wiederholen Sie mir Alles, was Sie ſahen oder nicht ſahen — hörten — fühlten — ahnten.“ Ich nahm mich zuſammen und erzählte ruhig, wie es ſich damit begeben, von Anfang bis zu Ende. Der Baron warf nur dann und wann einzelne Worte, die ſein Erſtaunen ausdrückten, dazwiſchen. Als ich darauf kam, wie der Alte ſich mit frommen Muth dem Spuk entgegengeſtellt und ihn gebannt habe mit kräftigen Worten, ſchlug er die Hände zuſammen, hob ſie gefaltet zum Himmel empor und rief begeiſtert: „Ja, er iſt der Schutzgeiſt der Familie! — ruhen ſoll in der Gruft der Ahnen ſeine ſterbliche Hülle!“ — Ich hatte geendet. „Daniel, Daniel! was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ murmelte der Baron in ſich hinein, indem er mit übereinander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und abſchritt. „Weiter war es alſo nichts, Herr Baron?“ frug ich laut, indem ich Miene machte mich zu entfernen. Der Baron fuhr auf wie aus einem Traum, faßte freundlich mich bei der Hand und ſprach: „Ja — lieber Freund! meine Frau, der Sie ſo arg mitgeſpielt haben, ohne es zu wollen, die müſſen Sie wieder herſtellen, — Sie allein können das.“ Ich fühlte mich erröthend, und ſtand ich dem Spiegel gegenüber, ſo erblickte ich gewiß in demſelben ein ſehr albernes verdutzes Geſicht. Der Baron ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden, er blickte mir unverwandt ins Auge mit einem recht fatalen ironiſchen Lächeln. „Wie in aller Welt ſollte ich es anfangen,“ ſtotterte ich endlich mühſam heraus. „Nun, nun,“ unterbrach mich der Baron, „Sie haben es mit keiner gefährlichen Patientin zu thun. In nehme jetzt ausdrücklich Ihre Kunſt in Anſpruch. Die Baronin iſt nun einmal hereingezogen in den Zauberkreis

Ihrer Muſik, und ſie plötzlich heraus zu reißen, würde thörigt und grauſam ſeyn. Setzen Sie die Muſik fort. Sie werden zur Abendſtunde in den Zimmern meiner Frau jedesmal willkommen ſeyn. Aber gehen Sie nach und nach über zu kräftigerer Muſik, verbinden Sie geſchickt das Heitere mit dem Ernſten — und dann, vor allen Dingen, wiederholen Sie die Erzählung von dem unheimlichen Spuk recht oft. Die Baronin gewöhnt ſich daran, ſie vergißt, daß der Spuk hier in dieſen Mauern hauſet, und die Geſchichte wirkt nicht ſtärker auf ſie, als jedes andere Zaubermärchen, das in irgend einem Roman, in irgend einem Geſpenſterbuch, ihr aufgetiſcht worden. Das thun Sie, lieber Freund!" — Mit dieſen Worten entließ mich der Baron — Ich ging — Ich war vernichtet in meinem eignen Innern, herabgeſunken zum bedeutungsloſen, thörigten Kinde! — Ich Wahnſinniger, der ich glaubte, Eiferſucht könne ſich in ſeiner Bruſt regen; Er ſelbſt ſchickt mich zu Seraphinen, er ſelbſt ſieht in mir nur das willenloſe Mittel, das er braucht und wegwirft, wie es ihm beliebt! — Vor wenig Minuten fürchtete ich den Baron, es lag in mir tief im Hintergrunde verborgen das Bewußtſeyn der Schuld, aber dieſe Schuld ließ mich das höhere, herrlichere Leben deutlich fühlen, dem ich zugereift; nun war alles verſunken in ſchwarze Nacht, und ich ſah nur den albernen Knaben, der in kindiſcher Verkehrtheit die papierne Krone, die er ſich auf den heißen Kopf ſtülpte, für ächtes Gold gehalten. — Ich eilte zum Alten, der ſchon auf mich wartete. „Nun Vetter, wo bleibſt du denn, wo bleibſt du denn?" rief er mir entgegen. „Ich habe mit dem Baron geſprochen," warf ich ſchnell und leiſe hin, ohne den Alten anſchauen zu können. „Tauſend Sapperlot!" — ſprach der Alte wie verwundert, „Tauſend Sapperlot, dacht'

ich's doch gleich! — der Baron hat dich gewiß herausgefordert, Vetter?“ — Das ſchallende Gelächter, das der Alte gleich hinterher aufſchlug, bewies mir, daß er auch dieſes Mal, wie immer, ganz und gar mich durchſchaute — Ich biß die Zähne zuſammen — ich mochte kein Wort erwidern, denn wohl wußt' ich, daß es deſſen nur bedurfte, um ſogleich von den tauſend Neckereien überſchüttet zu werden, die ſchon auf des Alten Lippen ſchwebten.

Die Baronin kam zur Tafel im zierlichen Morgenkleide, das, blendend weiß, friſch gefallenen Schnee beſiegte. Sie ſah matt aus und abgeſpannt, doch als ſie nun leiſe und melodiſch ſprechend die dunkeln Augen erhob, da blitzte ſüßes, ſehnſüchtiges Verlangen aus düſterer Glut, und ein flüchtiges Roth überflog das lilienblaſſe Antlitz. Sie war ſchöner als jemals — Wer ermißt die Thorheiten eines Jünglings mit zu heißem Blut im Kopf und Herzen! — Den bittern Groll, den der Baron in mir aufgeregt, trug ich über auf die Baronin. Alles erſchien mir wie eine heilloſe Myſtifikation, und nun wollt' ich beweiſen, daß ich gar ſehr bey vollem Verſtande ſey, und über die Maßen ſcharfſichtig. — Wie ein ſchmollendes Kind vermied ich die Baronin, und entſchlüpfte der mich verfolgenden Adelheid, ſo daß ich, wie ich gewollt, ganz am Ende der Tafel zwiſchen den beiden Offizieren meinen Platz fand, mit denen ich wacker zu zechen begann. Beim Nachtiſch ſtießen wir fleißig die Gläſer zuſammen, und, wie es in ſolcher Stimmung zu geſchehen pflegt, ich war ungewöhnlich laut und luſtig. Ein Bedienter hielt mir einen Teller hin, auf dem einige Bonbons lagen, mit den Worten: „von Fräulein Adelheid.“ Ich nahm, und bemerkte bald, daß auf einem der Bonbons mit Silberſtift gekritzelt ſtand: „Und Seraphine?“ — Das

Blut wallte mir auf in den Adern. Ich ſchaute hin nach Adelheid, die ſah mich an mit überaus ſchlauer, verſchmitzter Miene, nahm das Glas und nickte mir zu mit leiſem Kopfnicken. Beinahe willkührlos murmelte ich ſtill: „Seraphine,“ nahm mein Glas und leerte es mit einem Zuge. Mein Blick flog hin zu ihr, ich gewahrte, daß ſie auch in dem Augenblick getrunken hatte, und ihr Glas eben hinſetzte — ihre Augen trafen die meinen, und ein ſchadenfroher Teufel raunte es mir in die Ohren: „Unſeliger! — Sie liebt dich doch!“ — Einer der Gäſte ſtand auf, und brachte, nordiſcher Sitte gemäß, die Geſundheit der Frau vom Hauſe aus — Die Gläſer erklangen im lauten Jubel — Entzücken und Verzweiflung ſpalteten mir das Herz, die Glut des Weins flammte in mir auf, alles drehte ſich in Kreiſen, es war, als müßte ich vor Aller Augen hinſtürzen zu ihren Füßen, und mein Leben aushauchen! — „Was iſt Ihnen, lieber Freund?“ Dieſe Frage meines Nachbars gab mir die Beſinnung wieder, aber Seraphine war verſchwunden. — Die Tafel wurde aufgehoben. Ich wollte fort, Adelheid hielt mich feſt, ſie ſprach allerley, ich hörte, ich verſtand kein Wort — ſie faßte mich bei beiden Händen, und rief mir laut lachend etwas in die Ohren — Wie von der Starrſucht gelähmt, blieb ich ſtumm und regungslos. Ich weiß nur, daß ich endlich mechaniſch ein Glas Likör aus Adelheids Hand nahm, und es austrank, daß ich mich einſam in einem Fenſter wiederfand, daß ich dann hinausſtürzte aus dem Saal, die Treppe hinab, und hinaus lief in den Wald. In dichten Flokken fiel der Schnee herab, die Föhren ſeufzten vom Sturm bewegt; wie ein Wahnſinniger ſprang ich umher in weiten Kreiſen, und lachte und ſchrie wild auf: Schaut zu, ſchaut zu! — Heiſa! der Teufel macht ſein Tänzchen mit dem Knaben, der zu ſpeiſen

gedachte total verbotene Früchte! — Wer weiß, wie mein tolles Spiel geendet, wenn ich nicht meinen Namen laut in den Wald hinein rufen gehört. Das Wetter hatte nachgelaſſen, der Mond ſchien hell durch die zerriſſenen Wolken, ich hörte Doggen anſchlagen, und gewahrte eine finſtere Geſtalt, die ſich mir näherte. Es war der alte Jäger. „Ei, ei, lieber Herr Theodor!" fing er an, „wie haben Sie ſich denn verirrt in dem böſen Schneegeſtöber, der Herr Juſtitiarius warten auf Sie mit vieler Ungeduld!" — Schweigend folgte ich dem Alten. Ich fand den Großonkel im Gerichtsſaal arbeitend. „Das haſt du gut gemacht," rief er mir entgegen, „das haſt du ſehr gut gemacht, daß du ein wenig ins Freie gingſt, um dich gehörig abzukühlen. Trinke doch nicht ſo viel Wein, du biſt noch viel zu jung dazu, das taugt nicht." — Ich brachte kein Wort hervor, ſchweigend ſetzte ich mich hin an den Schreibtiſch. „Aber, ſage mir nur, lieber Vetter, was wollte denn eigentlich der Baron von dir?" — Ich erzählte alles, und ſchloß damit, daß ich mich nicht hergeben wollte zu der zweifelhaften Cur, die der Baron vorgeſchlagen. „Würde auch gar nicht angehen," fiel der Alte mir in die Rede, „denn wir reiſen morgen in aller Frühe fort, lieber Vetter!" — Es geſchah ſo, ich ſah Seraphinen nicht wieder! —

Kaum angekommen in K. klagte der alte Großonkel, daß er mehr als jemals ſich von der beſchwerlichen Fahrt angegriffen fühle. Sein mürriſches Schweigen, nur unterbrochen von heftigen Ausbrüchen der übelſten Laune, verkündete die Rückkehr ſeiner podagriſtiſchen Zufälle. Eines Tages wurd' ich ſchnell hingerufen, ich fand den Alten, vom Schlage getroffen, ſprachlos auf dem Lager, einen zerknitterten Brief in der krampfhaft geſchloſſenen Hand. Ich erkannte die Schriftzüge des Wirthſchafts-Inſpektors aus R..ſitten, doch, von dem tiefſten

Schmerz durchdrungen, wagte ich es nicht, den Brief dem Alten zu entreißen, ich zweifelte nicht an ſeinem baldigen Tod. Doch, noch ehe der Arzt kam, ſchlugen die Lebenspulſe wieder, die wunderbar kräftige Natur des ſiebzigjährigen Greiſes widerſtand dem tödtlichen Anfall, noch deſſelben Tages erklärte ihn der Arzt außer Gefahr. Der Winter war hartnäckiger als jemals, ihm folgte ein rauher, düſterer Frühling, und ſo kam es, daß nicht jener Zufall ſowol, als das Podagra, von dem böſen Klima wohl gehegt, den Alten für lange Zeit auf das Krankenlager warf. In dieſer Zeit beſchloß er, ſich von jedem Geſchäft ganz zurück zu ziehen. Er trat ſeine Juſtitiariate an andere ab, und ſo war mir jede Hoffnung verſchwunden, jemals wieder nach R..ſitten zu kommen. Nur meine Pflege litt der Alte, nur von mir verlangte er unterhalten, aufgeheitert zu werden. Aber wenn auch in ſchmerzloſen Stunden ſeine Heiterkeit wiedergekehrt war, wenn es an derben Späßen nicht fehlte, wenn es ſelbſt zu Jagdgeſchichten kam, und ich jeden Augenblick vermuthete, meine Heldenthat, wie ich den greulichen Wolf mit dem Jagdmeſſer erlegte, würde herhalten müſſen: niemals — niemals erwähnte er unſeres Aufenthalts in R..ſitten, und wer mag nicht einſehen, daß ich, aus natürlicher Scheu, mich wohl hütete, ihn geradezu darauf zu bringen. — Meine bittere Sorge, meine ſtete Mühe um den Alten, hatte Seraphinens Bild in den Hintergrund geſtellt. So wie des Alten Krankheit nachließ, gedachte ich lebhafter wieder jenes Moments im Zimmer der Baronin, der mir wie ein leuchtender auf ewig für mich untergegangener Stern erſchien. Ein Ereigniß rief allen empfundenen Schmerz hervor, indem es mich zugleich, wie eine Erſcheinung aus der Geiſterwelt, mit eiskalten Schauern durchbebte! — Als ich nämlich eines Abends

die Brieftaſche, die ich in R.. ſitten getragen, öffne, fällt mir aus den aufgeblätterten Papieren eine dunkle, mit einem weißen Bande umſchlungene Locke entgegen, die ich augenblicklich für Seraphinens Haar erkenne! Aber, als ich das Band näher betrachte, ſehe ich deutlich die Spur eines Blutstropfens! — Vielleicht wußte Adelheid in jenen Augenblicken des bewußtloſen Wahnſinns, der mich am letzten Tage ergriffen, mir dies Andenken geſchickt zuzuſtellen, aber warum der Blutstropfe, der mich Entſetzliches ahnen ließ und jenes beinahe zu ſchäfermäßige Pfand zur ſchauervollen Mahnung an eine Leidenſchaft, die theures Herzblut koſten konnte, hinaufſteigerte? — Das war jenes weiße Band, das mich, zum erſten Mal Seraphinen nahe, wie im leichten loſen Spiel umflatterte, und dem nun die dunkle Nacht das Wahrzeichen der Verletzung zum Tode gegeben. Nicht ſpielen ſoll der Knabe mit der Waffe, deren Gefährlichkeit er nicht ermißt! —

Endlich hatten die Frühlingsſtürme zu toben aufgehört, der Sommer behauptete ſein Recht, und war erſt die Kälte unerträglich, ſo wurd' es nun, als der Julius begonnen, die Hitze. Der Alte erkräftigte ſich zuſehends, und zog, wie er ſonſt zu thun pflegte, in einen Garten der Vorſtadt. An einem ſtillen lauen Abende ſaßen wir in der duftenden Jasminlaube, der Alte war ungewöhnlich heiter, und dabei nicht, wie ſonſt, voll ſarkaſtiſcher Ironie, ſondern mild, beinahe weich geſtimmt. „Vetter," fing er an, „ich weiß nicht, wie mir heute iſt, ein ganz beſonderes Wohlſeyn, wie ich es ſeit vielen Jahren nicht gefühlt, durchdringt mich mit gleichſam elektriſcher Wärme. Ich glaube, das verkündet mir einen baldigen Tod." Ich mühte mich, ihn von dem düſtern Gedanken abzubringen. „Laß es gut ſeyn Vetter," ſprach er, „lange bleibe ich nicht

mehr hier unten, und da will ich dir noch eine Schuld abtragen! — Denkſt du noch an die Herbſtzeit in R.. ſitten?“ — Wie ein Blitz durchfuhr mich dieſe Frage des Alten, noch ehe ich zu antworten vermochte, fuhr er weiter fort: „Der Himmel wollte es, daß du dort auf ganz eigne Weiſe eintratſt, und wider deinen Willen eingeflochten wurdeſt in die tiefſten Geheimniſſe des Hauſes. Jetzt iſt es an der Zeit, daß du alles erfahren mußt. Oft genug, Vetter! haben wir über Dinge geſprochen, die du mehr ahnteſt als verſtandeſt. Die Natur ſtellt den Cyklus des menſchlichen Lebens in dem Wechſel der Jahreszeiten ſymboliſch dar, das ſagen ſie Alle, aber ich meine das auf andere Weiſe als Alle. Die Frühlingsnebel fallen, die Dünſte des Sommers verdampfen, und erſt des Herbſtes reiner Aether zeigt deutlich die ferne Landſchaft, bis das Hienieden verſinkt in die Nacht des Winters. — Ich meine, daß im Hellſehen des Alters ſich deutlicher das Walten der unerforſchlichen Macht zeigt. Es ſind Blicke vergönnt in das gelobte Land, zu dem die Pilgerfahrt beginnt mit dem zeitlichen Tode. Wie wird mir in dieſem Augenblick ſo klar das dunkle Verhängniß jenes Hauſes, dem ich durch feſtere Bande, als Verwandtſchaft ſie zu ſchlingen vermag, verknüpft wurde. Wie liegt alles ſo erſchloſſen vor meines Geiſtes Augen! — doch, wie ich nun alles ſo geſtaltet vor mir ſehe, das Eigentliche, das kann ich dir nicht mit Worten ſagen, keines Menſchen Zunge iſt deſſen fähig. Höre mein Sohn das, was ich dir nur wie eine merkwürdige Geſchichte, die ſich wohl zutragen konnte, zu erzählen vermag. Bewahre tief in deiner Seele die Erkenntniß, daß die geheimnißvollen Beziehungen, in die du dich vielleicht nicht unberufen wagteſt, dich verderben konnten! — doch — das iſt nun vorüber!“ —

Die Geſchichte des R***ſchen Majorats, die der Alte jetzt erzählte, trage ich ſo treu im Gedächtniß, daß ich ſie beinahe mit ſeinen Worten (er ſprach von ſich ſelbſt in der dritten Perſon) zu wiederholen vermag.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht des Jahres 1760 weckte ein entſetzlicher Schlag, als falle das ganze weitläuftige Schloß in tauſend Trümmer zuſammen, das Hausgeſinde in R.. ſitten aus tiefem Schlafe. Im Nu war alles auf den Beinen, Lichter wurden angezündet, Schrecken und Angſt im leichenblaſſen Geſicht keuchte der Hausverwalter mit den Schlüſſeln herbei, aber nicht gering war jedes Erſtaunen, als man in tiefer Todtenſtille, in der das pfeifende Geraſſel der mühſam geöffneten Schlöſſer, jeder Fußtritt, recht ſchauerlich wiederhallte, durch unverſehrte Gänge, Säle, Zimmer, fort und fort wandelte. Nirgends die mindeſte Spur irgend einer Verwüſtung. Eine finſtere Ahnung erfaßte den alten Hausverwalter. Er ſchritt hinauf in den großen Ritterſaal, in deſſen Seitenkabinet der Freiherr Roderich von R. zu ruhen pflegte, wenn er aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt. Eine zwiſchen der Thür dieſes und eines andern Kabinets angebrachte Pforte führte durch einen engen Gang unmittelbar in den aſtronomiſchen Thurm. Aber ſo wie Daniel (ſo war der Hausverwalter geheißen) dieſe Pforte öffnete, warf ihm der Sturm, abſcheulich heulend und ſauſend, Schutt und zerbröckelte Mauerſteine entgegen, ſo daß er vor Entſetzen weit zurückprallte, und, indem er den Leuchter, deſſen Kerzen praſſelnd verlöſchten, an die Erde fallen ließ, laut aufſchrie: „O Herr des Himmels! der Baron iſt jämmerlich zerſchmettert!“ — In dem Augenblick ließen

ſich Klagelaute vernehmen, die aus dem Schlafkabinet des Freiherrn kamen. Daniel fand die übrigen Diener um den Leichnam ihres Herrn verſammelt. Vollkommen und reicher gekleidet als jemals, ruhigen Ernſt im unentſtellten Geſichte, fanden ſie ihn ſitzend in dem großen reich verzierten Lehnſtuhle, als ruhe er aus von gewichtiger Arbeit. Es war aber der Tod, in dem er ausruhte. Als es Tag geworden, gewahrte man, daß die Krone des Thurms in ſich eingeſtürzt. Die großen Quaderſteine hatten Decke und Fußboden des aſtronomiſchen Zimmers eingeſchlagen, nebſt den nun voran ſtürzenden mächtigen Balken, mit gedoppelter Kraft des Falles das untere Gewölbe durchbrochen, und einen Theil der Schloßmauer und des engen Ganges mit fort geriſſen. Nicht einen Schritt durch die Pforte des Saals durfte man thun, ohne Gefahr wenigſtens achtzig Fuß hinab zu ſtürzen in tiefe Gruft.

Der alte Freiherr hatte ſeinen Tod bis auf die Stunde vorausgeſehen, und ſeine Söhne davon benachrichtigt. So geſchah es, daß gleich folgenden Tages Wolfgang Freiherr von R., älteſter Sohn des Verſtorbenen, mithin Majoratsherr, eintraf. Auf die Ahnung des alten Vaters wohl bauend, hatte er, ſo wie er den verhängnißvollen Brief erhalten, ſogleich Wien, wo er auf der Reiſe ſich gerade befand, verlaſſen, und war, ſo ſchnell es nur gehen wollte, nach R..ſitten geeilt. Der Hausverwalter hatte den großen Saal ſchwarz ausſchlagen, und den alten Freiherrn in den Kleidern, wie man ihn gefunden, auf ein prächtiges Paradebette, das hohe ſilberne Leuchter mit brennenden Kerzen umgaben, legen laſſen. Schweigend ſchritt Wolfgang die Treppe herauf, in den Saal hinein, und dicht hinan an die Leiche des Vaters. Da blieb er mit über die Bruſt verſchränkten Armen ſtehen, und ſchaute ſtarr

und düſter, mit zuſammengezogenen Augenbrauen, dem Vater ins bleiche Antlitz. Er glich einer Bildſäule, keine Thräne kam in ſeine Augen. Endlich, mit einer beinahe krampfhaften Bewegung, den rechten Arm hin nach der Leiche zuckend, murmelte er dumpf: „Zwangen dich die Geſtirne, den Sohn, den du liebteſt, elend zu machen?“ — Die Hände zurückgeworfen, einen kleinen Schritt hinter ſich getreten, warf nun der Baron den Blick in die Höhe, und ſprach mit geſenkter, beinahe weicher Stimme: „Armer, bethörter Greis! — Das Faſtnachtsſpiel mit ſeinen läppiſchen Täuſchungen iſt nun vorüber! — Nun magſt du erkennen, daß das kärglich zugemeſſene Beſitzthum hienieden nichts gemein hat mit dem Jenſeits über den Sternen — Welcher Wille, welche Kraft reicht hinaus über das Grab?“ — Wieder ſchwieg der Baron einige Sekunden — dann rief er heftig: „Nein, nicht ein Quentlein meines Erdenglücks, das du zu vernichten trachteteſt, ſoll mir dein Starrſinn rauben,“ und damit riß er ein zuſammengelegtes Papier aus der Taſche, und hielt es zwiſchen zwey Fingern hoch empor an eine dicht bei der Leiche ſtehende brennende Kerze. Das Papier, von der Kerze ergriffen, flackerte hoch auf, und als der Wiederſchein der Flamme auf dem Geſicht des Leichnams hin und her zuckte und ſpielte, war es als rührten ſich die Muskeln und der Alte ſpräche tonloſe Worte, ſo daß der entfernt ſtehenden Dienerſchaft tiefes Grauen und Entſetzen ankam. Der Baron vollendete ſein Geſchäft mit Ruhe, indem er das letzte Stückchen Papier, das er flammend zu Boden fallen laſſen, mit dem Fuße ſorglich austrat. Dann warf er noch einen düſtern Blick auf den Vater, und eilte mit ſchnellen Schritten zum Saal hinaus.

Andern Tages machte Daniel den Freihern mit der neuer=

lich geſchehenen Verwüſtung des Thurms bekannt, und ſchilderte mit vielen Worten, wie ſich überhaupt alles in der Todesnacht des alten ſeligen Herrn zugetragen, indem er damit endete, daß es wohl gerathen ſeyn würde, ſogleich den Thurm herſtellen zu laſſen, da, ſtürze er noch mehr zuſammen, das ganze Schloß in Gefahr ſtehe, wo nicht zertrümmert, doch hart beſchädigt zu werden.

„Den Thurm herſtellen?“ fuhr der Freiherr den alten Diener, funkelnden Zorn in den Augen, an, „den Thurm herſtellen? — Nimmermehr! — Merkſt du denn nicht,“ fuhr er dann gelaſſener fort, „merkſt du denn nicht Alter, daß der Thurm nicht ſo, ohne weitern Anlaß, einſtürzen konnte? — Wie, wenn mein Vater ſelbſt die Vernichtung des Orts, wo er ſeine unheimliche Sterndeuterey trieb, gewünſcht, wie, wenn er ſelbſt gewiſſe Vorrichtungen getroffen hätte, die es ihm möglich machten, die Krone des Thurms, wenn er wollte, einſtürzen, und ſo das Innere des Thurms zerſchmettern zu laſſen? Doch dem ſey wie ihm wolle, und mag auch das ganze Schloß zuſammenſtürzen, mir iſt es recht. Glaubt ihr denn, daß ich in dem abenteuerlichen Eulenneſte hier hauſen werde? — Nein! jener kluge Ahnherr, der in dem ſchönen Thalgrunde die Fundamente zu einem neuen Schloß legen ließ, der hat mir vorgearbeitet, dem will ich folgen.“ „Und ſo werden,“ ſprach Daniel kleinlaut, „dann auch wohl die alten treuen Diener den Wanderſtab zur Hand nehmen müſſen.“ „Daß ich“ erwiderte der Freiherr, „mich nicht von unbehülflichen ſchlotterbeinigten Greiſen bedienen laſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt, aber verſtoßen werde ich keinen. Arbeitslos ſoll Euch das Gnadenbrod gut genug ſchmecken.“ „Mich,“ rief der Alte voller Schmerz, „mich den Hausverwalter, ſo außer

Aktivität —“ Da wandte der Freiherr, der dem Alten den Rücken gekehrt, im Begriff ſtand, den Saal zu verlaſſen, ſich plötzlich um, blutroth im ganzen Geſichte vor Zorn, die geballte Fauſt vorgeſtreckt, ſchritt er auf den Alten zu, und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Dich, du alter heuchleriſcher Schurke, der du mit dem alten Vater das unheimliche Weſen triebſt dort oben, der du dich, wie ein Vampir, an ſein Herz legteſt, der vielleicht des Alten Wahnſinn verbrecheriſch nützte, um in ihm die hölliſchen Entſchlüſſe zu erzeugen, die mich an den Rand des Abgrunds brachten — Dich ſollte ich hinausſtoßen wie einen räudigen Hund!“ — Der Alte war vor Schreck über dieſe entſetzlichen Reden, dicht neben dem Freiherrn, auf beide Knie geſunken, und ſo mochte es geſchehen, daß dieſer, indem er vielleicht unwillkührlich, wie denn im Zorn oft der Körper dem Gedanken mechaniſch folgt, und das Gedachte mimiſch ausführt, bei den letzten Worten den rechten Fuß vorſchleuderte, den Alten ſo hart an der Bruſt traf, daß er mit einem dumpfen Schrey umſtürzte. Er raffte ſich mühſam in die Höhe, und indem er einen ſonderbaren Laut, gleich dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thieres, ausſtieß, durchbohrte er den Freiherrn mit einem Blick, in dem Wuth und Verzweiflung glühten. Den Beutel mit Geld, den ihm der Freiherr im Davonſchreiten zugeworfen, ließ er unberührt auf dem Fußboden liegen. —

Unterdeſſen hatten ſich die in der Gegend befindlichen nächſten Verwandten des Hauſes eingefunden, mit vielem Prunk wurde der alte Freiherr in der Familiengruft, die in der Kirche von R..ſitten befindlich, beigeſetzt, und nun, da die geladenen Gäſte ſich wieder entfernt, ſchien der neue Majorats-Herr von der düſtern Stimmung verlaſſen, ſich des erworbenen Beſitz-

thums recht zu erfreuen. Mit V., dem Juſtitiarius des alten Freiherrn, dem er gleich, nachdem er ihn nur geſprochen, ſein volles Vertrauen ſchenkte, und ihn in ſeinem Amt beſtätigte, hielt er genaue Rechnung über die Einkünfte des Majorats, und überlegte, wie viel davon verwandt werden könne zu Verbeſſerungen und zum Aufbau eines neuen Schloſſes. V. meinte, daß der alte Freiherr unmöglich ſeine jährlichen Einkünfte aufgezehrt haben könne, und daß, da ſich unter den Briefſchaften nur ein paar unbedeutende Capitalien in Bankoſcheinen befänden, und die in einem eiſernen Kaſten befindliche baare Summe tauſend Thaler nur um weniges überſteige, gewiß irgendwo noch Geld verborgen ſeyn müſſe. Wer anders konnte davon unterrichtet ſeyn, als Daniel, der, ſtörriſch und eigenſinnig wie er war, vielleicht nur darauf wartete, daß man ihn darum befrage. Der Baron war nicht wenig beſorgt, daß Daniel, den er ſchwer beleidigt, nun nicht ſowol aus Eigennutz, denn was konnte ihm, dem kinderloſen Greiſe, der im Stammſchloſſe R..ſitten ſein Leben zu enden wünſchte, die größte Summe Geldes helfen, als vielmehr, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, irgendwo verſteckte Schätze lieber vermodern laſſen, als ihm entdecken werde. Er erzählte V. den ganzen Vorfall mit Daniel umſtändlich, und ſchloß damit, daß nach mehreren Nachrichten, die ihm zugekommen, Daniel allein es geweſen ſey, der in dem alten Freiherrn einen unerklärlichen Abſcheu, ſeine Söhne in R..ſitten wiederzuſehen, zu nähren gewußt habe. Der Juſtitiarius erklärte dieſe Nachrichten durchaus für falſch, da kein menſchliches Weſen auf der Welt im Stande geweſen ſey, des alten Freiherrn Entſchlüſſe nur einigermaßen zu lenken, viel weniger zu beſtimmen, und übernahm es übrigens, dem Daniel das Geheimniß, wegen ir-

gend in einem verborgenen Winkel aufbewahrten Geldes, zu entlocken. Es bedurfte deſſen gar nicht, denn kaum fing der Juſtitiarius an: „Aber wie kommt es denn, Daniel, daß der alte Herr ſo wenig baares Geld hinterlaſſen?“ ſo erwiderte Daniel mit widrigem Lächeln: „Meinen Sie die lumpigen paar Thaler, Herr Juſtitiarius, die Sie in dem kleinen Käſtchen fanden? — das übrige liegt ja im Gewölbe neben dem Schlafkabinet des alten gnädigen Herrn! — Aber das Beſte,“ fuhr er dann fort, indem ſein Lächeln ſich zum abſcheulichen Grinſen verzog, und blutrothes Feuer in ſeinen Augen funkelte, „aber das Beſte, viele tauſend Goldſtücke liegen da unten im Schutt vergraben!“ — Der Juſtitiarius rief ſogleich den Freiherrn herbei, man begab ſich in das Schlafkabinet, in einer Ecke deſſelben rückte Daniel an dem Getäfel der Wand, und ein Schloß wurde ſichtbar. Indem der Freiherr das Schloß mit gierigen Blicken anſtarrte, dann aber Anſtalt machte, die Schlüſſel, welche an dem großen Bunde hingen, den er mit vielem Geklapper mühſam aus der Taſche gezerrt, an dem glänzenden Schloſſe zu verſuchen, ſtand Daniel da hoch aufgerichtet, und wie mit hämiſchem Stolz herabblickend auf den Freiherrn, der ſich niedergebückt hatte, um das Schloß beſſer in Augenſchein zu nehmen. Den Tod im Antlitz, mit bebender Stimme, ſprach er dann: „Bin ich ein Hund, hochgnädiger Freiher! — ſo bewahr' ich auch in mir des Hundes Treue.“ Damit reichte er dem Baron einen blanken ſtählernen Schlüſſel hin, den ihm dieſer mit haſtiger Begier aus der Hand riß, und die Thür mit leichter Mühe öffnete. Man trat in ein kleines, niedriges Gewölbe, in welchem eine große eiſerne Truhe mit geöffnetem Deckel ſtand. Auf den vielen Geldſäcken lag

ein Zettel. Der alte Freiherr hatte mit ſeinen wohlbekannten großen altväteriſchen Schriftzügen darauf geſchrieben:

Einmal hundert und funfzig tauſend Reichsthaler in alten Friedrichsd'or erſpartes Geld von den Einkünften des Majoratsgutes R..ſitten, und iſt dieſe Summe beſtimmt zum Bau des Schloſſes. Es ſoll ferner der Majoratsherr, der mir folgt, im Beſitzthum von dieſem Gelde auf dem höchſten Hügel, öſtlich gelegen dem alten Schloßthurm, den er eingeſtürzt finden wird, einen hohen Leuchtthurm, zum Beſten der Seefahrer, aufführen, und allnächtlich feuern laſſen.

R..ſitten in der Michaelisnacht des Jahres 1760.

Roderich Freiherr von R.

Erſt als der Freiherr die Beutel, einen nach dem andern, gehoben, und wieder in den Kaſten fallen laſſen, ſich ergötzend an dem klirrenden Klingen des Goldes, wandte er ſich raſch zu dem alten Hausverwalter, dankte ihm für die bewieſene Treue, und verſicherte, daß nur verläumderiſche Klätſchereien Schuld daran wären, daß er ihm Anfangs übel begegnet. Nicht allein im Schloſſe, ſondern in vollem Dienſt als Hausverwalter, mit verdoppeltem Gehalt, ſolle er bleiben. „Ich bin dir volle Entſchädigung ſchuldig, willſt du Gold, ſo nimm dir einen von jenen Beuteln!" — So ſchloß der Freiherr ſeine Rede, indem er mit niedergeſchlagenen Augen, vor dem Alten ſtehend, mit der Hand nach dem Kaſten hinzeigte, an den er nun aber noch einmal hintrat und die Beutel muſterte. Dem Hausverwalter trat plötzlich glühende Röthe ins Geſicht, und er ſtieß jenen entſetzlichen, dem heulenden Gewimmer eines auf den Tod wunden Thiers ähnlichen Laut aus, wie ihn der Freiherr dem Juſtitiarius beſchrieben. Dieſer erbebte, denn

was der Alte nun zwiſchen den Zähnen murmelte, klang wie: „Blut für Gold!“ — Der Freiherr, vertieft in dem Anblick des Schatzes, hatte von Allem nicht das mindeſte bemerkt; Daniel, den es, wie im krampfigten Fieberfroſt, durch alle Glieder geſchüttelt, nahte ſich mit gebeugtem Haupt in demüthiger Stellung dem Freiherrn, küßte ihm die Hand, und ſprach mit weinerlicher Stimme, indem er mit dem Taſchentuch ſich über die Augen fuhr, als ob er Thränen wegwiſche: „Ach, mein lieber gnädiger Herr, was ſoll ich armer, kinderloſer Greis mit dem Golde? — aber das doppelte Gehalt, das nehme ich an mit Freuden, und will mein Amt verwalten rüſtig und unverdroſſen!“

Der Freiherr, der nicht ſonderlich auf die Worte des Alten geachtet, ließ nun den ſchweren Deckel der Truhe zufallen, daß das ganze Gewölbe krachte und dröhnte, und ſprach dann, indem er die Truhe verſchloß, und die Schlüſſel ſorgfältig auszog, ſchnell hingeworfen: „Schon gut, ſchon gut Alter! — Aber du haſt noch,“ fuhr er fort, nachdem ſie ſchon in den Saal getreten waren, „aber du haſt noch von vielen Goldſtücken geſprochen, die unten im zerſtörten Thurm liegen ſollen?“ Der Alte trat ſchweigend an die Pforte, und ſchloß ſie mit Mühe auf. Aber ſo wie er die Flügel aufriß, trieb der Sturm dickes Schneegeſtöber in den Saal; aufgeſcheucht flatterte ein Rabe kreiſchend und krächzend umher, ſchlug mit ſchwarzen Schwingen gegen die Fenſter, und ſtürzte ſich, als er die offne Pforte wieder gewonnen, in den Abgrund. Der Freiherr trat hinaus in den Corridor, bebte aber zurück, als er kaum einen Blick in die Tiefe geworfen. „Abſcheulicher Anblick — Schwindel,“ ſtotterte er, und ſank, wie ohnmächtig, dem Juſtitiarius in die Arme. Er raffte ſich jedoch wieder gleich zuſammen, und frug

den Alten mit ſcharfen Blicken erfaſſend: „Und da unten?“ — Der Alte hatte indeſſen die Pforte wieder verſchloſſen, er drückte nun noch mit ganzer Leibeskraft dagegen, ſo daß er keuchte und ächzte, um nur die großen Schlüſſel aus den ganz verroſteten Schlöſſern loswinden zu können. Dies endlich zu Stande gebracht, wandte er ſich um nach dem Baron, und ſprach, die großen Schlüſſel in der Hand hin und her ſchiebend, mit ſeltſamen Lächeln: „Ja, da unten liegen tauſend und tauſend — alle ſchönen Inſtrumente des ſeligen Herrn — Teleskope, Quadranten — Globen — Nachtſpiegel — alles liegt zertrümmert im Schutt zwiſchen den Steinen und Balken!“ — „Aber, baares Geld, baares Geld,“ fiel der Freiherr ein, „du haſt von Goldſtücken geſprochen, Alter?“ — „Ich meinte nur,“ erwiderte der Alte, „Sachen, welche viele tauſend Goldſtücke gekoſtet.“ — Mehr war aus dem Alten nicht herauszubringen. —

Der Baron zeigte ſich hoch erfreut, nun, mit einem Mal, zu allen Mitteln gelangt zu ſeyn, deren er bedurfte, ſeinen Lieblingsplan ausführen, nämlich ein neues prächtiges Schloß aufbauen zu können. Zwar meinte der Juſtitiarius, daß, nach dem Willen des Verſtorbenen, nur von der Reparatur, von dem völligen Ausbau des alten Schloſſes, die Rede ſeyn könne, und daß in der That jeder neue Bau ſchwerlich die ehrwürdige Größe, den ernſten einfachen Charakter des alten Stammhauſes erreichen werde, der Freiherr blieb aber bei ſeinem Vorſatz, und meinte, daß in ſolchen Verfügungen, die nicht durch die Stiftungsurkunde ſanktionirt worden, der todte des Dahingeſchiedenen weichen müſſe. Er gab dabei zu verſtehen, daß es ſeine Pflicht ſey, den Aufenthalt in R..ſitten ſo zu verſchönern, als es nur Klima, Boden und Umgebung zulaſſe, da er

gedenke, in kurzer Zeit als ſein innig geliebtes Weib ein Weſen heimzuführen, die in jeder Hinſicht der größten Opfer würdig ſey.

Die geheimnißvolle Art, wie der Freiherr ſich über das vielleicht ſchon ins Geheim geſchloſſene Bündniß äußerte, ſchnitt dem Juſtitiarius jede weitere Frage ab, indeſſen fand er ſich durch die Entſcheidung des Freiherrn in ſofern beruhigt, als er wirklich in ſeinem Streben nach Reichthum mehr die Begier, eine geliebte Perſon das ſchönere Vaterland, dem ſie entſagen mußte, ganz vergeſſen zu laſſen, als eigentlichen Geiz, finden wollte. Für geizig, wenigſtens für unausſtehlich habſüchtig mußte er ſonſt den Baron halten, der, im Golde wühlend, die alten Friedrichsd'or beäugelnd, ſich nicht enthalten konnte, mürriſch aufzufahren: „Der alte Hallunke hat uns gewiß den reichſten Schatz verſchwiegen, aber künftigen Frühling laß' ich den Thurm ausräumen unter meinen Augen.“ —

Baumeiſter kamen, mit denen der Freiherr weitläuftig überlegte, wie mit dem Bau am zweckmäßigſten zu verfahren ſey. Er verwarf Zeichnung auf Zeichnung, keine Architektur war ihm reich, großartig genug. Nun fing er an, ſelbſt zu zeichnen, und, aufgeheitert durch dieſe Beſchäftigungen, die ihm beſtändig das ſonnenhelle Bild der glücklichſten Zukunft vor Augen ſtellten, erfaßte ihn eine frohe Laune, die oft an Ausgelaſſenheit anſtreifte, und die er allen mitzutheilen wußte. Seine Freigebigkeit, die Opulenz ſeiner Bewirthung, widerlegte wenigſtens jeden Verdacht des Geizes. Auch Daniel ſchien nun ganz jenen Tort, der ihm geſchehen, vergeſſen zu haben. Er betrug ſich ſtill und demüthig gegen den Freiherrn, der ihn, des Schatzes in der Tiefe halber, oft mit mißtrauiſchen Blicken verfolgte. Was aber allen wunderbar vorkam, war, daß der

Alte ſich zu verjüngen ſchien von Tage zu Tage. Es mochte ſeyn, daß ihn der Schmerz um den alten Herrn tief gebeugt hatte, und er nun den Verluſt zu verſchmerzen begann, wohl aber auch, daß er nun nicht, wie ſonſt, kalte Nächte ſchlaflos auf dem Thurm zubringen, und beſſere Koſt, guten Wein, wie es ihm gefiel, genießen durfte, genug, aus dem Greiſe ſchien ein rüſtiger Mann werden zu wollen mit rothen Wangen und wohlgenährtem Körper, der kräftig auftrat, und mit lauter Stimme mitlachte, wo es einen Spaß gab. — Das luſtige Leben in R..ſitten wurde durch die Ankunft eines Mannes unterbrochen, von dem man hätte denken ſollen, er gehöre nun gerade hin. Wolfgangs jüngerer Bruder, Hubert, war dieſer Mann, bei deſſen Anblick Wolfgang, im Antlitz den bleichen Tod, laut aufſchrie: „Unglücklicher, was willſt du hier!“ — Hubert ſtürzte dem Bruder in die Arme, dieſer faßte ihn aber, und zog ihn mit ſich fort und hinauf in ein entferntes Zimmer, wo er ſich mit ihm einſchloß. Mehrere Stunden blieben beide zuſammen, bis endlich Hubert herab kam mit verſtörtem Weſen, und nach ſeinen Pferden rief. Der Juſtitiarius trat ihm in den Weg, er wollte vorüber; V., von der Ahnung ergriffen, daß vielleicht gerade hier ein tödtlicher Bruderzwiſt enden könne, bat ihn, wenigſtens ein paar Stunden zu verweilen, und in dem Augenblick kam auch der Freiherr herab, laut rufend: „Bleibe hier, Hubert! — Du wirſt dich beſinnen!“ — Huberts Blicke heiterten ſich auf, er gewann Faſſung, und indem er den reichen Leibpelz, den er, ſchnell abgezogen, hinter ſich dem Bedienten zuwarf, nahm er V..s Hand, und ſprach, mit ihm in die Zimmer ſchreitend, mit einem verhöhnenden Lächeln: „Der Majoratsherr will mich doch alſo hier leiden.“ V. meinte, daß gewiß ſich jetzt das unglückliche Mißverſtändniß löſen werde,

welches nur bei getrenntem Leben habe gedeihen können. Hubert nahm die ſtählerne Zange, die beim Kamin ſtand, zur Hand, und indem er damit ein aſtiges, dampfendes Stück Holz aus-einander klopfte, und das Feuer beſſer aufſchürte, ſprach er zu V.: „Sie merken, Herr Juſtitiarius, daß ich ein gutmüthiger Menſch bin, und geſchickt zu allerlei häuslichen Dienſten. Aber Wolfgang iſt voll der wunderlichſten Vorurtheile, und — ein kleiner Geizhals.“ — V. fand es nicht gerathen, weiter in das Verhältniß der Brüder einzudringen, zumal Wolfgangs Geſicht, ſein Benehmen, ſein Ton den durch Leidenſchaften jeder Art im Innerſten zerriſſenen Menſchen ganz deutlich zeigte.

Um des Freiherrn Entſchlüſſe in irgend einer das Majorat betreffenden Angelegenheit zu vernehmen, ging V. noch am ſpäten Abend hinauf in ſein Gemach. Er fand ihn, wie er die Arme über den Rücken zuſammengeſchränkt, ganz verſtört mit großen Schritten das Zimmer maß. Er blieb ſtehen als er endlich den Juſtitiarius erblickte, faßte ſeine beiden Hände, und düſter ihm ins Auge ſchauend, ſprach er mit gebrochener Stimme: „Mein Bruder iſt gekommen! — Ich weiß,“ fuhr er fort, als V. kaum den Mund zur Frage geöffnet, „Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ach, Sie wiſſen nichts. Sie wiſſen nicht, daß mein unglücklicher Bruder — ja unglücklich nur will ich ihn nennen — daß er, wie ein böſer Geiſt, mir überall in den Weg tritt, und meinen Frieden ſtört. An ihm liegt es nicht, daß ich nicht unausſprechlich elend wurde, er that das Seinige dazu, doch der Himmel wollt' es nicht — Seit der Zeit, daß die Stiftung des Majorats bekannt wurde, verfolgt er mich mit tödtlichem Haß. Er beneidet mich um das Beſitzthum, das in ſeinen Händen wie Spreu verflogen wäre. Er iſt der wahnſinnigſte Verſchwender, den es gibt.

Seine Schuldenlaſt überſteigt bei weitem die Hälfte des freien Vermögens in Curland, die ihm zufällt, und nun, verfolgt von Gläubigern, die ihn quälen, eilt er her, und bettelt um Geld." — „Und Sie, der Bruder, verweigern" — wollte ihm V. in die Rede fallen, doch der Freiherr rief, indem er V..s Hände fahren ließ, und einen ſtarken Schritt zurücktrat, laut und heftig: „Halten Sie ein! — ja! ich verweigere! Von den Einkünften des Majorats kann und werde ich keinen Thaler verſchenken! — Aber hören Sie, welchen Vorſchlag ich dem Unſinnigen vor wenigen Stunden vergebens machte, und dann richten Sie über mein Pflichtgefühl. Das freie Vermögen in Curland iſt, wie Sie wiſſen, bedeutend, auf die mir zufallende Hälfte wollt' ich verzichten, aber zu Gunſten ſeiner Familie. Hubert iſt verheirathet in Curland an ein ſchönes armes Fräulein. Sie hat ihm Kinder erzeugt, und darbt mit ihnen. Die Güter ſollten adminiſtrirt, aus den Revenüen ihm die nöthigen Gelder zum Unterhalt angewieſen, die Gläubiger, vermöge Abkommens, befriedigt werden. Aber was gilt ihm ein ruhiges, ſorgenfreies Leben, was gilt ihm Frau und Kind! — Geld, baares Geld in großen Summen will er haben, damit er in verruchtem Leichtſinn es verpraſſen könne! — Welcher Dämon hat ihm das Geheimniß mit den einhundert und funfzig tauſend Thalern verrathen, davon verlangt er die Hälfte nach ſeiner wahnſinnigen Weiſe, behauptend, dies Geld ſey, getrennt vom Majorat, als freies Vermögen zu achten — Ich muß und werde ihm dies verweigern, aber mir ahnt es, mein Verderben brütet er aus im Innern!" — So ſehr V. ſich auch bemühte, dem Freiherrn den Verdacht wider ſeinen Bruder auszureden, wobei er ſich freilich, uneingeweiht in die näheren Verhältniſſe, mit ganz allgemeinen moraliſchen, ziemlich flachen Gründen be-

helfen mußte, ſo gelang ihm dies doch ganz und gar nicht. Der Freiherr gab ihm den Auftrag, mit dem feindſeligen geldgierigen Hubert zu unterhandeln. V. that dies mit ſo viel Vorſicht, als ihm nur möglich war, und freute ſich nicht wenig, als Hubert endlich erklärte: „Mag es dann ſeyn, ich nehme die Vorſchläge des Majoratsherrn an, doch unter der Bedingung, daß er mir jetzt, da ich auf dem Punkt ſtehe, durch die Härte meiner Gläubiger, Ehre und guten Namen auf immer zu verlieren, tauſend Friedrichsd'or baar vorſchieße, und erlaube, daß ich künftig, wenigſtens einige Zeit hindurch, meinen Wohnſitz in dem ſchönen R..ſitten bei dem gütigen Bruder nehme.“ — „Nimmermehr!“ ſchrie der Freiherr auf, als ihm V. dieſe Vorſchläge des Bruders hinterbrachte, „nimmermehr werde ich's zugeben, daß Hubert auch nur eine Minute in meinem Hauſe verweile, ſobald ich mein Weib hergebracht! — Gehen Sie, mein theurer Freund, ſagen Sie dem Friedenſtörer, daß er zweitauſend Friedrichsd'or haben ſoll, nicht als Vorſchuß, nein als Geſchenk, nur fort — fort!“ V. wußte nun mit einem Mal, daß der Freiherr ſich ohne Wiſſen des Vaters ſchon verheirathet hatte, und daß in dieſer Heirath auch der Grund des Bruderzwiſtes liegen mußte. Hubert hörte ſtolz und gelaſſen den Juſtitiarius an, und ſprach, nachdem er geendet, dumpf und düſter: „Ich werde mich beſinnen, vor der Hand aber noch einige Tage hier bleiben!“ — V. bemühte ſich, dem Unzufriedenen darzuthun, daß der Freiherr doch in der That alles thue, ihn durch die Abtretung des freien Vermögens, ſo viel als möglich, zu entſchädigen, und daß er über ihn ſich durchaus nicht zu beklagen habe, wenn er gleich bekennen müſſe, daß jede Stiftung, die den Erſtgebornen ſo vorwiegend begünſtige, und die andern Kinder in den Hintergrund ſtelle, etwas

Gehäſſiges habe. Hubert riß, wie einer, der Luft machen will der beklemmten Bruſt, die Weſte von oben bis unten auf; die eine Hand in die offne Buſenkrauſe begraben, die andere in die Seite geſtemmt, drehte er ſich, mit einer raſchen Tänzerbewegung, auf einem Fuße um, und rief mit ſchneidender Stimme: „Pah! — das Gehäſſige wird geboren vom Haß“ — dann ſchlug er ein gellendes Gelächter auf, und ſprach: „Wie gnädig doch der Majoratsherr dem armen Bettler ſeine Goldſtücke zuzuwerfen gedenkt.“ — V. ſah nun wohl ein, daß von völliger Ausſöhnung der Brüder gar nicht die Rede ſeyn könne.

Hubert richtete ſich in den Zimmern, die ihm in den Seitenflügeln des Schloſſes angewieſen worden, zu des Freiherrn Verdruß, auf recht langes Bleiben ein. Man bemerkte, daß er oft und lange mit dem Hausverwalter ſprach, ja daß dieſer ſogar zuweilen mit ihm auf die Wolfsjagd zog. Sonſt ließ er ſich wenig ſehen, und mied es ganz, mit dem Bruder allein zuſammen zu kommen, welches dieſem eben ganz recht war. V. fühlte das Drückende dieſes Verhältniſſes, ja er mußte ſich es ſelbſt geſtehen, daß die ganz beſondere unheimliche Manier Huberts in allem, was er ſprach und that, alle Luſt recht gefliſſentlich zerſtörend, eingriff. Jener Schreck des Freiherrn, als er den Bruder eintreten ſah, war ihm nun ganz erklärlich.

V. ſaß allein in der Gerichtsſtube unter den Akten, als Hubert eintrat, ernſter, gelaſſener, als ſonſt, und mit beinahe wehmüthiger Stimme ſprach: „ich nehme auch die letzten Vorſchläge des Bruders an, bewirken Sie, daß ich die zweitauſend Friedrichsd'or noch heute erhalte, in der Nacht will ich fort — zu Pferde — ganz allein“ — „Mit dem Gelde?“ frug V. — „Sie haben Recht, erwiderte Hubert, ich weiß, was Sie ſagen wollen — die Laſt! — Stellen Sie es in Wechſel auf

Iſak Lazarus in K.! — Noch in dieſer Nacht will ich hin nach K. Es treibt mich von hier fort, der Alte hat ſeine böſen Geiſter hier hinein gehext!“ — „Sprechen Sie von Ihrem Vater, Herr Baron?“ frug V. ſehr ernſt. Huberts Lippen bebten, er hielt ſich an dem Stuhl feſt, um nicht umzuſinken, dann aber, ſich plötzlich ermannend, rief er: „Alſo noch heute, Herr Juſtitiarius,“ und wankte, nicht ohne Anſtrengung, zur Thür hinaus. „Er ſieht jetzt ein, daß keine Täuſchungen mehr möglich ſind, daß er nichts vermag gegen meinen feſten Willen,“ ſprach der Freiherr, indem er den Wechſel auf Iſak Lazarus in K. ausſtellte. Eine Laſt wurde ſeiner Bruſt entnommen durch die Abreiſe des feindlichen Bruders, lange war er nicht ſo froh geweſen, als bei der Abendtafel. Hubert hatte ſich entſchuldigen laſſen, alle vermißten ihn recht gern. —

V. wohnte in einem etwas abgelegenen Zimmer, deſſen Fenſter nach dem Schloßhofe herausgingen. In der Nacht fuhr er plötzlich auf aus dem Schlafe, und es war ihm, als habe ein fernes, klägliches Wimmern ihn aus dem Schlafe geweckt. Mochte er aber auch horchen, wie er wollte, es blieb alles todtenſtill, und ſo mußte er jenen Ton, der ihm in die Ohren geklungen, für die Täuſchung eines Traums halten. Ein ganz beſonderes Gefühl von Grauen und Angſt bemächtigte ſich ſeiner aber ſo ganz und gar, daß er nicht im Bette bleiben konnte. Er ſtand auf und trat ans Fenſter. Nicht lange dauerte es, ſo wurde das Schloßthor geöffnet, und eine Geſtalt, mit einer brennenden Kerze in der Hand, trat heraus und ſchritt über den Schloßhof. V. erkannte in der Geſtalt den alten Daniel, und ſah, wie er die Stallthür öffnete, in den Stall hinein ging, und bald darauf ein geſatteltes Pferd heraus brachte. Nun trat aus der Finſterniß eine zweite Geſtalt hervor, wohl einge-

hüllt in einen Pelz, eine Fuchsmütze auf dem Kopf. V. erkannte Hubert, der mit Daniel einige Minuten hindurch heftig ſprach, dann aber ſich zurückzog. Daniel führte das Pferd wieder in den Stall, verſchloß dieſen, und eben ſo die Thür des Schloſſes, nachdem er über den Hof, wie er gekommen, zurückgekehrt. — Hubert hatte wegreiten wollen, und ſich in dem Augenblick eines andern beſonnen, das war nun klar. Eben ſo aber auch, daß Hubert gewiß mit dem alten Hausverwalter in irgend einem gefährlichen Bündniſſe ſtand. V. konnte kaum den Morgen erwarten, um den Freiherrn von den Ereigniſſen der Nacht zu unterrichten. Es galt nun wirklich, ſich gegen Anſchläge des bösartigen Hubert zu waffnen, die ſich, wie V. jetzt überzeugt war, ſchon geſtern in ſeinem verſtörten Weſen kund gethan.

Andern Morgens zur Stunde, wenn der Freiherr aufzuſtehen pflegte, vernahm V. ein Hin- und Herrennen, Thür auf, Thür zu ſchlagen, ein verwirrtes Durcheinanderreden und Schreien. Er trat hinaus, und ſtieß überall auf Bediente, die, ohne auf ihn zu achten, mit leichenblaſſen Geſichtern ihm vorbei — Trepp auf — Trepp ab — hinaus — hinein durch die Zimmer rannten. Endlich erfuhr er, daß der Freiherr vermißt, und ſchon Stunden lang vergebens geſucht werde. — In Gegenwart des Jägers hatte er ſich ins Bette gelegt, er mußte dann aufgeſtanden ſeyn, und ſich im Schlafrock und Pantoffeln, mit dem Armleuchter in der Hand, entfernt haben, denn eben dieſe Stücke wurden vermißt. V. lief, von düſterer Ahnung getrieben, in den verhängnißvollen Saal, deſſen Seitenkabinet gleich dem Vater Wolfgang zu ſeinem Schlafgemach gewählt hatte. Die Pforte zum Thurm ſtand weit offen, tief entſetzt ſchrie V. laut auf: „Dort in der Tiefe liegt er zerſchmettert!“ — Es

war dem ſo. Schnee war gefallen, ſo daß man von oben herab nur den zwiſchen den Steinen hervorragenden ſtarren Arm des Unglücklichen deutlich wahrnehmen konnte. Viele Stunden gingen hin, ehe es den Arbeitern gelang, mit Lebensgefahr, auf zuſammengebundenen Leitern, herab zu ſteigen, und dann den Leichnam an Stricken heraufzuziehen. Im Krampf der Todesangſt hatte der Baron den ſilbernen Armleuchter feſt gepackt, die Hand, die ihn noch feſt hielt, war der einzige unverſehrte Theil des ganzen Körpers, der ſonſt durch das Anprallen an die ſpitzen Steine auf das gräßlichſte zerſchellt worden.

Alle Furien der Verzweiflung im Antlitz ſtürzte Hubert herbei, als die Leiche eben hinaufgeborgen, und in dem Saal gerade an der Stelle auf einen breiten Tiſch gelegt worden, wo vor wenigen Wochen der alte Roderich lag. Niedergeſchmettert von dem gräßlichen Anblick heulte er: „Bruder — o mein armer Bruder. — nein, das hab' ich nicht erfleht von den Teufeln, die über mir waren!“ — V. erbebte vor dieſer verfänglichen Rede, es war ihm ſo, als müſſe er zufahren auf Hubert, als den Mörder ſeines Bruders. — Hubert lag von Sinnen auf dem Fußboden, man brachte ihn ins Bette, und er erholte ſich, nachdem er ſtärkende Mittel gebraucht, ziemlich bald. Sehr bleich, düſtern Gram im halb erloſchnen Auge, trat er dann bei V. ins Zimmer, und ſprach, indem er vor Mattigkeit, nicht fähig zu ſtehen, ſich langſam in einen Lehnſtuhl niederließ: „Ich habe meines Bruders Tod gewünſcht, weil der Vater ihm den beſten Theil des Erbes zugewandt durch eine thörigte Stiftung — jetzt hat er ſeinen Tod gefunden auf ſchreckliche Weiſe — ich bin Majoratsherr, aber mein Herz iſt zermalmt, ich kann, ich werde niemals glücklich ſeyn.

Ich beſtätige Sie im Amte, Sie erhalten die ausgedehnteſten Vollmachten, Rückſichts der Verwaltung des Majorats, auf dem ich nicht zu hauſen vermag!" — Hubert verließ das Zimmer, und war in ein paar Stunden ſchon auf dem Wege nach K. Es ſchien, daß der unglückliche Wolfgang in der Nacht aufgeſtanden war, und ſich vielleicht in das andere Kabinet, wo eine Bibliothek aufgeſtellt, begeben wollen. In der Schlaftrunkenheit verfehlte er die Thür, öffnete ſtatt derſelben die Pforte, ſchritt vor, und ſtürzte hinab. Dieſe Erklärung enthielt indeſſen immer viel Erzwungenes. Konnte der Baron nicht ſchlafen, wollte er ſich noch ein Buch aus der Bibliothek holen, um zu leſen, ſo ſchloß dieſes alle Schlaftrunkenheit aus, aber nur ſo war es möglich, die Thür des Kabinets zu verfehlen, und ſtatt dieſer die Pforte zu öffnen. Ueberdem war dieſe feſt verſchloſſen und mußte erſt mit vieler Mühe aufgeſchloſſen werden. „Ach," fing endlich, als V. dieſe Unwahrſcheinlichkeiten vor verſammelter Dienerſchaft entwickelte, des Freiherrn Jäger, Franz geheißen, an: „Ach, lieber Herr Juſtitiarius, ſo hat es wohl ſich nicht zugetragen!" — „Wie denn anders?" fuhr ihn V. an. Franz, ein ehrlicher treuer Kerl, der ſeinem Herrn hätte ins Grab folgen mögen, wollte aber nicht vor den andern mit der Sprache heraus, ſondern behielt ſich vor, das, was er davon zu ſagen wiſſe, dem Juſtitiarius allein zu vertrauen. V. erfuhr nun, daß der Freiherr zu Franz ſehr oft von den vielen Schätzen ſprach, die da unten in dem Schutt begraben lägen, und daß er oft, wie vom böſen Geiſt getrieben, zur Nachtzeit noch die Pforte, zu der den Schlüſſel ihm Daniel hatte geben müſſen, öffnete und mit Sehnſucht hinabſchaute in die Tiefe nach den vermeintlichen Reichthümern. Gewiß war es nun wohl alſo, daß in jener verhängnißvollen Nacht der Freiherr,

nachdem ihn der Jäger ſchon verlaſſen, noch einen Gang nach dem Thurm gemacht und ihn dort ein plötzlicher Schwindel erfaßt und herabgeſtürzt hatte. Daniel, der von dem entſetzlichen Tode des Freiherrn auch ſehr erſchüttert ſchien, meinte, daß es gut ſeyn würde, die gefährliche Pforte feſt vermauern zu laſſen, welches denn auch gleich geſchah. Freiherr Hubert von R., jetziger Majoratsbeſitzer, ging, ohne ſich wieder in R..ſitten ſehen zu laſſen, nach Curland zurück. V. erhielt alle Vollmachten, die zur unumſchränkten Verwaltung des Majorats nöthig waren. Der Bau des neuen Schloſſes unterblieb, wogegen ſo viel möglich das alte Gebäude in guten Stand geſetzt wurde. Schon waren mehrere Jahre verfloſſen, als Hubert zum erſtenmal zur ſpäten Herbſtzeit ſich in R..ſitten einfand, und nachdem er mehrere Tage mit V. in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen zugebracht, wieder nach Curland zurückging. Bei ſeiner Durchreiſe durch K. hatte er bei der dortigen Landesregierung ſein Teſtament niedergelegt.

Während ſeines Aufenthalts in R..ſitten ſprach der Freiherr, der in ſeinem tiefſten Weſen ganz geändert ſchien, viel von Ahnungen eines nahen Todes. Dieſe gingen wirklich in Erfüllung; denn er ſtarb ſchon das Jahr darauf. Sein Sohn, wie er Hubert geheißen, kam ſchnell herüber von Curland, um das reiche Majorat in Beſitz zu nehmen. Ihm folgten Mutter und Schweſter. Der Jüngling ſchien alle böſen Eigenſchaften der Vorfahren in ſich zu vereinen; er bewies ſich als ſtolz, hochfahrend, ungeſtüm, habſüchtig gleich in den erſten Augenblicken ſeines Aufenthalts in R..ſitten. Er wollte auf der Stelle vieles ändern laſſen, welches ihm nicht bequem, nicht gehörig ſchien; den Koch warf er zum Hauſe hinaus; den Kutſcher verſuchte er zu prügeln, welches aber nicht gelang, da der baum=

ſtarke Kerl die Frechheit hatte, es nicht leiden zu wollen; kurz, er war im beſten Zuge, die Rolle des ſtrengen Majoratsherrn zu beginnen, als V. ihm mit Ernſt und Feſtigkeit entgegen trat, ſehr beſtimmt verſichernd: Kein Stuhl ſolle hier gerückt werden, keine Katze das Haus verlaſſen, wenn es ihr noch ſonſt darin gefalle, vor Eröffnung des Teſtaments. „Sie unterſtehen ſich hier, dem Majoratsherrn" — fing der Baron an. V. ließ den vor Wuth ſchäumenden Jüngling jedoch nicht ausreden, ſondern ſprach, indem er ihn mit durchbohrenden Blicken maß: „Keine Uebereilung, Herr Baron! — Durchaus dürfen Sie hier nicht regieren wollen vor Eröffnung des Teſtaments; jetzt bin ich, ich allein hier Herr, und werde Gewalt mit Gewalt zu vertreiben wiſſen. — Erinnern Sie ſich, daß ich kraft meiner Vollmacht als Vollzieher des väterlichen Teſtaments, kraft der getroffenen Verfügungen des Gerichts berechtigt bin, Ihnen den Aufenthalt hier in R..ſitten zu verſagen, und ich rathe Ihnen, um das Unangenehme zu verhüten, ſich ruhig nach K. zu begeben." Der Ernſt des Gerichtshalters, der entſchiedene Ton, mit dem er ſprach, gab ſeinen Worten gehörigen Nachdruck, und ſo kam es, daß der junge Baron, der mit gar zu ſpitzigen Hörnern anlaufen wollte, wider den feſten Bau die Schwäche ſeiner Waffen fühlte, und für gut fand, im Rückzuge ſeine Beſchämung mit einem höhniſchen Gelächter auszugleichen.

Drei Monate waren verfloſſen und der Tag gekommen, an dem, nach dem Willen des Verſtorbenen, das Teſtament in R., wo es niedergelegt worden, eröffnet werden ſollte. Außer den Gerichtsperſonen, dem Baron und V. befand ſich noch ein junger Menſch von edlem Anſehn in dem Gerichtsſaal, den V. mitgebracht, und den man, da ihm ein eingeknöpftes Aktenſtück aus dem Buſen hervorragte, für V..s Schreiber hielt. Der

Baron ſah ihn, wie er es beinahe mit allen übrigen machte, über die Achſel an, und verlangte ſtürmiſch, daß man die langweilige überflüſſige Ceremonie nur ſchnell und ohne viele Worte und Schreiberei abmachen ſolle. Er begreife nicht, wie es überhaupt in dieſer Erbangelegenheit, wenigſtens Hinſichts des Majorats, auf ein Teſtament ankommen könne, und werde, in ſo fern hier irgend etwas verfügt ſeyn ſolle, es lediglich von ſeinem Willen abhängen, das zu beachten oder nicht. Hand und Siegel des verſtorbenen Vaters erkannte der Baron an, nachdem er einen flüchtigen mürriſchen Blick darauf geworfen, dann, indem der Gerichtsſchreiber ſich zum lauten Ableſen des Teſtaments anſchickte, ſchaute er gleichgültig nach dem Fenſter hin, den rechten Arm nachläſſig über die Stuhllehne geworfen, den linken Arm gelehnt auf den Gerichtstiſch, und auf deſſen grüner Decke mit den Fingern trommelnd. Nach einem kurzen Eingange erklärte der verſtorbene Freiherr Hubert von R., daß er das Majorat niemals als wirklicher Majoratsherr beſeſſen, ſondern daſſelbe nur Nahmens des einzigen Sohnes des verſtorbenen Freiherrn Wolfgang von R., nach ſeinem Großvater Roderich geheißen, verwaltet habe; dieſer ſey derjenige, dem nach der Familien-Succeſſion durch ſeines Vaters Tod das Majorat zugefallen. Die genaueſten Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über den vorzufindenden Beſtand u. ſ. w. würde man in ſeinem Nachlaß finden. Wolfgang von R., ſo erzählte Hubert in dem Teſtament, lernte auf ſeinen Reiſen in Genf das Fräulein Julie von St. Val kennen, und faßte eine ſolche heftige Neigung zu ihr, daß er ſich nie mehr von ihr zu trennen beſchloß. Sie war ſehr arm, und ihre Familie, unerachtet von gutem Adel, gehörte eben nicht zu den glänzendſten. Schon deshalb durfte er auf die Einwilligung des alten

Roderich, deſſen ganzes Streben dahin ging, das Majorathaus auf alle nur mögliche Weiſe zu erheben, nicht hoffen. Er wagte es dennoch, von Paris aus dem Vater ſeine Neigung zu entdecken; was aber voraus zu ſehen, geſchah wirklich, indem der Alte beſtimmt erklärte, daß er ſchon ſelbſt die Braut für den Majoratsherrn erkohren, und von einer andern niemals die Rede ſeyn könne. Wolfgang, ſtatt, wie er ſollte, nach England hinüberzuſchiffen, kehrte unter dem Nahmen Born nach Genf zurück, und vermählte ſich mit Julien, die ihm nach Verlauf eines Jahres den Sohn gebahr, der mit dem Tode Wolfgangs Majoratsherr wurde. Darüber, daß Hubert, von der ganzen Sache unterrichtet, ſo lange ſchwieg, und ſich ſelbſt als Majoratsherr gerirte, waren verſchiedene Urſachen angeführt, die ſich auf frühere Verabredungen mit Wolfgang bezogen, indeſſen unzureichend und aus der Luft gegriffen ſchienen. —

Wie vom Donner gerührt ſtarrte der Baron den Gerichtsſchreiber an, der mit eintöniger ſchnarrender Stimme alles Unheil verkündete. Als er geendet, ſtand V. auf, nahm den jungen Menſchen, den er mitgebracht, bei der Hand, und ſprach, indem er ſich gegen die Anweſenden verbeugte: „Hier, meine Herren, habe ich die Ehre, Ihnen den Freiherrn Roderich von R., Majoratsherrn von R.. ſitten vorzuſtellen!“ Baron Hubert blickte den Jüngling, der, wie vom Himmel gefallen, ihn um das reiche Majorat, um die Hälfte des freien Vermögens in Curland brachte, verhaltenen Grimm im glühenden Auge, an, drohte dann mit geballter Fauſt, und rannte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, zum Gerichtsſaal hinaus. Von den Gerichtsperſonen dazu aufgefordert, holte jetzt Baron Roderich die Urkunden hervor, die ihn als die Perſon, für die er ſich ausgab, legitimiren ſollten. Er überreichte den beglau=

bigten Auszug aus den Regiſtern der Kirche, wo ſein Vater ſich trauen laſſen, worin bezeugt wurde, daß an dem und dem Tage der Kaufmann Wolfgang Born, gebürtig aus K., mit dem Fräulein Julie von St. Val, in Gegenwart der genannten Perſonen, durch prieſterliche Einſegnung getraut worden. Eben ſo hatte er ſeinen Taufſchein (er war in Genf als von dem Kaufmann Born mit ſeiner Gemahlin Julie, geb. von St. Val, in gültiger Ehe erzeugtes Kind getauft worden), verſchiedene Briefe ſeines Vaters an ſeine ſchon längſt verſtorbene Mutter, die aber alle nur mit W. unterzeichnet waren.

V. ſah alle dieſe Papiere mit finſterm Geſichte durch, und ſprach, ziemlich bekümmert, als er ſie wieder zuſammenſchlug: „Nun, Gott wird helfen!" —

Schon andern Tages reichte der Freiherr Hubert von R. durch einen Advokaten, den er zu ſeinem Rechtsfreunde erkohren, bei der Landesregierung in K. eine Vorſtellung ein, worin er auf nichts weniger antrug, als ſofort die Uebergabe des Majorats R..ſitten an ihn zu veranlaſſen. Es verſtehe ſich von ſelbſt, ſagte der Advokat, daß weder teſtamentariſch, noch auf irgend eine andere Weiſe, der verſtorbene Freiherr Hubert von R. habe über das Majorat verfügen können. Jenes Teſtament ſey alſo nichts anders, als die aufgeſchriebene und gerichtlich übergebene Ausſage, nach welcher der Freiherr Wolfgang von R. das Majorat an einen Sohn vererbt haben ſolle, der noch lebe, die keine höhere Beweiskraft, als jede andere irgend eines Zeugen haben, und alſo unmöglich die Legitimation des angeblichen Freiherrn Roderich von R. bewirken könne. Vielmehr ſey es die Sache dieſes Prätendenten, ſein vorgebliches Erbrecht, dem hiemit ausdrücklich widerſprochen werde, im Wege des Prozeſſes darzuthun, und das Majorat, welches

jetzt nach dem Recht der Succeſſion dem Baron Hubert von R. zugefallen, zu vindiziren. Durch den Tod des Vaters ſey der Beſitz unmittelbar auf den Sohn übergegangen; es habe keiner Erklärung über den Erbſchaftsantritt bedurft, da der Majoratsfolge nicht entſagt werden könne, mithin dürfe der jetzige Majoratsherr in dem Beſitze nicht durch ganz illiquide Anſprüche turbirt werden. Was der Verſtorbene für Grund gehabt habe, einen andern Majoratsherrn aufzuſtellen, ſey ganz gleichgültig, nur werde bemerkt, daß er ſelbſt, wie aus den nachgelaſſenen Papieren erforderlichen Falls nachgewieſen werden könne, eine Liebſchaft in der Schweiz gehabt habe, und ſo ſey vielleicht der angebliche Brudersſohn der eigne, in einer verbotenen Liebe erzeugte, dem er in einem Anfall von Reue das reiche Majorat zuwenden wollen. —

So ſehr auch die Wahrſcheinlichkeit für die im Teſtament behaupteten Umſtände ſprach, ſo ſehr auch die Richter hauptſächlich die letzte Wendung, in der der Sohn ſich nicht ſcheute, den Verſtorbenen eines Verbrechens anzuklagen, empörte, ſo blieb doch die Anſicht der Sache, wie ſie aufgeſtellt worden, die richtige, und nur den raſtloſen Bemühungen V..s, der beſtimmten Verſicherung, daß der die Legitimation des Freiherrn Roderich von R. bewirkende Beweis in kurzer Zeit auf das bündigſte geführt werden ſolle, konnte es gelingen, daß die Uebergabe des Majorats noch ausgeſetzt und die Fortdauer der Adminiſtration bis nach entſchiedener Sache verfügt wurde.

V. ſah nur zu gut ein, wie ſchwer es ihm werden würde, ſein Verſprechen zu halten. Er hatte alle Briefſchaften des alten Roderich durchſtöbert, ohne die Spur eines Briefes oder ſonſt eines Aufſatzes zu finden, der Bezug auf jenes Verhältniß Wolfgangs mit dem Fräulein von St. Val gehabt hätte.

Gedankenvoll ſaß er in R..ſitten in dem Schlafkabinett des alten Roderich, das er ganz durchſucht, und arbeitete an einem Aufſatze für den Notar in Genf, der ihm als ein ſcharfſinniger thätiger Mann empfohlen worden, und der ihm einige Notizen ſchaffen ſollte, die die Sache des jungen Freiherrn ins Klare bringen konnten. — Es war Mitternacht worden, der Vollmond ſchien hell hinein in den anſtoßenden Saal, deſſen Thür offen ſtand. Da war es, als ſchritte jemand langſam und ſchwer die Treppe herauf, und klirre und klappere mit Schlüſſeln. V. wurde aufmerkſam, er ſtand auf, ging in den Saal, und vernahm nun deutlich, daß jemand ſich durch den Flur der Thüre des Saals nahte. Bald darauf wurde dieſe geöffnet, und ein Menſch mit leichenblaſſem entſtellten Antlitz in Nachtkleidern, in der einen Hand den Armleuchter mit brennenden Kerzen, in der andern den großen Schlüſſelbund, trat langſam hinein. V. erkannte augenblicklich den Hausverwalter, und war im Begriff, ihm zuzurufen, was er ſo ſpät in der Nacht wolle, als ihn in dem ganzen Weſen des Alten, in dem zum Tode erſtarrten Antlitz etwas unheimliches geſpenſtiſches mit Eiskälte anhauchte. Er erkannte, daß er einen Nachtwandler vor ſich habe. Der Alte ging mit gemeſſenen Schritten queer durch den Saal, gerade los auf die vermauerte Thür, die ehemals zum Thurm führte. Dicht vor derſelben blieb er ſtehen, und ſtieß aus tiefer Bruſt einen heulenden Laut aus, der ſo entſetzlich in dem ganzen Saale wiederhallte, daß V. erbebte vor Grauſen. Dann, den Armleuchter auf den Fußboden geſtellt, den Schlüſſelbund an den Gürtel gehängt, fing Daniel an mit beiden Händen an der Mauer zu kratzen, daß bald das Blut unter den Nägeln hervorquoll, und dabei ſtöhnte er und ächzte, wie gepeinigt von einer nahmenloſen Todesqual. Nun

legte er das Ohr an die Mauer, als wolle er irgend etwas erlauſchen, dann winkte er mit der Hand, wie jemanden beſchwichtigend, bückte ſich, den Armleuchter wieder vom Boden aufhebend, und ſchlich mit leiſen gemeſſenen Schritten nach der Thüre zurück. V. folgte ihm behutſam mit dem Leuchter in der Hand. Es ging die Treppe herab, der Alte ſchloß die große Hauptthür des Schloſſes auf, V. ſchlüpfte geſchickt hindurch; nun begab er ſich nach dem Stall, und nachdem er zu V..s tiefem Erſtaunen den Armleuchter ſo geſchickt hingeſtellt hatte, daß das ganze Gebäude genugſam erhellt wurde, ohne irgend eine Gefahr, holte er Sattel und Zeug herbei, und rüſtete mit großer Sorglichkeit, den Gurt feſt, die Steigbügel hinaufſchnallend, ein Pferd aus, das er losgebunden von der Krippe. Nachdem er noch ein Büſchel Haare über den Stirnriemen weg durch die Hand gezogen, nahm er, mit der Zunge ſchnalzend und mit der einen Hand ihm den Hals klopfend, das Pferd beim Zügel und führte es heraus. Draußen im Hofe blieb er einige Sekunden ſtehen in der Stellung, als erhalte er Befehle, die er kopfnickend auszuführen verſprach. Dann führte er das Pferd zurück in den Stall, ſattelte es wieder ab, und band es an die Krippe. Nun nahm er den Armleuchter, verſchloß den Stall, kehrte in das Schloß zurück, und verſchwand endlich in ſein Zimmer, das er ſorgfältig verriegelte. V. fühlte ſich von dieſem Auftritt im Innerſten ergriffen, die Ahnung einer entſetzlichen That erhob ſich vor ihm wie ein ſchwarzes hölliſches Geſpenſt, das ihn nicht mehr verließ. Ganz erfüllt von der bedrohlichen Lage ſeines Schützlings, glaubte er wenigſtens das, was er geſehen, nützen zu müſſen zu ſeinem Beſten. Andern Tages, es wollte ſchon die Dämmerung einbrechen, kam Daniel in ſein Zimmer, um irgend eine ſich auf den Hausſtand

beziehende Anweiſung einzuholen. Da faßte ihn V. bei beiden Aermen, und fing an, indem er ihn zutraulich in den Seſſel niederdrückte: „Höre, alter Freund Daniel! lange habe ich dich fragen wollen, was hältſt du denn von dem verworrenen Kram, den uns Huberts ſonderbares Teſtament über den Hals gebracht hat? — Glaubſt du den wohl, daß der junge Menſch wirklich Wolfgangs in rechtsgültiger Ehe erzeugter Sohn iſt?“ Der Alte, ſich über die Lehne des Stuhls wegbeugend und V..s ſtarr auf ihn gerichteten Blicken ausweichend, rief mürriſch: „Pah! — er kann es ſeyn; er kann es auch nicht ſeyn. Was ſchiert's mich, mag nun hier Herr werden, wer da will.“ — „Aber ich meine,“ fuhr V. fort, indem er dem Alten näher rückte, und die Hand auf ſeine Schulter legte, „aber ich meine, da du des alten Freiherrn ganzes Vertrauen hatteſt, ſo verſchwieg er dir gewiß nicht die Verhältniſſe ſeiner Söhne. Er erzählte dir von dem Bündniß, das Wolfgang wider ſeinen Willen geſchloſſen?“ — „Ich kann mich auf dergleichen gar nicht beſinnen,“ erwiederte der Alte, indem er auf ungezogene Art laut gähnte. — „Du biſt ſchläfrig, Alter, ſprach V., haſt du vielleicht eine unruhige Nacht gehabt?“ — „Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete der Alte froſtig, „aber ich will nun gehen und das Abendeſſen beſtellen.“ Hiemit erhob er ſich ſchwerfällig vom Stuhl, indem er ſich den gekrümmten Rücken rieb und abermahls und zwar noch lauter gähnte als zuvor. „Bleibe doch noch Alter,“ rief V. indem er ihn bey der Hand ergriff und zum Sitzen nöthigen wollte, der Alte blieb aber vor dem Arbeitstiſch ſtehen, auf den er ſich mit beiden Händen ſtemmte, den Leib übergebogen nach V. hin, und mürriſch fragend: „Nun was ſoll's denn, was ſchiert mich das Teſtament, was ſchiert mich der Streit um das Majorat“ — „Davon, fiel ihm V. in die

Rede, wollen wir auch gar nicht mehr ſprechen: von ganz etwas Anderm, lieber Daniel! — Du biſt mürriſch, du gähnſt, das alles zeugt von beſonderer Abſpannung und nun möcht' ich beinahe glauben, daß du es wirklich geweſen biſt, in dieſer Nacht.“ — „Was bin ich geweſen in dieſer Nacht,“ frug der Alte in ſeiner Stellung verharrend. „Als ich, ſprach V. weiter, geſtern Mitternacht dort oben in dem Kabinett des alten Herrn neben dem großen Saal ſaß, kamſt du zur Thüre herein, ganz ſtarr und bleich, ſchritteſt auf die zugemauerte Thür los, kratzteſt mit beiden Händen an der Mauer und ſtöhnteſt, als wenn du große Qualen empfändeſt. Biſt du denn ein Nachtwandler, Daniel?“ Der Alte ſank zurück in den Stuhl, den ihm V. ſchnell unterſchob. Er gab keinen Laut von ſich, die tiefe Dämmerung ließ ſein Geſicht nicht erkennen, V. bemerkte nur, daß er kurz Athem holte und mit den Zähnen klapperte. — „Ja,“ fuhr V. nach kurzem Schweigen fort, „ja es iſt ein eignes Ding mit den Nachtwandlern. Andern Tages wiſſen ſie von dieſem ſonderbaren Zuſtande, von Allem, was ſie wie in vollem Wachen begonnen haben, nicht das allermindeſte.“ — Daniel blieb ſtill. — „Aehnliches“ ſprach V. weiter, „wie geſtern mit dir, habe ich ſchon erlebt. Ich hatte einen Freund, der ſtellte, ſo wie du, trat der Vollmond ein; regelmäßig nächtliche Wanderungen an. Ja, manchmal ſetzte er ſich hin und ſchrieb Briefe. Am merkwürdigſten war es aber, daß, fing ich an ihm ganz leiſe in's Ohr zu flüſtern, es mir bald gelang ihn zum Sprechen zu bringen. Er antwortete gehörig auf alle Fragen und ſelbſt das, was er im Wachen ſorglich verſchwiegen haben würde, floß nun unwillkührlich, als könne er der Kraft nicht widerſtehen, die auf ihn einwirkte, von ſeinen Lippen. — Der Teufel! ich glaube, ver-

ſchwiege ein Mondſüchtiger irgend eine begangene Unthat noch ſo lange, man könnte ſie ihm abfragen in dem ſeltſamen Zuſtande. — Wohl dem, der ein reines Gewiſſen hat, wie wir beide, guter Daniel, wir können ſchon immer Nachtwandler ſeyn, uns wird man kein Verbrechen abfragen. — Aber höre Daniel, gewiß willſt du herauf in den aſtronomiſchen Thurm, wenn du ſo abſcheulich an der zugemauerten Thüre kratzeſt? — Du willſt gewiß laboriren wie der alte Roderich? — Nun, das werd' ich dir nächſtens abfragen!" — Der Alte hatte, während V. dieſes ſprach, immer ſtärker und ſtärker gezittert, jetzt flog ſein ganzer Körper von heilloſem Krampf hin und hergeworfen, und er brach aus in ein gellendes, unverſtändiges Geplapper. V. ſchellte die Diener herauf. Man brachte Lichter, der Alte ließ nicht nach, wie ein willkührlos bewegtes Automat hob man ihn auf und brachte ihn in's Bette. Nachdem beinahe eine Stunde dieſer heilloſe Zuſtand gedauert, verfiel er in tiefer Ohnmacht ähnlichen Schlaf. Als er erwachte, verlangte er Wein zu trinken, und als man ihm dieſen gereicht, trieb er den Diener, der bei ihm wachen wollte, fort und verſchloß ſich, wie gewöhnlich, in ſein Zimmer. V. hatte wirklich beſchloſſen, den Verſuch anzuſtellen, in dem Augenblick als er davon gegen Daniel ſprach, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte, einmal, daß Daniel, vielleicht erſt jetzt von ſeiner Mondſucht unterrichtet, alles anwenden werde, ihm zu entgehen, dann aber, daß Geſtändniſſe in dieſem Zuſtande abgelegt eben nicht geeignet ſeyn würden, darauf weiter fortzubauen. Dem unerachtet begab er ſich gegen Mitternacht in den Saal, hoffend, daß Daniel, wie es in dieſer Krankheit geſchieht, gezwungen werden würde, willkührlos zu handeln. Um Mitternacht erhob ſich ein großer Lärm auf dem Hofe.

V. hörte deutlich ein Fenſter einſchlagen, er eilte herab und als er die Gänge durchſchritt, wallte ihm ein ſtinkender Dampf entgegen, der, wie er bald gewahrte, aus dem geöffneten Zimmer des Hausverwalters herausquoll. Dieſen brachte man eben todtſtarr herausgetragen, um ihn in einem andern Zimmer ins Bette zu legen. Um Mitternacht wurde ein Knecht, ſo erzählten die Diener, durch ein ſeltſames dumpfes Pochen geweckt, er glaubte dem Alten ſei etwas zugeſtoßen und ſchickte ſich an aufzuſtehen, um ihm zu Hülfe zu kommen, als der Wächter auf dem Hofe laut rief: Feuer, Feuer! in der Stube des Herrn Verwalters brennt's lichterloh! — Auf dies Geſchrei waren gleich mehrere Diener bei der Hand, aber alles Mühen die Thür des Zimmers einzubrechen, blieb umſonſt. Nun eilten ſie heraus auf den Hof, aber der entſchloſſene Wächter hatte ſchon das Fenſter des niedrigen, im Erdgeſchoſſe befindlichen Zimmers eingeſchlagen und die brennenden Gardinen herabgeriſſen, worauf ein paar hineingegoſſene Eimer Waſſer den Brand augenblicklich löſchten. Den Hausverwalter fand man mitten im Zimmer auf der Erde liegend in tiefer Ohnmacht. Er hielt noch feſt den Armleuchter in der Hand, deſſen brennende Kerzen die Gardinen erfaßt, und ſo das Feuer veranlaßt hatten. Brennende herabfallende Lappen hatten dem Alten die Augenbraunen und ein gut Theil Kopfhaare weggeſengt. Bemerkte der Wächter nicht das Feuer, ſo hätte der Alte hülflos verbrennen müſſen. Zu nicht geringer Verwunderung fanden die Diener, daß die Thür des Zimmers von innen durch zwei ganz neu angeſchrobene Riegel, die noch den Abend vorher nicht da geweſen, verwahrt war. V. ſah ein, daß der Alte ſich hatte das Hinausſchreiten aus dem Zimmer unmöglich machen wollen; widerſtehen konnte er dem blinden Triebe nicht.

Der Alte verfiel in eine ernſte Krankheit; er ſprach nicht, er nahm nur wenig Nahrung zu ſich und ſtarrte, wie feſt geklammert von einem entſetzlichen Gedanken, mit Blicken, in denen ſich der Tod mahlte, vor ſich hin. V. glaubte, daß der Alte von dem Lager nicht erſtehen werde. Alles, was ſich für ſeinen Schützling thun ließ, hatte V. gethan, er mußte ruhig den Erfolg abwarten, und wollte deshalb nach K. zurück. Die Abreiſe war für den folgenden Morgen beſtimmt. V. packte ſpät Abends ſeine Scripturen zuſammen, da fiel ihm ein kleines Packet in die Hände, welches ihm der Freiherr Hubert von R. verſiegelt und mit der Aufſchrift: Nach Eröffnung meines Teſtaments zu leſen, zugeſtellt und das er unbegreiflicher Weiſe noch nicht beobachtet hatte. Er war im Begriff dieſes Packet zu entſiegeln, als die Thür aufging und mit leiſen geſpenſtiſchen Schritten Daniel hereintrat. Er legte eine ſchwarze Mappe, die er unter dem Arm trug, auf den Schreibtiſch, dann mit einem tiefen Todesſeufzer auf beide Knie ſinkend, V..s Hände mit den ſeinen krampfhaft faſſend, ſprach er hohl und dumpf, wie aus tiefem Grabe: Auf dem Schaffott ſtürb' ich nicht gern! — der dort oben richtet! — dann richtete er ſich unter angſtvollem Keuchen mühſam auf und verließ das Zimmer, wie er gekommen.

V. brachte die ganze Nacht hin, alles das zu leſen, was die ſchwarze Mappe und Huberts Packet enthielt. Beides hing genau zuſammen, und beſtimmte von ſelbſt die weitern Maßregeln, die nun zu ergreifen. So wie V. in K. angekommen, begab er ſich zum Freiherrn Hubert von R., der ihn mit rauhem Stolz empfing. Die merkwürdige Folge einer Unterredung, welche Mittags anfing und bis ſpät in die Nacht hinein ununterbrochen fortdauerte, war aber, daß der Freiherr andern

Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Teſtamente ſeines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R. Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtsſaal herabſtieg, ſtand ſein Wagen mit Poſtpferden vor der Thüre, er reiſte ſchnell ab und ließ Mutter und Schweſter zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder ſehen, hatte er ihnen mit andern räthſelhaften Aeußerungen geſchrieben. Roderich's Erſtaunen über dieſe Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V. ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele ſey. V. vertröſtete ihn indeſſen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Beſitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nehmlich deshalb nicht geſchehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Hubert's, außerdem die vollſtändige Legitimation Roderich's verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..ſitten an, und ſetzte hinzu: daß Hubert's Mutter und Schweſter, durch ſeine ſchnelle Abreiſe in augenblickliche Verlegenheit geſetzt, den ſtillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuſchvollen theuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigſtens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr ſeinen Aufenthalt in R..ſitten ſo gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbin-

dung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu ſchnell, da bis jetzt Roderich's Legitimation als Majoratsherr von R..ſitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schloſſe. Hubert hatte ſich gar nicht auf den Gütern ſehen laſſen, ſondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienſte getreten, und ſtand jetzt im Felde gegen die Perſer, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die ſchnelle Abreiſe der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrſchte, nöthig. Roderich, der ſich ſchon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten und ſo wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einſam, wie vorher. Des Hausverwalters böſe Krankheit wurde ſchlimmer und ſchlimmer, ſo daß er nicht mehr daraus zu erſtehen glaubte, ſein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günſtigſten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Roderichs Trauung vollzogen, war längſt geſtorben, indeſſen fand ſich in dem Kirchenbuche von ſeiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, ſich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R..ſitten, vollſtändig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter franzöſiſcher Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls ſich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Ausſagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollſtändigen Nach-

Tages vor Gericht erklärte, daß er den Prätendenten des Majorats dem Teſtamente ſeines Vaters gemäß für den in rechtsgültiger Ehe von dem älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R. Wolfgang von R. mit dem Fräulein Julie von St. Val erzeugten Sohn, mithin für den rechtsgültig legitimirten Majorats-Erben anerkenne. Als er von dem Gerichtsſaal herabſtieg, ſtand ſein Wagen mit Poſtpferden vor der Thüre, er reiſte ſchnell ab und ließ Mutter und Schweſter zurück. Sie würden ihn vielleicht nie wieder ſehen, hatte er ihnen mit andern räthſelhaften Aeußerungen geſchrieben. Roderich's Erſtaunen über dieſe Wendung, die die Sache nahm, war nicht gering, er drang in V. ihm doch nur zu erklären, wie dies Wunder habe bewirkt werden können, welche geheimnißvolle Macht im Spiele ſey. V. vertröſtete ihn indeſſen auf künftige Zeiten, und zwar, wenn er Beſitz genommen haben würde von dem Majorat. Die Uebergabe des Majorats konnte nehmlich deshalb nicht geſchehen, weil nun die Gerichte, nicht befriedigt durch jene Erklärung Hubert's, außerdem die vollſtändige Legitimation Roderich's verlangten. V. bot dem Freiherrn die Wohnung in R..ſitten an, und ſetzte hinzu: daß Hubert's Mutter und Schweſter, durch ſeine ſchnelle Abreiſe in augenblickliche Verlegenheit geſetzt, den ſtillen Aufenthalt auf dem Stammgute der geräuſchvollen theuren Stadt vorziehen würden. Das Entzücken, womit Roderich den Gedanken ergriff, mit der Baronin und ihrer Tochter wenigſtens eine Zeitlang unter einem Dache zu wohnen, bewies, welchen tiefen Eindruck Seraphine, das holde, anmuthige Kind, auf ihn gemacht hatte. In der That wußte der Freiherr ſeinen Aufenthalt in R..ſitten ſo gut zu benutzen, daß er, wenige Wochen waren vergangen, Seraphinens innige Liebe und der Mutter beifällig Wort zur Verbin-

dung mit ihr gewonnen hatte. Dem V. war das Alles zu ſchnell, da bis jetzt Roderich's Legitimation als Majoratsherr von R..ſitten noch immer zweifelhaft geblieben. Briefe aus Curland unterbrachen das Idyllenleben auf dem Schloſſe. Hubert hatte ſich gar nicht auf den Gütern ſehen laſſen, ſondern war unmittelbar nach Petersburg gegangen, dort in Militärdienſte getreten, und ſtand jetzt im Felde gegen die Perſer, mit denen Rußland gerade im Kriege begriffen. Dies machte die ſchnelle Abreiſe der Baronin mit ihrer Tochter nach den Gütern, wo Unordnung und Verwirrung herrſchte, nöthig. Roderich, der ſich ſchon als den aufgenommenen Sohn betrachtete, unterließ nicht die Geliebte zu begleiten und ſo wurde, da V. ebenfalls nach K. zurückkehrte, das Schloß einſam, wie vorher. Des Hausverwalters böſe Krankheit wurde ſchlimmer und ſchlimmer, ſo daß er nicht mehr daraus zu erſtehen glaubte, ſein Amt wurde einem alten Jäger, Wolfgangs treuem Diener, Franz geheißen, übertragen. Endlich nach langem Harren erhielt V. die günſtigſten Nachrichten aus der Schweiz. Der Pfarrer, der Roderichs Trauung vollzogen, war längſt geſtorben, indeſſen fand ſich in dem Kirchenbuche von ſeiner Hand notirt, daß derjenige, den er unter dem Namen Born mit dem Fräulein Julie St. Val ehelich verbunden, ſich bei ihm als Freiherr Wolfgang von R., älteſten Sohn des Freiherrn Roderich von R. auf R..ſitten, vollſtändig legitimirt habe. Außerdem wurden noch zwei Trauzeugen, ein Kaufmann in Genf, und ein alter franzöſiſcher Kapitän, der nach Lyon gezogen, ausgemittelt, denen Wolfgang ebenfalls ſich entdeckt hatte, und ihre eidlichen Ausſagen bekräftigten den Vermerk des Pfarrers im Kirchenbuche. Mit den in rechtlicher Form ausgefertigten Verhandlungen in der Hand führte nun V. den vollſtändigen Nach-

weis der Rechte ſeines Machtgebers und nichts ſtand der Uebergabe des Majorats im Wege, die im künftigen Herbſt erfolgen ſollte. Hubert war gleich in der erſten Schlacht, der er beiwohnte, geblieben, ihn hatte das Schickſal ſeines jüngern Bruders, der ein Jahr vor ſeines Vaters Tode ebenfalls im Felde blieb, getroffen; ſo fielen die Güter in Curland der Baroneſſe Seraphine von R. zu, und wurden eine ſchöne Mitgift für den überglücklichen Roderich.

Der November war angebrochen, als die Baronin, Roderich mit ſeiner Braut in R..ſitten anlangte. Die Uebergabe des Majorats erfolgte und dann Roderichs Verbindung mit Seraphinen. Manche Woche verging im Taumel der Luſt, bis endlich die überſättigten Gäſte nach und nach das Schloß verließen zur großen Zufriedenheit V..s, der von R..ſitten nicht ſcheiden wollte, ohne den jungen Majoratsherrn auf das genaueſte einzuweihen in alle Verhältniſſe des neuen Beſitzthums. Mit der ſtrengſten Genauigkeit hatte Roderichs Oheim die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe geführt, ſo daß, da Roderich nur eine geringe Summe jährlich zu ſeinem Unterhalt bekam, durch die Ueberſchüſſe der Einnahme jenes baare Capital, das man in des alten Freiherrn Nachlaß vorfand, einen bedeutenden Zuſchuß erhielt. Nur in den erſten drei Jahren hatte Hubert die Einkünfte des Majorats in ſeinem Nutzen verwandt, darüber aber ein Schuldinſtrument ausgeſtellt und es auf den ihm zuſtehenden Antheil der Güter in Curland verſichern laſſen. — V. hatte ſeit der Zeit, als ihm Daniel als Nachtwandler erſchien, das Schlafgemach des alten Roderich zu ſeinem Wohnzimmer gewählt, um deſto ſicherer das erlauſchen zu können, was ihm Daniel nachher freiwillig offenbarte. So kam es, daß dies Gemach und der anſtoßende große Saal

der Ort blieb, wo der Freiherr mit V. im Geſchäft zuſammenkam. Da ſaßen nun beide beim helllodernden Kaminfeuer an dem großen Tiſche, V. mit der Feder in der Hand, die Summen notirend und den Reichthum des Majoratsherrn berechnend, dieſer mit aufgeſtemmtem Arm hineinblinzelnd in die aufgeſchlagenen Rechnungsbücher, in die gewichtigen Dokumente. Keiner vernahm das dumpfe Brauſen der See, das Angſtgeſchrei der Möven, die das Unwetter verkündend im Hin- und Herflattern an die Fenſterſcheiben ſchlugen, keiner achtete des Sturms, der um Mitternacht heraufgekommen in wildem Toſen das Schloß durchſauſte, ſo daß alle Unkenſtimmen in den Caminen, in den engen Gängen erwachten und widerlich durcheinander pfiffen und heulten. Als endlich nach einem Windſtoß, vor dem der ganze Bau erdröhnte, plötzlich der ganze Saal im düſtern Feuer des Vollmonds ſtand, rief V.: „Ein böſes Wetter!“ — Der Freiherr, ganz vertieft in die Ausſicht des Reichthums, der ihm zugefallen, erwiederte gleichgültig, indem er mit zufriedenem Lächeln ein Blatt des Einnahmebuchs umſchlug: „In der That, ſehr ſtürmiſch.“ Aber wie fuhr er von der eiſigen Fauſt des Schreckens berührt in die Höhe, als die Thür des Saals aufſprang und eine bleiche, geſpenſtiſche Geſtalt ſichtbar wurde, die den Tod im Antlitz hineinſchritt. Daniel, den V. ſo wie Jedermann in tiefer Krankheit ohnmächtig daliegend, nicht für fähig hielt ein Glied zu rühren, war es, der abermals von ſeiner Mondſucht befallen ſeine nächtliche Wanderung begonnen. Lautlos ſtarrte der Freiherr den Alten an, als dieſer nun aber unter angſtvollen Seufzern der Todesqual an der Wand kratzte, da faßte den Freiherrn tiefes Entſetzen. Bleich im Geſicht wie der Tod, mit emporgeſträubtem Haar ſprang er auf, ſchritt in bedrohlicher

Stellung zu auf den Alten und rief mit ſtarker Stimme, daß der Saal erdröhnte: „Daniel! — Daniel! — was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Da ſtieß der Alte jenes grauenvolle heulende Gewimmer aus, gleich dem Todeslaut des getroffenen Thiers, wie damals, als ihm Wolfgang Gold für ſeine Treue bot, und ſank zuſammen. V. rief die Bedienten herbei, man hob den Alten auf, alle Verſuche ihn zu beleben blieben vergebens. Da ſchrie der Freiherr wie außer ſich: „Herr Gott! — Herr Gott! habe ich denn nicht gehört, daß Nachtwandler auf der Stelle des Todes ſeyn können, wenn man ſie beim Namen ruft? — Ich! — Ich Unglückſeligſter — ich habe den armen Greis erſchlagen! — Zeit meines Lebens habe ich keine ruhige Stunde mehr!“ — V., als die Bedienten den Leichnam fortgetragen und der Saal leer geworden, nahm den immerfort ſich anklagenden Freiherrn bei der Hand, führte ihn in tiefem Schweigen vor die zugemauerte Thür und ſprach: „Der hier todt zu Ihren Füßen niederſank, Freiherr Roderich, war der verruchte Mörder Ihres Vaters!“ — Als ſäh' er Geiſter der Hölle, ſtarrte der Freiherr den V. an. Dieſer fuhr fort: „Es iſt nun wohl an der Zeit, Ihnen das gräßliche Geheimniß zu enthüllen, das auf dieſem Unhold laſtete und ihn, den Fluchbeladenen, in den Stunden des Schlafs umhertrieb. Die ewige Macht ließ den Sohn Rache nehmen an dem Mörder des Vaters — Die Worte, die Sie dem entſetzlichen Nachtwandler in die Ohren donnerten, waren die letzten, die Ihr unglücklicher Vater ſprach!“ — Bebend, unfähig ein Wort zu ſprechen, hatte der Freiherr neben V., der ſich vor den Camin ſetzte, Platz genommen. V. fing mit dem Inhalt des Aufſatzes an, den Hubert für V. zurückgelaſſen und den er erſt nach Eröffnung des Teſtaments entſiegeln ſollte. Hubert klagte ſich mit

Ausdrücken, die von der tiefſten Reue zeigten, des unverſöhnlichen Haſſes an, der in ihm gegen den ältern Bruder Wurzel faßte von dem Augenblick, als der alte Roderich das Majorat geſtiftet hatte. Jede Waffe war ihm entriſſen, denn wär' es ihm auch gelungen auf hämiſche Weiſe, den Sohn mit dem Vater zu entzweien, ſo blieb dies ohne Wirkung, da Roderich ſelbſt nicht ermächtigt war, dem älteſten Sohn die Rechte der Erſtgeburt zu entreißen, und es, wandte ſich auch ſein Herz und Sinn ganz ab von ihm, doch nach ſeinen Grundſätzen nimmermehr gethan hätte. Erſt als Wolfgang in Genf das Liebesverhältniß mit Julien von St. Val begonnen, glaubte Hubert den Bruder verderben zu können. Da fing die Zeit an, in der er im Einverſtändniße mit Daniel auf bübiſche Weiſe den Alten zu Entſchlüſſen nöthigen wollte, die den Sohn zur Verzweiflung bringen mußten.

Er wußte, daß nur die Verbindung mit einer der älteſten Familien des Vaterlandes nach dem Sinn des alten Roderich den Glanz des Majorats auf ewige Zeiten begründen konnte. Der Alte hatte dieſe Verbindung in den Geſtirnen geleſen und jedes freveliche Zerſtören der Conſtellation konnte nur Verderben bringen über die Stiftung. Wolfgangs Verbindung mit Julien erſchien in dieſer Art dem Alten ein verbrecheriſches Attentat, wider Beſchlüſſe der Macht gerichtet, die ihm beigeſtanden im irdiſchen Beginnen, und jeder Anſchlag, Julien, die wie ein dämoniſches Princip ſich ihm entgegengeworfen, zu verderben, gerechtfertigt. Hubert kannte des Bruders an Wahnſinn ſtreifende Liebe zu Julien, ihr Verluſt mußte ihn elend machen, vielleicht tödten, und um ſo lieber wurde er thätiger Helfershelfer bei den Plänen des Alten, als er ſelbſt ſträfliche Neigung zu Julien gefaßt und ſie für ſich zu gewinnen hoffte.

Eine beſondere Schickung des Himmels wollt' es, daß die giftigſten Anſchläge an Wolfgangs Entſchloſſenheit ſcheiterten, ja daß es ihm gelang den Bruder zu täuſchen. Für Hubert blieb Wolfgangs wirklich vollzogene Ehe, ſo wie die Geburt eines Sohnes ein Geheimniß. Mit der Vorahnung des nahen Todes kam dem alten Roderich zugleich der Gedanke, daß Wolfgang jene ihm feindliche Julie geheirathet habe; in dem Briefe, der dem Sohn befahl, am beſtimmten Tage nach R..ſitten zu kommen, um das Majorat anzutreten, fluchte er ihm, wenn er nicht jene Verbindung zerreiſſen werde. Dieſen Brief verbrannte Wolfgang bei der Leiche des Vaters.

An Hubert ſchrieb der Alte, daß Wolfgang Julien geheirathet habe, er werde aber dieſe Verbindung zerreiſſen. Hubert hielt dies für die Einbildung des träumeriſchen Vaters, erſchrack aber nicht wenig, als Wolfgang in R..ſitten ſelbſt mit vieler Freimüthigkeit die Ahnung des Alten nicht allein beſtätigte, ſondern auch hinzufügte, daß Julie ihm einen Sohn geboren, und daß er nun in kurzer Zeit Julien, die ihn bis jetzt für den Kaufmann Born aus M. gehalten, mit der Nachricht ſeines reichen Standes und ſeines reichen Beſitzthums hoch erfreuen werde. Selbſt wolle er hin nach Genf, um das geliebte Weib zu holen. Noch ehe er dieſen Entſchluß ausführen konnte, ereilte ihn der Tod. Hubert verſchwieg ſorglich was ihm von dem Daſeyn eines in der Ehe mit Julien erzeugten Sohnes bekannt und riß ſo das Majorat an ſich, das dieſem gebührte. Doch nur wenige Jahre waren vergangen, als ihn tiefe Reue ergriff. Das Schickſal mahnte ihn an ſeine Schuld auf fürchterliche Weiſe durch den Haß, der zwiſchen ſeinen beiden Söhnen mehr und mehr emporkeimte. „Du biſt ein armer dürftiger Schlucker," ſagte der älteſte, ein zwölfjähriger Knabe zu dem jüngſten, „aber ich

werde, wenn der Vater ſtirbt, Majoratsherr von R..ſitten, und da mußt du demüthig ſeyn und mir die Hand küſſen, wenn ich dir Geld geben ſoll zum neuen Rock" — Der jüngſte, in volle Wuth gerathen über des Bruders höhnenden Stolz, warf das Meſſer, das er gerade in der Hand hatte, nach ihm hin und traf ihn beinahe zum Tode. Hubert, großes Unglück fürchtend, ſchickte den jüngſten fort nach Petersburg, wo er ſpäter als Officier unter Suwarow wider die Franzoſen focht und blieb. Vor der Welt das Geheimniß ſeines unredlichen betrügeriſchen Beſitzes kund zu thun, davon hielt ihn die Scham, die Schande, die über ihn gekommen, zurück, aber entziehen wollte er dem rechtmäßigen Beſitzer keinen Groſchen mehr. Er zog Erkundigungen ein in Genf, und erfuhr, daß die Frau Born, troſtlos über das unbegreifliche Verſchwinden ihres Mannes, geſtorben, daß aber der junge Roderich Born von einem wackern Mann, der ihn aufgenommen, erzogen werde. Da kündigte ſich Hubert unter fremden Namen als Verwandter des auf der See umgekommenen Kaufmann Born an und ſchickte Summen ein, die hinreichten, den jungen Majoratsherrn ſorglich und anſtändig zu erziehn. Wie er die Ueberſchüſſe der Einkünfte des Majorats ſorgfältig ſammelte; wie er dann teſtamentariſch verfügte, iſt bekannt. Ueber den Tod ſeines Bruders ſprach Hubert in ſonderbaren räthſelhaften Ausdrücken, die ſo viel errathen ließen, daß es damit eine geheimnißvolle Bewandtniß haben mußte, und daß Hubert wenigſtens mittelbar Theil nahm an einer gräßlichen That. Der Inhalt der ſchwarzen Mappe klärte alles auf. Der verrätheriſchen Correſpondenz Huberts mit Daniel lag ein Blatt bei, das Daniel beſchrieben und unterſchrieben hatte. V. las ein Geſtändniß, vor dem ſein Innerſtes erbebte. Auf Daniels Veranlaſſung

war Hubert nach R..ſitten gekommen, Daniel war es, der ihm von den gefundenen Einhundert und funfzigtauſend Reichsthalern geſchrieben. Man weiß, wie Hubert von dem Bruder aufgenommen wurde, wie er getäuſcht in allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen fort wollte, wie ihn V. zurückhielt. In Daniels Innerm kochte blutige Rache, die er zu nehmen hatte an dem jungen Menſchen, der ihn ausſtoßen wollen, wie einen räudigen Hund. Der ſchürte und ſchürte an dem Brande, von dem der verzweifelnde Hubert verzehrt wurde. Im Föhrenwalde auf der Wolfsjagd, im Sturm und Schneegeſtöber wurden ſie einig über Wolfgangs Verderben. „Wegſchaffen“ — murmelte Hubert, indem er ſeitwärts wegblickte und die Büchſe anlegte. „Ja, wegſchaffen,“ grinzte Daniel, „aber nicht ſo, nicht ſo“ — Nun vermaß er ſich hoch und theuer, er werde den Freiherrn ermorden und kein Hahn ſolle darnach krähen. Hubert, als er endlich Geld erhalten, that der Anſchlag leid, er wollte fort, um jeder weitern Verſuchung zu widerſtehen. Daniel ſelbſt ſattelte in der Nacht das Pferd und führte es aus dem Stalle, als aber der Baron ſich aufſchwingen wollte, ſprach Daniel mit ſchneidender Stimme: „Ich dächte, Freiherr Hubert, du bliebſt auf dem Majorat, das dir in dieſem Augenblick zugefallen, denn der ſtolze Majoratsherr liegt zerſchmettert in der Gruft des Thurms!“ — Daniel hatte beobachtet, daß, von Golddurſt geplagt, Wolfgang oft in der Nacht aufſtand, vor die Thür trat, die ſonſt zum Thurme führte und mit ſehnſüchtigen Blicken hinabſchaute in die Tiefe, die nach Daniels Verſicherung noch bedeutende Schätze bergen ſollte. Darauf gefaßt ſtand in jener verhängnißvollen Nacht Daniel vor der Thüre des Saals. So wie er den Freiherrn die zum Thurm führende Thür öffnen hörte, trat er hinein

und dem Freiherrn nach, der dicht an dem Abgrunde ſtand. Der Freiherr drehte ſich um und rief, als er den verruchten Diener, dem der Mord ſchon aus den Augen blitzte, gewahrte, entſetzt: „Daniel, Daniel, was machſt du hier zu dieſer Stunde!“ Aber da kreiſchte Daniel wild auf: „Hinab mit dir, du räudiger Hund,“ und ſchleuderte mit einem kräftigen Fußſtoß den Unglücklichen hinunter in die Tiefe! — Ganz erſchüttert von der gräßlichen Unthat fand der Freiherr keine Ruhe auf dem Schloſſe, wo ſein Vater ermordet. Er ging auf ſeine Güter nach Curland und kam nur jedes Jahr zur Herbſtzeit nach R..ſitten. Franz, der alte Franz, behauptete, daß Daniel, deſſen Verbrechen er ahne, noch oft zur Zeit des Vollmonds ſpuke und beſchrieb den Spuk gerade ſo, wie ihn V. ſpäter erfuhr und bannte. — Die Entdeckung dieſer Umſtände, welche das Andenken des Vaters ſchändeten, trieb auch den jungen Freiherrn Hubert fort in die Welt. So hatte der Großonkel Alles erzählt, nun nahm er meine Hand und ſprach, indem ihm volle Thränen in die Augen traten, mit ſehr weicher Stimme: „Vetter — Vetter — auch ſie, die holde Frau, hat das böſe Verhängniß, die unheimliche Macht, die dort auf dem Stammſchloſſe hauſet, ereilt! Zwei Tage nachdem wir R..ſitten verlaſſen, veranſtaltete der Freiherr zum Beſchluß eine Schlittenfahrt. Er ſelbſt fährt ſeine Gemahlin, doch, als es Thalabwärts geht, reißen die Pferde plötzlich auf unbegreifliche Weiſe ſcheu geworden aus in vollem wüthenden Schnauben und Toben. „Der Alte — der Alte iſt hinter uns her,“ ſchreit die Baronin auf mit ſchneidender Stimme! In dem Augenblick wird ſie durch den Stoß, der den Schlitten umwirft, weit fortgeſchleudert. — Man findet ſie leblos — ſie iſt hin! — Der Freiherr kann ſich nimmer tröſten, ſeine Ruhe iſt die

eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..ſitten, Vetter!“ —

Der Alte Großonkel ſchwieg, ich ſchied von ihm mit zerriſſenem Herzen, und nur die Alles beſchwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müſſen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längſt im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlaſſen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüſtend über ganz Deutſchland hinbrauſte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreiſe, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finſtern Sommernacht dem Geſtade der Oſtſee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein ſtarkes Feuer ſeyn müſſe, ohne zu begreifen, wie es ſo hoch in den Lüften ſchweben könne. „Schwager! was iſt das für ein Feuer, dort vor uns?“ frug ich den Poſtillion. „Ei,“ erwiederte dieſer, „ei, das iſt kein Feuer, das iſt der Leuchtthurm von R..ſitten.“ R..ſitten! — ſo wie der Poſtillion den Namen nannte, ſprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbſttage hervor, die ich dort verlebte. Ich ſah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich ſelbſt mit blankem Milchgeſicht, ſchön friſirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt, mit Jammerlied auf ſeiner Liebſten Braue! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V..s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Luſt bewegt, ſtieg ich am frühen Morgen in R..ſitten aus dem Wagen, der vor

der Poſterpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomieinſpektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub" ſprach der Poſtſchreiber, indem er die Pfeiſe aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „mit Verlaub, hier iſt kein Oekonomieinſpektor, es iſt ein königliches Amt und der Herr Amtsrath belieben noch zu ſchlafen." Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß ſchon vor ſechszehn Jahren der Freiher Roderich von R., der letzte Majoratsbeſitzer, ohne Deszendenten geſtorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen ſey. — Ich ging hinauf nach dem Schloſſe, es lag in Ruinen zuſammengeſtürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zu dem Leuchtthurm benutzt, ſo verſicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam und mit dem ich mich ins Geſpräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schloſſe gehauſt haben ſollte und verſicherte, daß noch jetzt ſich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Geſtein hören ließen.

Armer alter, kurzſichtiger Roderich! welche böſe Macht beſchworſt du herauf, die den Stamm, den du mit feſter Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachteſt, im erſten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

eines Sterbenden! — Nimmer kommen wir wieder nach R..ſitten, Vetter!" —

Der Alte Großonkel ſchwieg, ich ſchied von ihm mit zerriſſenem Herzen, und nur die Alles beſchwichtigende Zeit konnte den tiefen Schmerz lindern, in dem ich vergehen zu müſſen glaubte.

Jahre waren vergangen. V. ruhte längſt im Grabe, ich hatte mein Vaterland verlaſſen. Da trieb mich der Sturm des Krieges, der verwüſtend über ganz Deutſchland hinbrauſte, in den Norden hinein, fort nach Petersburg. Auf der Rückreiſe, nicht mehr weit von K., fuhr ich in einer finſtern Sommernacht dem Geſtade der Oſtſee entlang, als ich vor mir am Himmel einen großen funkelnden Stern erblickte. Näher gekommen gewahrte ich wohl an der rothen flackernden Flamme, daß das, was ich für einen Stern gehalten, ein ſtarkes Feuer ſeyn müſſe, ohne zu begreifen, wie es ſo hoch in den Lüften ſchweben könne. „Schwager! was iſt das für ein Feuer, dort vor uns?" frug ich den Poſtillion. „Ei," erwiederte dieſer, „ei, das iſt kein Feuer, das iſt der Leuchtthurm von R..ſitten." R..ſitten! — ſo wie der Poſtillion den Namen nannte, ſprang in hellem Leben das Bild jener verhängnißvollen Herbſttage hervor, die ich dort verlebte. Ich ſah den Baron — Seraphinen, aber auch die alten wunderlichen Tanten, mich ſelbſt mit blankem Milchgeſicht, ſchön friſirt und gepudert, in zartes Himmelblau gekleidet — ja mich den Verliebten, der wie ein Ofen ſeufzt, mit Jammerlied auf ſeiner Liebſten Braue! — In der tiefen Wehmuth, die mich durchbebte, flackerten wie bunte Lichterchen V..s derbe Späße auf, die mir nun ergötzlicher waren als damals. So von Schmerz und wunderbarer Luſt bewegt, ſtieg ich am frühen Morgen in R..ſitten aus dem Wagen, der vor

der Poſterpedition hielt. Ich erkannte das Haus des Oekonomieinſpektors, ich frug nach ihm. „Mit Verlaub" ſprach der Poſtſchreiber, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und an der Nachtmütze rückte, „mit Verlaub, hier iſt kein Oekonomieinſpektor, es iſt ein königliches Amt und der Herr Amtsrath belieben noch zu ſchlafen." Auf weiteres Fragen erfuhr ich, daß ſchon vor ſechszehn Jahren der Freiher Roderich von R., der letzte Majoratsbeſitzer, ohne Deszendenten geſtorben und das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen ſey. — Ich ging hinauf nach dem Schloſſe, es lag in Ruinen zuſammengeſtürzt. Man hatte einen großen Theil der Steine zu dem Leuchtthurm benutzt, ſo verſicherte ein alter Bauer, der aus dem Föhrenwalde kam und mit dem ich mich ins Geſpräch einließ. Der wußte auch noch von dem Spuk zu erzählen, wie er auf dem Schloſſe gehauſt haben ſollte und verſicherte, daß noch jetzt ſich oft, zumal beim Vollmonde, grauenvolle Klagelaute in dem Geſtein hören ließen.

Armer alter, kurzſichtiger Roderich! welche böſe Macht beſchworſt du herauf, die den Stamm, den du mit feſter Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachteſt, im erſten Aufkeimen zum Tode vergiftete.

Das Gelübde.

Am Michaelistage, eben als bei den Carmelitern die Abendhora eingeläutet wurde, fuhr ein mit vier Poſtpferden beſpannter ſtattlicher Reiſewagen, donnernd und raſſelnd durch die Gaſſen des kleinen polniſchen Gränzſtädtchens L., und hielt endlich ſtill vor der Hausthür des alten teutſchen Bürgermeiſters. Neugierig ſteckten die Kinder die Köpfe zum Fenſter heraus, aber die Hausfrau ſtand auf von ihrem Sitze und rief, indem ſie ganz unmuthig ihr Nähzeug auf den Tiſch warf, dem Alten, der aus dem Nebenzimmer ſchnell eintrat, entgegen: „Schon wieder Fremde, die unſer ſtilles Haus für eine Gaſtwirthſchaft halten, das kommt aber von dem Wahrzeichen her. Warum haſt du auch die ſteinerne Taube über der Thür auf's neue vergolden laſſen?" Der Alte lächelte ſchlau und bedeutſam ohne etwas zu erwiedern; im Augenblick hatte er den Schlafrock abgeworfen, das Ehrenkleid, das vom Kirchgange her noch wohlgebürſtet über der Stuhllehne hing, angezogen, und ehe die ganz erſtaunte Frau den Mund zur Frage öffnen konnte, ſtand er ſchon, ſein Sammtmützchen unterm Arm, ſo daß ſein ſilberweißes Haupt in der Dämmerung hell aufſchimmerte, vor dem Kutſchenſchlage, den indeſſen ein Diener

geöffnet. Eine ältliche Frau im grauen Reiſemantel ſtieg aus dem Wagen, ihr folgte eine hohe jugendliche Geſtalt mit dicht verhülltem Antlitz, die auf des Bürgermeiſters Arm geſtützt, in das Haus hinein mehr wankte als ſchritt, und kaum in's Zimmer getreten, wie halb entſeelt in den Lehnſtuhl ſank, den die Hausfrau auf des Alten Wink ſchnell herangerückt. Die ältere Frau ſprach leiſe und ſehr wehmüthig zu dem Bürgermeiſter: „Das arme Kind! — ich muß wohl noch einige Augenblicke bei ihr verweilen,“ damit machte ſie Anſtalt ihren Reiſemantel herunterzuziehen, worin ihr des Bürgermeiſters ältere Tochter beiſtand, ſo daß bald ihr Nonnengewand, ſo wie ein auf der Bruſt funkelndes Kreuz ſichtbar wurde, welches ſie als Aebtiſſin eines Ciſterzienſer Nonnenkloſters darſtellte. Die verhüllte Dame hatte unterdeſſen nur durch ein leiſes, kaum vernehmbares Aechzen kund gethan, daß ſie noch lebe und endlich die Hausfrau um ein Glas Waſſer gebeten. Die brachte aber allerley ſtärkende Tropfen und Eſſenzen herbei, und pries ihre Wunderkraft, indem ſie die Dame bat, doch nur die dicken ſchweren Schleier, die ihr alles freie Athmen verhindern müßten, abzulegen. Mit der Hand jede Annäherung der Hausfrau abwehrend, mit allen Zeichen des Abſcheues den Kopf zurückbeugend, verwarf aber die Kranke den Vorſchlag, und ſelbſt, als ſie endlich es ſich gefallen ließ, den Duft einer ſtarken Lebenseſſenz einzuziehen, als ſie etwas von dem verlangten Waſſer, in das die beſorgte Hausfrau einige Tropfen eines bewährten Elixirs hineingethan, genoß, that ſie alles dies unter den Schleiern, ohne ſie nur im mindeſten zu lüpfen. „Ihr habt doch, mein lieber, alter Herr!“ wandte ſich die Aebtiſſin zum Bürgermeiſter, „Ihr habt doch Alles ſo bereitet, wie es gewünſcht worden?“ „Ja wohl,“ erwiederte der Alte, „ja wohl! ich hoffe, mein durchlauchtig=

ſter Fürſt ſoll mit mir zufrieden ſeyn, ſo wie die Dame, für die ich Alles zu thun bereit bin, was nur in meinen Kräften ſteht.“ „So laßt mich,“ fuhr die Aebtiſſin fort, „mit meinem armen Kinde noch einige Augenblicke allein.“ Die Familie mußte das Zimmer verlaſſen. Man hörte, wie die Aebtiſſin eifrig und ſalbungsvoll der Dame zuſprach, und wie dieſe endlich auch zu reden begann mit einem Ton, der tief bis in's Herz drang. Ohne gerade zu horchen, blieb denn doch die Hausfrau an der Thüre des Zimmers ſtehen, indeſſen wurde italiäniſch geſprochen, und ſelbſt dies machte für ſie den ganzen Auftritt geheimnißvoller und vermehrte die Beklommenheit, welche ihr den Mund verſchloß. Frau und Tochter trieb der Alte fort, um für Wein und andere Erfriſchungen zu ſorgen, er ſelbſt ging in das Zimmer zurück. Getröſteter, gefaßter ſchien die verſchleierte Dame, welche mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen vor der Aebtiſſin ſtand. Dieſe verſchmähte es nicht, etwas von den Erfriſchungen anzunehmen, die ihr die Hausfrau darbot, dann rief ſie: „Nun iſt es Zeit!“ Die verſchleierte Dame ſank nieder auf die Knie, die Aebtiſſin legte die Hände auf ihr Haupt und ſprach leiſe Gebete. Als dieſe geendet, ſchloß ſie, indem häufige Thränen ihr über die Wangen rollten, die Verſchleierte in die Arme und drückte ſie heftig wie im Uebermaß des Schmerzes an die Bruſt, dann gab ſie gefaßt und würdevoll der Familie die Benediktion und eilte, vom Alten geleitet, raſch in den Wagen, vor dem die friſch angelegten Poſtpferde laut wieherten. In vollem Juchzen und Blaſen jug der Poſtillion durch die Gaſſen zum Thore hinaus. Als nun die Hausfrau gewahrte, daß die verſchleierte Dame, für die man ein paar ſchwere Koffer vom Wagen abgepackt und hineingetragen, da blieb, wohl gar auf lange Zeit

eingezogen ſey, konnte ſie ſich gar nicht laſſen vor peinlicher Neugier und Sorge. Sie trat hinaus auf den Hausflur und dem Alten, der eben in das Zimmer wollte, in den Weg. „Um Chriſtus willen,“ flüſterte ſie leiſe und ängſtlich, „um Chriſtus willen, welch’ einen Gaſt bringſt du mir ins Haus, denn du weißt doch ja von Allem und haſt es mir nur verſchwiegen.“ „Alles was ich weiß, ſollſt du auch erfahren,“ erwiederte der Alte ganz ruhig. „Ach ach!“ fuhr die Frau noch ängſtlicher fort, „du weißt aber vielleicht nicht Alles; wär’ſt du nur jetzt im Zimmer geweſen. So wie die Frau Aebtiſſin abgefahren, mochte es der Dame doch wohl zu beklommen werden in ihren dicken Schleiern. Sie nahm den großen ſchwarzen Kreppflor, der ihr bis an die Knie reichte, herab, und da ſah ich“ — „Nun was ſahſt du denn,“ fiel der Alte der Frau, die zitternd ſich umſchaute, als erblicke ſie Geſpenſter, in die Rede. „Nein,“ ſprach die Frau weiter, „die Geſichtszüge konnte ich unter den dünnen Schleiern gar nicht deutlich erkennen, aber wohl die Todtenfarbe, ach die grauliche Todtenfarbe. Aber nun Alter, nun merk’ auf: deutlich, nur zu deutlich, ganz ſonnenklar liegts am Tage, daß die Dame guter Hoffnung iſt. In wenigen Wochen kommt ſie in’s Kindbett.“ „Das weiß ich ja, Frau,“ ſprach der Alte ganz mürriſch, „und damit du nur nicht umkommen mögeſt vor Neugier und Unruhe, will ich dir mit zwei Worten alles erklären. Wiſſe alſo, daß Fürſt Z. unſer hoher Gönner mir vor einigen Wochen ſchrieb, die Aebtiſſin des Ciſterzienſerkloſters in O. werde mir eine Dame bringen, die ich bei mir in meinem Hauſe aufnehmen ſolle, in aller Stille, jedes Aufſehen ſorglich vermeidend. Die Dame, welche nicht anders genannt ſeyn wolle, als ſchlechtweg Cöleſtine, werde bei mir ihre nahe

Entbindung abwarten, und dann nebſt dem Kinde, das ſie geboren, wieder abgeholt werden. Füge ich nun noch hinzu, daß der Fürſt mir mit den eindringlichſten Worten die ſorgſamſte Pflege der Dame empfohlen und für die erſten Auslagen und Bemühungen einen tüchtigen Beutel mit Dukaten, den du in meiner Commode finden und beäugeln kannſt, beigefügt hat, ſo werden wohl alle Bedenken aufhören.“ „So müſſen wir,“ ſprach die Hausfrau, „vielleicht arger Sünde, wie ſie die Vornehmen treiben, die Hand bieten.“ Noch ehe der Alte darauf etwas erwiedern konnte, trat die Tochter zum Zimmer heraus, und rief ihn zur Dame, welche ſich nach Ruhe ſehne und in das für ſie beſtimmte Gemach geführt zu werden wünſche. Der Alte hatte die beiden Zimmerchen des obern Stocks ſo gut ausſchmücken laſſen, als er es nur vermochte, und war nicht wenig betreten, als Cöleſtine frug, ob er außer dieſen Gemächern nicht noch eins, deſſen Fenſter hinten heraus gingen, beſitze. Er verneinte das und fügte nur, um ganz gewiſſenhaft zu ſeyn, hinzu, daß zwar noch ein einziges Gemach mit einem Fenſter nach dem Garten heraus, vorhanden, dies dürfte aber gar kein Zimmer, ſondern nur eine ſchlechte Kammer genannt werden; kaum ſo geräumig, um ein Bette, einen Tiſch und einen Stuhl hinein zu ſtellen, ganz einer elenden Kloſterzelle gleich. Cöleſtine verlangte augenblicklich dieſe Kammer zu ſehen, und erklärte, kaum hineingekommen, daß eben dieſes Gemach ihren Wünſchen und Bedürfniſſen angemeſſen ſey, daß ſie nur in dieſem und keinem andern wohnen, und es nur dann, wenn ihr Zuſtand durchaus größeren Raum und eine Krankenwärterin erfordern ſolle, mit einem größern vertauſchen werde. Verglich der Alte ſchon jetzt dieſes enge Gemach mit einer Kloſterzelle, ſo war es andern Tages ganz dazu gewor-

den. Cöleſtine hatte ein Marienbild an die Wand geheftet und auf den alten hölzernen Tiſch, der unter dem Bilde ſtand, ein Cruzifix hingeſtellt. Das Bette beſtand in einem Strohſack und einer wollenen Decke und außer einem hölzernen Schemmel und noch einem kleinen Tiſch, litt Cöleſtine kein anderes Geräth. Die Hausfrau, ausgeſöhnt mit der Fremden durch den tiefen zehrenden Schmerz, der ſich in ihrem ganzen Weſen offenbarte, glaubte nach gewöhnlicher Weiſe ſie aufheitern, unterhalten zu müſſen, die fremde bat aber mit den rührendſten Worten, eine Einſamkeit nicht zu verſtören, in der allein mit ganz der Jungfrau und den Heiligen zugewandtem Sinn ſie Tröſtung finde. Jedes Tages, ſo wie der Morgen graute, begab ſich Cöleſtine zu den Carmelitern, um die Frühmeſſe zu hören; den übrigen Tag ſchien ſie unausgeſetzt Andachtsübungen gewidmet zu haben, denn ſo oft es auch nöthig wurde ſie in ihrem Zimmer aufzuſuchen, fand man ſie entweder betend oder in frommen Büchern leſend. Sie verſchmähte andere Speiſe als Gemüſe, anderes Getränk als Waſſer, und nur die dringendſten Vorſtellungen des Alten, daß ihr Zuſtand, das Weſen, das in ihr lebe, beſſere Koſt fordere, konnten ſie endlich vermögen zuweilen Fleiſchbrühe und etwas Wein zu genießen. Dieſes ſtrenge klöſterliche Leben, hielt es auch jeder im Hauſe für die Buße begangener Sünde, erweckte doch zu gleicher Zeit inniges Mitleiden und tiefe Ehrfurcht, wozu denn auch der Adel ihrer Geſtalt, die ſiegende Anmuth jeder ihrer Bewegungen nicht wenig beitrug. Was aber dieſen Gefühlen für die fremde Heilige etwas ſchauerliches beimiſchte, war der Umſtand, daß ſie die Schleier durchaus nicht ablegte, ſo daß keiner ihr Geſicht zu erſchauen vermochte. Niemand kam in ihre Nähe, als der Alte und der weibliche Theil ſeiner Familie,

und dieſe, niemals aus dem Städtchen gekommen, konnten unmöglich durch das Wiedererkennen eines Geſichts, das ſie vorher nicht geſehen, dem Geheimniß auf die Spur kommen. Wozu alſo die Verhüllung? — Die geſchäftige Fantaſie der Weiber erfand bald ein grauliches Mährchen. Ein fürchterliches Abzeichen (ſo lautete die Fabel), die Spur der Teufelskralle, hatte das Geſicht der Fremden gräßlich verzerrt, und darum die dicken Schleier. Der Alte hatte Mühe dem Gewäſche zu ſteuern und zu verhindern, daß wenigſtens vor der Thüre ſeines Hauſes nicht abenteuerliches von der Fremden geſchwatzt wurde, deren Aufenthalt in des Bürgermeiſters Hauſe freilich in der Stadt bekannt geworden. Ihre Gänge nach dem Carmeliterkloſter blieben auch nicht unbemerkt und bald nannte man ſie des Bürgermeiſters ſchwarze Frau, womit freilich ſich von ſelbſt die Idee einer ſpukhaften Erſcheinung verband. Der Zufall wollte, daß eines Tages, als die Tochter der Fremden die Speiſen in das Zimmer brachte, der Luftſtrom den Schleier erfaßte und aufhob; mit Blitzesſchnelle wandte ſich die Fremde, ſo daß ſie ſich in demſelben Moment dem Blick des Mädchens entzog. Dieſe kam aber erblaßt und an allen Gliedern zitternd herab. Keine Verzerrung, aber ſo wie die Mutter ein todtenbleiches, hatte ſie ein marmorweißes Antlitz erſchaut, aus deſſen tiefen Augenhöhlen es ſeltſam hervorblitzte. Der Alte ſchob mit Recht vieles auf des Mädchens Einbildung, aber auch ihm war es, im Grunde genommen, ſo zu Muthe wie allen; er wünſchte das verſtörende Weſen, trotz aller Frömmigkeit, die es bewies, fort aus ſeinem Hauſe. Bald darauf weckte in einer Nacht der Alte die Hausfrau und ſagte ihr, daß er ſchon ſeit einigen Minuten ein leiſes Wimmern und Aechzen, ein Klopfen vernehme, das von Cöleſtinens Zimmer zu kommen

ſcheine. Die Frau, von der Ahnung ergriffen, was das ſeyn könne, eilte hinauf. Sie fand Cöleſtinen angezogen und in ihre Schleier gewickelt, auf dem Bette halb ohnmächtig liegen und überzeugte ſich bald, daß die Niederkunft nahe ſey. Schnell traf man die längſt vorbereiteten Anſtalten, und in weniger Zeit war ein geſundes holdes Knäblein geboren. Dies Ereigniß, hatte man es auch längſt vorausgeſehen, trat doch wie unerwartet ein, und vernichtete in ſeinen Folgen das drückende unheimliche Verhältniß mit der Fremden, welches auf der Familie ſchwer gelaſtet hatte. Der Knabe ſchien, wie ein ſühnender Mittler, Cöleſtinen dem Menſchlichen wieder näher zu bringen. Ihr Zuſtand litt keine ſtrenge aſcetiſche Uebungen, und indem ihre Hülfloſigkeit ihr die Menſchen, welche ſie mit liebender Sorgfalt pflegten, aufnöthigte, gewöhnte ſie ſich mehr und mehr an ihren Umgang. Die Hausfrau dagegen, die nun die Kranke warten, ihr ſelbſt die nahrhafte Suppe kochen und darreichen konnte, vergaß in dieſer häuslichen Sorge alles Böſe, was ihr ſonſt über die räthſelhafte Fremde in den Sinn gekommen. Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr ehrbares Haus vielleicht zum Schlupfwinkel der Schande dienen ſollte. Der Alte jubelte ganz verjüngt und hätſchelte den Knaben, als ſey ihm ein Enkelkind geboren, und er, wie Alle übrige, hatten ſich daran gewöhnt, daß Cöleſtine verſchleiert blieb, ja ſelbſt während der Entbindung. Die Wehmutter hatte ihr ſchwören müſſen, daß, trete ja ein Zuſtand der Bewußtloſigkeit ein, doch die Schleier nicht gelüpft werden ſollten, außer von ihr, der Wehmutter ſelbſt, im Fall der Todesgefahr. Es war gewiß, daß die Alte Cöleſtinen unverſchleiert geſehen, ſie ſagte aber darüber nichts, als: Die arme junge Dame muß ſich ja wohl ſo verhüllen! — Nach einigen Tagen erſchien der Car=

melitermönch, der den Knaben getauft hatte. Seine Unterredung mit Cöleſtinen, niemand durfte zugegen ſeyn, dauerte länger als zwei Stunden. Man hörte ihn eifrig ſprechen und beten. Als er fortgegangen, fand man Cöleſtinen im Lehnſtuhl ſitzend, auf dem Schooße den Knaben, um deſſen kleine Schultern ein Skapulier gelegt war, und der ein Agnusdei auf der Bruſt trug. Wochen und Monate vergingen, ohne daß, wie der Bürgermeiſter geglaubt hatte, und wie es ihm auch vom Fürſten Z. geſagt worden, Cöleſtine mit dem Kinde abgeholt wurde. Sie hätte ganz eintreten können in den friedlichen Kreis der Familie, wären die fatalen Schleier nicht geweſen, die immer den letzten Schritt zur freundlichen Annäherung hemmten. Der Alte nahm es ſich heraus, dies der Fremden ſelbſt freimüthig zu äußern, doch als ſie mit dumpfem feierlichen Ton erwiederte: Nur im Tode fallen dieſe Schleier, ſchwieg er davon und wünſchte aufs Neue, daß der Wagen mit der Aebtiſſin erſcheinen möge. Der Frühling war herangekommen, von einem Spaziergange kehrte die Familie des Bürgermeiſters heim, Blumenſträuße in den Händen tragend, deren ſchönſte der frommen Cöleſtine beſtimmt waren. Eben als ſie ins Haus treten wollten, ſprengte ein Reiter heran, eifrig nach dem Bürgermeiſter fragend. Der Alte ſprach, er ſei ſelbſt der Bürgermeiſter und ſtehe vor ſeinem Hauſe. Da ſprang der Reiter herab vom Pferde, das er feſtband an den Pfoſten und ſtürzte mit dem gellenden Ruf: „Sie iſt hier, ſie iſt hier,“ ins Haus und die Treppe herauf. Man hörte eine Thür einſchlagen und Cöleſtinens Angſtgeſchrei. Der Alte, von Entſetzen erfaßt, eilte nach. Der Reiter — wie nun ſichtlich, war ein Offizier von der franzöſiſchen Jägergarde mit vielen Orden geſchmückt, hatte den Knaben aus der Wiege geriſſen

und in den linken, mit dem Mantel umſchlungenen Arm genommen; den rechten hatte Cöleſtine erfaßt, alle Kraft aufbietend, den Räuber des Kindes zurückzuhalten. Im Ringen riß der Offizier den Schleier herab — ein todtſtarres marmorweißes Antlitz, von ſchwarzen Locken umſchattet, blickte ihn an, glühende Strahlen aus den tiefen Augenhöhlen ſchießend, während ſchneidende Jammertöne aus den halbgeöffneten unbewegten Lippen quollen. Der Alte nahm wahr, daß Cöleſtine eine weiße, dicht anſchließende Maske trug. „Entſetzliches Weib! willſt du, daß auch mich deine Raſerei ergreife?“ ſchrie der Offizier, indem er ſich mit Gewalt losriß, ſo daß Cöleſtine zu Boden ſtürzte. Nun umfaßte ſie aber ſeine Knie, indem ſie mit dem Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes, mit einem Ton, der das Herz durchſchnitt, flehte: „Laß mir das Kind! — o laß mir das Kind! — nicht um die ewige Seligkeit ſollſt du mich bringen. — Um Chriſtus — um der heiligen Jungfrau willen — laß mir das Kind — laß mir das Kind.“ — Und bei dieſen Jammertönen regte ſich keine Muskel, regten ſich nicht die Lippen des Todtenantlitzes, ſo daß dem Alten, der Hausfrau — Allen, die ihm gefolgt, vor Grauen das Blut in den Adern ſtockte! „Nein,“ ſchrie der Offizier wie in heller Verzweiflung, „nein, unmenſchliches, unerbittliches Weib, das Herz konnteſt du aus dieſer Bruſt reißen, aber verderben ſollſt du nicht im heilloſen Wahnſinn das Weſen, das ſich tröſtend an die blutende Wunde legt!“ — Feſter drückte der Offizier das Kind an ſich, ſo daß es laut zu weinen begann — da brach Cöleſtine aus in ein dumpfes Heulen: „Rache — des Himmels Rache über dich — du Mörder“ — „Laß ab! — laß ab — fort mit dir, du Höllenſpuk“ — kreiſchte der Offizier, und ſchleuderte mit einer konvulſiviſchen Bewegung

des Fußes Cöleſtinen weit von ſich, und wollte zur Thüre heraus. Der Alte trat ihm in den Weg, er riß aber ſchnell ein Terzerol hervor, rief, die Mündung gegen den Alten gekehrt: „die Kugel durch den Kopf dem, der dem Vater ſein Kind zu entreißen gedenkt,“ ſtürzte die Treppe herab, ſchwang ſich auf's Pferd ohne das Kind zu laſſen, und ſprengte in vollem Galopp davon. — Die Hausfrau voll Herzensangſt, wie es nun um Cöleſtinen ſtehen, und was nun mit ihr anzufangen ſeyn würde, überwand ihr Grauen vor der entſetzlichen Todtenmaske, und eilte herauf ihr beizuſtehen. Wie erſtaunte ſie, als ſie Cöleſtinen mitten im Zimmer gleich einer Statue mit herabhängenden Armen lautlos ſtehend fand. — Sie redete ſie an, keine Antwort. Nicht vermögend den Anblick der Maske zu tragen, hing ſie ihr die Schleier um, die auf dem Boden lagen, kein Regen und Bewegen. Cöleſtine war in einen automatähnlichen Zuſtand geſunken, der die Hausfrau mit neuer Angſt und Pein erfüllte, ſo daß ſie ganz inbrünſtig zu Gott flehte, ſie nur von dieſer unheimlichen Fremden zu befreien. Ihre Bitte wurde zur Stelle erhört, denn eben hielt derſelbe Wagen, der Cöleſtinen gebracht, vor der Thüre. Die Aebtiſſin kam, mit ihr Fürſt Z. des alten Bürgermeiſters hoher Gönner. Als der erfahren, was ſich ſo eben zugetragen, ſprach er ſehr mild und ruhig: „So kamen wir zu ſpät, und müſſen uns wohl in Gottes Fügung ſchicken.“ Man brachte Cöleſtinen herab, die ſich ſtarr und lautlos, ohne Zeichen eignen Willens und eigner Willkühr, fortführen und in den Wagen ſetzen ließ, der ſchnell fortrollte. Dem Alten, der ganzen Familie war ſo zu Muthe, als erwachten ſie nun erſt aus einem böſen ſpukhaften Traum, der ſie ſehr geängſtet. —

Bald darauf, als ſich dies in dem Hauſe des Bürgermeiſters von L. begeben, wurde in dem Ciſterzienſer Nonnenkloſter zu O. eine Logenſchweſter mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begraben und ein dumpfes Gerücht ging, daß dieſe Logenſchweſter die Gräfin Hermenegilda von C. geweſen, von der man glaubte, ſie ſey mit ihres Vaters Schweſter, der Fürſtin von Z., nach Italien gegangen. Zur ſelbigen Zeit erſchien Graf Nepomuk von C., Hermenegilda's Vater, in Warſchau und trat, ſich nur ein kleines Gütchen in der Ukraine vorbehaltend, ſeine ſämmtlichen übrigen beträchtlichen Beſitzungen den beiden Söhnen des Fürſten Z., ſeinen Neffen, vermöge eines gerichtlichen Akts ohne Einſchränkung ab. Man fragte nach der Ausſtattung ſeiner Tochter, da hob er den düſtern thränenſchweren Blick gen Himmel und ſagte mit dumpfer Stimme: „Sie iſt ausgeſtattet!" — Er nahm gar keinen Anſtand, nicht allein jenes Gerücht von Hermenegilda's Tode im Kloſter zu O. zu beſtätigen, ſondern auch das beſondere Verhängniß zu offenbaren, das über Hermenegilda gewaltet und ſie einer duldenden Märtyrin gleich frühzeitig in das Grab gezogen. Manche Patrioten, gebeugt, aber nicht zerknickt durch den Fall des Vaterlandes, gedachten den Grafen aufs neue in geheime Verbindungen zu ziehen, die die Herſtellung des polniſchen Staats bezweckten, aber nicht mehr den feurigen, für Freiheit und Vaterland beſeelten Mann, der ſonſt zu jeder gewagten Unternehmung mit unerſchütterlichem Muthe die Hand bot, fanden ſie, ſondern einen ohnmächtigen, von wildem Schmerz zerriſſenen Greis, der allen Welthändeln entfremdet im Begriff ſtand, ſich in tiefer Einſamkeit zu vergraben. Sonſt, zu jener Zeit, als nach der erſten Theilung Polens die Inſurrection vorbereitet wurde, war des Grafen Nepomuk von C. Stammgut der ge=

heime Sammelplatz der Patrioten. Dort entzündeten ſich die Gemüther bei feierlichen Mahlen zum Kampf für das gefallene Vaterland. Dort erſchien wie ein Engelsbild vom Himmel geſendet zur heiligen Weihe Hermenegilda in dem Kreiſe der jungen Helden. Wie es den Frauen ihrer Nation eigen, nahm ſie Theil an allen, ſelbſt an politiſchen Verhandlungen und äußerte, die Lage der Dinge wohl beachtend und erwägend, in einem Alter von noch nicht ſiebzehn Jahren oft, manchmal allen übrigen entgegen, eine Meinung, die von dem außerordentlichſten Scharfſinn, von der klarſten Umſicht zeigte und die mehrentheils den Ausſchlag gab. Nächſt ihr war niemanden das Talent des ſchnellen Ueberblicks, des Auffaſſens und ſcharfgeründeten Darſtellens der Lage der Dinge mehr eigen, als dem Grafen Stanislaus von R., einem feurigen, hochbegabten Jünglinge von zwanzig Jahren. So geſchah es, daß Hermenegilda und Stanislaus oft allein in raſchen Discuſſionen die zur Sprache gebrachten Gegenſtände verhandelten, Vorſchläge prüften — annahmen — verwarfen, andere aufſtellten, und daß die Reſultate des Zweigeſprächs zwiſchen dem Mädchen und dem Jünglinge oft ſelbſt von den alten ſtaatsklugen Männern, die zu Rathe ſaßen, als das Klügſte und Beſte, was zu beginnen, anerkannt werden mußten. Was war natürlicher, als an die Verbindung dieſer beiden zu denken, in deren wunderbaren Talenten das Heil des Vaterlandes emporzukeimen ſchien. Außerdem war aber auch die nähere Verzweigung beider Familien ſchon deshalb in dem Augenblick politiſch wichtig, weil man ſie von verſchiedenem Intereſſe beſeelt glaubte, wie der Fall bey manchen andern Familien in Polen zutraf. Hermenegilda, ganz durchdrungen von dieſen Anſichten, nahm den ihr beſtimmten Gatten als ein Geſchenk des Vaterlandes

auf, und ſo wurden mit ihrer feierlichen Verlobung die patriotiſchen Zuſammenkünfte auf dem Gute des Vaters beſchloſſen. Es iſt bekannt, daß die Polen unterlagen, daß mit Kosziusko's Fall eine zu ſehr auf Selbſtvertrauen und falſch vorausgeſetzte Rittertreue baſirte Unternehmung ſcheiterte. Graf Stanislaus, dem ſeine frühere militäriſche Laufbahn, ſeine Jugend und Kraft eine Stelle im Heer anwies, hatte mit Löwenmuth gefochten. Mit Noth ſchmählicher Gefangenſchaft entgangen, auf den Tod verwundet, kam er zurück. Nur Hermenegilda feſſelte ihn noch ans Leben, in ihren Armen glaubte er Troſt, verlorne Hoffnung wiederzufinden. So wie er nur leidlich von ſeinen Wunden geneſen, eilte er auf die Güter des Grafen Nepomuk, um dort aufs neue, aufs ſchmerzlichſte verwundet zu werden. Hermenegilda empfing ihn mit beinahe höhnender Verachtung. „Seh' ich den Helden, der in den Tod gehen wollte für das Vaterland?" — So rief ſie ihm entgegen; es war, als wenn ſie in thörichtem Wahnſinn den Bräutigam für einen jener Paladine der fabelhaften Ritterzeit gehalten, deſſen Schwert allein Armeen vernichten konnte. Was halfen alle Betheurungen, daß keine menſchliche Kraft zu widerſtehen vermochte dem brauſenden, alles verſchlingenden Strom, der ſich über das Vaterland hinwälzte, was half alles Flehen der inbrünſtigen Liebe, Hermenegilda, als könnte ſie ihr todtkaltes Herz nur im wilden Treiben der Welthändel entzünden, blieb bei dem Entſchluß, ihre Hand nur dann dem Grafen Stanislaus geben zu wollen, wenn die Fremden aus dem Vaterlande vertrieben ſeyn würden. Der Graf ſah' zu ſpät ein, daß Hermenegilda ihn nie liebte, ſo wie er ſich überzeugen mußte, daß die Bedingniß, die Hermenegilda aufſtellte, vielleicht niemals, wenigſtens erſt in geraumer Zeit erfüllt werden konnte. Mit dem Schwur

der Treue bis in den Tod verließ er die Geliebte und nahm franzöſiſche Dienſte, die ihn in den Krieg nach Italien führten. — Man ſagt den polniſchen Frauen nach, daß ein eignes launiſches Weſen ſie auszeichne. Tiefes Gefühl, ſich hingebender Leichtſinn, ſtoiſche Selbſtverläugnung, glühende Leidenſchaft, todtſtarre Kälte, alles das, wie es bunt gemiſcht in ihrem Gemüthe liegt, erzeugt das wunderliche unſtete Treiben auf der Oberfläche, das dem Spiel gleicht der in ſtetem Wechſel fortplätſchernden Wellen des im tiefſten Grunde bewegten Bachs. — Gleichgültig ſah Hermenegilda den Bräutigam ſcheiden, aber kaum waren einige Tage vergangen, als ſie ſich von ſolch unausſprechlicher Sehnſucht befangen fühlte, wie ſie nur die glühendſte Liebe erzeugen kann. Der Sturm des Krieges war verrauſcht, die Amneſtie wurde proklamirt, man entließ die polniſchen Offiziere aus der Gefangenſchaft. So geſchah es, daß mehrere von Stanislaus Waffenbrüdern ſich nach und nach auf des Grafen Gute einfanden. Mit tiefem Schmerz gedachte man jener unglücklichen Tage, aber auch mit hoher Begeiſterung des Löwenmuths, womit alle, aber keiner mehr als Stanislaus gefochten. Er hatte die zurückweichenden Bataillone, da, wo ſchon alles verloren ſchien, aufs neue ins Feuer geführt, es war ihm geglückt, die feindlichen Reihen mit ſeiner Reuterei zu durchbrechen. Das Schickſal des Tages wankte, da traf ihn eine Kugel und mit dem Ausruf: Vaterland — Hermenegilda! ſtürzte er in Blut gebadet vom Pferde herab. Jedes Wort dieſer Erzählung war ein Dolchſtich, der tief in Hermenegilda's Herz fuhr. „Nein! ich wußt' es nicht, daß ich ihn unausſprechlich liebte ſeit dem erſten Augenblick, als ich ihn ſah! — Welch ein hölliſches Blendwerk konnte mich Aermſte verführen, daß ich zu leben gedachte ohne ihn, der mein ein=

ziges Leben iſt! — Ich habe ihn in den Tod geſchickt — er kehrt nicht wieder!" — So brach Hermenegilda aus in ſtürmiſche Klagen, die allen in die Seele drangen. Schlaflos, von ſteter Unruhe gefoltert, durchirrte ſie zur Nachtzeit den Park, und, als vermöge der Nachtwind ihre Worte hinzutragen zu dem fernen Geliebten, rief ſie in die Lüfte hinein: „Stanislaus — Stanislaus — kehre zurück — ich bin es — Hermenegilda iſt es, die dich ruft — hörſt du mich denn nicht — kehre zurück, ſonſt muß ich vergehen in banger Sehnſucht, in troſtloſer Verzweiflung!" —

Hermenegilda's überreizter Zuſtand ſchien übergehen zu wollen in wirklichen hellen Wahnſinn, der ſie zu tauſend Thorheiten trieb. Graf Nepomuk, voll Kummer und Angſt um das geliebte Kind, glaubte, daß ärztliche Hülfe hier vielleicht wirkſam ſeyn könnte, und es gelang ihm in der That, einen Arzt zu finden, der es ſich gefallen ließ einige Zeit auf dem Gute zu bleiben und ſich der Leidenden anzunehmen. So richtig berechnet ſeine mehr pſychiſche als phyſiſche Curmethode aber auch ſeyn mochte, ſo wenig ſich ihre Wirkung auch ganz ableugnen ließ, ſo blieb es doch zweifelhaft, ob von wirklichem Geneſen jemals die Rede würde ſeyn können, da nach langer Stille ſich ganz unerwartet wieder die ſeltſamſten Paroxismen einſtellten. Ein eignes Abenteuer gab der Sache eine andere Wendung. Hermenegilda hatte eben den kleinen Uhlanen, ein Püppchen, das ſie ſonſt wie den Geliebten ans Herz gedrückt, dem ſie die ſüßeſten Namen gegeben, unwillig ins Feuer geworfen, weil er durchaus nicht ſingen wollte: Podrosz twoia nam ńiemiła, milsza przyiaszń w Kraiwbyła etc. Im Begriff, von dieſer Expedition in ihr Zimmer zurück zu kehren, befand ſie ſich auf dem Vorſaal, als es klingend und klirrend hinter ihr her

ſchritt. Sie ſchaute um ſich, erblickte einen Offizier in voller Uniform der franzöſiſchen Jägergarde, der den linken Arm in der Binde trug, und ſtürzte mit dem lauten Ruf: „Stanislaus, mein Stanislaus!“ ihm ohnmächtig in die Arme. Der Offizier, eingewurzelt im Boden vor Erſtaunen und Ueberraſchung, hatte nicht wenig Mühe Hermenegilda, die groß und üppig gebaut, eben keine geringe Laſt war, mit einem Arm, deſſen er nur mächtig, aufrecht zu erhalten. Er drückte ſie feſt und feſter an ſich, und indem er Hermenegilda's Herz an ſeiner Bruſt ſchlagen fühlte, mußte er ſich geſtehen, daß dies eins der entzückendſten Abenteuer ſey, das er je erlebt. Sekunde auf Sekunde verging, der Offizier ganz entzündet vom Liebesfeuer, das in tauſend elektriſchen Funken der holden Geſtalt, die er in ſeinen Armen hielt, entſtrömte, drückte glühende Küſſe auf die ſüßen Lippen. So fand ihn Graf Nepomuk, der aus ſeinen Zimmern trat. Auch er rief aufjauchzend vor Freude: „Graf Stanislaus!“ — In dem Augenblick erwachte Hermenegilda, und umſchlang ihn inbrünſtig, indem ſie ganz außer ſich von neuem rief: „Stanislaus! — mein Geliebter! mein Gatte!“ — Der Offizier im ganzen Geſicht glühend, zitternd — außer aller Faſſung, trat einen Schritt zurück, indem er ſich ſanft Hermenegilda's ſtürmiſcher Umarmung entzog. „Es iſt der ſüßeſte Augenblick meines Lebens — aber nicht ſchwelgen will ich in der Seligkeit, die mir nur ein Irrthum bereitet — ich bin ja nicht Stanislaus — ach ich bin es ja nicht.“ — So ſprach der Offizier ſtotternd und zagend; entſetzt prallte Hermenegilda zurück, und als ſie ſich, den Offizier ſchärfer ins Auge faſſend, überzeugt, daß die freilich ganz wunderbare Aehnlichkeit des Offiziers mit dem Geliebten ſie getäuſcht, eilte ſie fort laut jammernd und klagend. Graf Nepomuk

konnte, da der Offizier ſich nun als den jüngern Vetter des Grafen Stanislaus, als den Grafen Xaver von R. kund that, es kaum für möglich halten, daß der Knabe in ſo kurzer Zeit zum kräftigen Jünglinge herangewachſen. Freilich kam hinzu, daß die Strapazen des Kriegs dem Geſicht, der ganzen Haltung, einen männlichern Charakter gaben, als es ſonſt der Fall geweſen ſeyn würde. Graf Xaver hatte nehmlich mit ſeinem ältern Vetter Stanislaus zugleich das Vaterland verlaſſen, wie er, franzöſiſche Kriegsdienſte genommen und in Italien gefochten. Damals kaum achtzehn Jahre alt, zeichnete er ſich doch bald als beſonnener und löwenkühner Kriegsheld auf ſolche Weiſe aus, daß ihn der Feldherr zu ſeinem Adjutanten erhob, und jetzt war er, ein zwanzigjähriger Jüngling, ſchon zum Obriſten heraufgeſtiegen. Erhaltene Wunden nöthigten ihn einige Zeit auszuruhen. Er kehrte in das Vaterland zurück, und Aufträge von Stanislaus an die Geliebte führten ihn auf den Landſitz des Grafen Nepomuk, wo er empfangen wurde, als ſey er der Geliebte ſelbſt. Graf Nepomuk und der Arzt, beide gaben ſich alle nur erſinnliche Mühe, Hermenegilda, die ganz vernichtet von Scham und bitterm Schmerz, ihr Zimmer nicht verlaſſen wollte, ſo lange Xaver im Hauſe, zu beruhigen, aber umſonſt. Xaver war außer ſich, daß er Hermenegilda nicht wieder ſehen ſollte. Er ſchrieb ihr, daß er unverſchuldet eine für ihn unglückliche Aehnlichkeit zu hart büße. Aber nicht ihn allein, ſondern den Geliebten, Stanislaus ſelbſt träfe das von jenem verhängnißvollen Moment erzeugte Mißgeſchick, da ihm, dem Ueberbringer ſüßer Liebesbotſchaft, jetzt alle Gelegenheit geraubt worden, ihr ſelbſt, wie er geſollt, den Brief, den er von Stanislaus bei ſich trage, einzuhändigen, und noch alles von Mund zu Mund hinzuzufügen, was Stanislaus in

der Haſt des Augenblicks nicht mehr ſchreiben konnte. Hermenegilda's Kammerfrau, die Xaver in ſein Intereſſe gezogen, übernahm die Beſtellung zur günſtigen Stunde, und was dem Vater, dem Arzt nicht gelungen, bewirkte Xaver durch ſein Schreiben. Hermenegilda entſchloß ſich ihn zu ſehen. In tiefem Schweigen, mit niedergeſenktem Blick empfing ſie ihn in ihrem Gemach. Xaver nahte ſich mit leiſem ſchwankenden Schritt, er nahm Platz vor dem Sopha, auf dem ſie ſaß, aber indem er ſich herabbeugte von dem Stühl, kniete er mehr vor Hermenegilda, als daß er ſaß, und ſo flehte er in den rührendſten Ausdrücken, mit einem Ton, als habe er ſich des unverzeihlichſten Verbrechens anzuklagen, nicht auf ſein Haupt möge ſie die Schuld des Irrthums laden, der ihn die Seligkeit des geliebten Freundes empfinden laſſen. Nicht ihn, nein Stanislaus ſelbſt habe ſie in der Wonne des Wiederſehens umarmt. Er übergab den Brief, und fing an von Stanislaus zu erzählen, wie er mit ächtritterlicher Treue ſelbſt im blutigen Kampf ſeiner Dame gedenke, wie nur ſein Herz glühe für Freiheit und Vaterland u. ſ. w. Xaver erzählte mit lebendigem Feuer, er riß Hermenegilden hin, die alle Scheu bald überwunden, den zauberiſchen Blick ihrer Himmelsaugen unverwandt auf ihn richtete, ſo daß er, ein neuer, von Turandot's Blick getroffener, Calaf, durchbebt von ſüßer Wonne, nur mühſam die Erzählung fortſpann. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, bedrängt von dem innern Kampf gegen die Leidenſchaft, die in hellen Flammen auflodern wollte, verlor er ſich in die weitläuftige Beſchreibung einzelner Gefechte. Er ſprach von Cavallerieangriffen — geſprengten Maſſen — eroberten Batterien. — Ungeduldig unterbrach ihn Hermenegilda, indem ſie rief: „O, weg mit dieſen blutigen Szenen eines Schauſpiels

der Hölle — ſage — ſage mir nur, daß er mich liebt, daß Stanislaus mich liebt!“ — Da ergriff Xaver, ganz ermuthigt, Hermenegilda's Hand, die er heftig an ſeine Bruſt drückte. „Höre ihn ſelbſt, deinen Stanislaus!“ ſo rief er, und nun ſtrömten die Betheurungen der glühendſten Liebe, wie ſie nur dem Wahnſinn der verzehrendſten Leidenſchaft eigen, von ſeinen Lippen. Er war zu Hermenegilda's Füßen geſunken, ſie hatte ihn mit beiden Armen umſchlungen, aber indem er ſchnell aufgeſprungen ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, fühlte er ſich heftig zurückgeſtoßen. Hermenegilda ſah ihn mit ſtarrem ſeltſamen Blick an, und ſprach mit dumpfer Stimme: „Eitle Puppe, wenn ich dich auch zum Leben erwärme an meiner Bruſt, ſo biſt du doch nicht Stanislaus, und kannſt es auch nimmer werden!“ — Hierauf verließ ſie das Zimmer mit leiſen langſamen Schritten. Xaver ſah' zu ſpät ſeine Unbeſonnenheit ein. Daß er bis zum Wahnſinn in Hermenegilda, in die Braut des verwandten Freundes verliebt ſey, fühlte er nur zu lebhaft, eben ſo aber auch, daß er bei jedem Schritt, den er zu Gunſten ſeiner thörichten Leidenſchaft zu thun geſonnen, ſich würde treuloſen Freundſchaftsbruch vorwerfen müſſen. Schnell abreiſen, ohne Hermenegilda wieder zu ſehen, das war der heroiſche Entſchluß, den er wirklich auf der Stelle ſo weit ausführte, daß er zu packen und ſeinen Wagen anzuſpannen befahl. Graf Nepomuk war hoch verwundert, als Xaver von ihm Abſchied nahm; er bot alles auf ihn feſtzuhalten, doch mit einer Feſtigkeit, mehr von einer Art Krampf, als von wahrer Geiſtesſtärke erzeugt, blieb Xaver dabei, daß beſondere Urſachen ihn forttrieben. Den Säbel umgeſchnallt, die Feldmütze in der Hand, ſtand er in der Mitte des Zimmers, der Bediente mit dem Mantel auf dem Vorſaal — Unten vor der Thüre

wieherten ungeduldig die Pferde. — Da ging die Thür auf, Hermenegilda trat herein, mit unbeſchreiblicher Anmuth ſchritt ſie auf den Grafen zu, und ſprach holdlächelnd: „Sie wollen fort, lieber Xaver? — und noch ſo vieles dacht' ich von meinem geliebten Stanislaus zu hören! — Wiſſen Sie wohl, daß mich Ihre Erzählungen wunderbar tröſten?“ — Xaver ſchlug hocherröthend die Augen nieder, man nahm Platz, Graf Nepomuk verſicherte einmal über das andere, ſeit vielen Monaten habe er Hermenegilda nicht in dieſer heitern unbefangenen Stimmung geſehen. Auf ſeinen Wink wurde, da die Zeit herangekommen, die Abendtafel in demſelben Zimmer bereitet. Der edelſte Ungarwein perlte in den Gläſern, und volle Gluth auf den Wangen nippte Hermenegilda aus dem gefüllten Pokal hochfeiernd das Andenken des Geliebten, Freiheit und Vaterland. Zur Nacht reiſe ich fort, dachte Xaver im Innern, und frug in der That, als die Tafel aufgehoben, den Bedienten, ob der Wagen warte; der, erwiederte der Bediente, ſey längſt, wie Graf Nepomuk befohlen, abgepackt und abgeſpannt in die Remiſe geſchoben, die Pferde fräßen im Stall und Woyciech ſchnarche auf dem Strohſack. Xaver ließ es dabei bewenden. Hermenegilda's unvermuthete Erſcheinung hatte den Grafen überzeugt, daß es nicht allein möglich, ſondern auch räthlich und angenehm ſey zu bleiben, und von dieſer Ueberzeugung kam er zu der andern, daß es nur darauf ankomme ſich zu beſiegen, das heißt, Ausbrüchen der innern Leidenſchaft zu wehren, die, den geiſteskranken Zuſtand Hermenegilda's aufreizend, nur ihm in jeder Hinſicht verderblich werden könnten. Wie dann nun alles ſich weiter fügen würde, ſo beſchloß Xaver ſeine Betrachtung, ſollte ſelbſt Hermenegilda aus ihren Träumen erwacht, die heitere Gegenwart der düſtern Zukunft vorziehen,

das liege denn alles in der Conſtellation zuſammenwirkender Umſtände, und an Treuloſigkeit, an Freundſchaftsbruch ſey nicht zu denken. So wie Xaver andern Tages Hermenegilden wieder ſah, gelang es ihm in der That, indem er ſorglich auch das Kleinſte vermied, was ſein zu heißes Blut hätte in Wallung ſetzen können, ſeine Leidenſchaft niederzukämpfen. In den Schranken der ſtrengſten Sitte bleibend, ja ſelbſt ein froſtig Ceremoniell beachtend, gab er nur dem Geſpräch die Schwingen jener Galanterie, die den Weibern mit ſüßem Zucker verderbliches Gift beibringt. Xaver, ein zwanzigjähriger Jüngling, in eigentlichen Liebeshändeln unerfahren, entfaltete, von dem ſichern Takt fürs Böſe im Innern geleitet, die Kunſt des erfahrnen Meiſters. Nur von Stanislaus, von ſeiner unausſprechlichen Liebe zur ſüßen Braut, ſprach er, aber durch die volle Gluth, die er dann entzündet, wußte er geſchickt ſein eignes Bild durchſchimmern zu laſſen, ſo daß Hermenegilda in arger Verwirrung ſelbſt nicht wußte, wie beide Bilder, das des abweſenden Stanislaus und das des gegenwärtigen Xaver, trennen. Xavers Geſellſchaft wurde bald der aufgeregten Hermenegilda zum Bedürfniß, und ſo geſchah es, daß man ſie beinahe beſtändig, und oft wie im traulichen Liebesgeſpräch zuſammenſah. Die Gewohnheit überwand mehr und mehr Hermenegilda's Scheu und in eben dem Grade überſchritt Xaver jene Schranken des froſtigen Ceremoniells, in die er ſich Anfangs mit klugem Vorbedacht gebannt hatte. Arm in Arm gingen Hermenegilda und Xaver in dem Park umher, und ſorglos ließ ſie ihre Hand in der ſeinigen, wenn er im Zimmer neben ihr ſitzend von dem glücklichen Stanislaus erzählte. Kam es nicht auf Staatshändel, auf die Sache des Vaterlandes an, ſo war Graf Nepomuk eben keines Blickes in die Tiefe fähig, er be-

gnügte ſich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, ſein für alles übrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektiren, ſpurlos ſchwanden ſie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Weſen zu ahnen, hielt er es für gut, daß ſie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörigten wahnſinnigen Treiben den Geliebten vorſtellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauſcht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszuſehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegerſohn eben ſo lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieſes ebenfalls, da nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, ſo ſehr ihr ganzes Weſen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt ſchien, es ſich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr ſich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda ſich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeſchloſſen habe, und durchaus niemanden ſehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten ſey, der ſich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erſtaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, ſich Hermenegilden auf irgend eine Weiſe zu nähern, ſondern ſich auch in ſeinem ganzen Weſen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie ſonſt beinahe zu keck aufzutreten, war er verſchüchtert, als habe er Geſpenſter geſehen, der Ton ſeiner Stimme ſchwankend — der Ausdruck matt und unzuſammenhängend. — Er ſprach davon, daß er nun durchaus nach Warſchau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiederſehen werde — daß in der letzten Zeit ihr ver=

ſtörtes Weſen ihm Grauen und Entſetzen erregt — daß er Verzicht geleiſtet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erſt in der an Wahnſinn gränzenden Treue Hermenegilda's, die Treuloſigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu ſeiner tiefſten Beſchämung fühle, daß ſchleunige Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur ſchien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnſinnige Schwärmerei den Jüngling angeſteckt. Er ſuchte ihm dies zu beweiſen, doch umſonſt. Xaver widerſtrebte um ſo heftiger als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich ſie wieder ſehen müſſe. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unſichtbarer unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, ſich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte ſich nicht mehr um ſie, und ſo geſchah es, daß mehrere Tage vergingen, die ſie ungeſtört, auf ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von niemanden als ihrer Kammerfrau geſehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falſches Götzenbild, ſaß Nepomuk eines Tages in ſeinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenſchleier eintrat. Langſamen feierlichen Schrittes nahte ſie ſich dem Grafen, ließ ſich dann auf die Knie nieder und ſprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, iſt hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet ſeine bejammernswerthe Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies

um ſo mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsſtimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden ſanft auf, indem er ſprach: „Beruhige dich liebe Tochter, Stanislaus iſt wohl, bald eilt er in deine Arme.“ — Da athmete Hermenegilda auf wie im ſchweren Todesſeufzer und ſank von wildem Schmerz zerriſſen neben dem Grafen hin in die Polſter des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſprach ſie mit wunderbarer Ruhe und Faſſung: „Laß es mich dir ſagen, lieber Vater! wie ſich alles begeben, denn du mußt es wiſſen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. erkenneſt. — Wiſſe, daß ich vor ſechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südſeite unſeres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Weſen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen ſich unwillkührlich ſchließen, nicht in Schlaf, nein, in einen ſeltſamen Zuſtand verſank ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald ſchwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erſtaunt mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er ſelbſt — mein Stanislaus. — Ich umſchlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Bruſt — Gelobt ſey Gott, rief er, du lebſt, du biſt mein! — Er ſagte mir, ich ſey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht geſunken, und ich thörigt Ding erinnerte mich jetzt erſt, daß ja Pater Cyprianus, den ich in dieſem Augenblick erſt zur Feldhütte hinausſchreiten ſah, uns ja eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geſchützes, unter dem wilden Toben der nahen Schlacht

getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeſchreiblich; nie gefühltes nahmenloſes Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir ſchwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Froſt — Ich ſchlug die Augen auf — entſetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrſcheinlich gerettet! — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde ſprengen heran ihn zu retten — zu ſpät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde.“ — Aufs neue ſank Hermenegilda überwältigt von dem entſetzlichen Schmerz ohnmächtig zuſammen. Nepomuk eilte nach ſtärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte ſich Hermenegilda zuſammen. „Der Wille des Himmels iſt erfüllt,“ ſprach ſie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, ſoll kein irdiſches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unſer Heil beten, das iſt jetzt meine Beſtimmung, und nichts ſoll dieſe mir verſtören.“ Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnſinn Hermenegilda's ſich durch jene Viſion Luft gemacht habe, und da die ruhige klöſterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausſchweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, ſo war dem Grafen Nepomuk dieſer Zuſtand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus ſchnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Viſionen fallen, ſo lächelte Hermenegilda ſchmerzlich, dann drückte ſie aber den goldnen Ring, den ſie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer Ring wirklich

ein ganz fremder war, den er nie bei ſeiner Tochter geſehen, da es indeſſen tauſend Fälle gab, wie ſie dazu gekommen ſeyn konnte, ſo gab er ſich nicht einmahl die Mühe weiter nachzuforſchen. Wichtiger war ihm die böſe Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenſchaft gerathen ſey. Hermenegilda fing an auf eigne Weiſe zu kränkeln, ſie klagte oft über eine ſeltſame Empfindung, die ſie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Weſen auf ſeltſame Art durchbebe. Um dieſe Zeit kam Fürſt Z. mit ſeiner Gemahlin. Die Fürſtin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig ſtarb, ihre Stelle vertreten und ſchon deshalb wurde ſie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erſchloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bitterſten Wehmuth, daß, unerachtet ſie für die Wahrheit aller Umſtände Rückſichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus, die überzeugendſten Beweiſe habe, man ſie doch eine wahnſinnige Träumerin ſchelte. Die Fürſtin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszuſtande überzeugt, hütete ſich wohl ihr zu widerſprechen; ſie begnügte ſich damit, ihr zu verſichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan ſey, ſich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerkſamer wurde die Fürſtin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zuſtande ſprach und die ſonderbaren Anfälle beſchrieb, die ihr Inneres zu verſtören ſchienen. Man ſah, wie die Fürſtin mit der ängſtlichſten Sorgfalt über Hermenegilda wachte und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade ſtieg, als Hermenegilda ſich ganz zu erholen ſchien. Die todtblaſſen Wangen und Lippen rötheten ſich wieder, die Augen verloren das düſtre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgema-

gerten Formen rundeten ſich mehr und mehr, kurz Hermenegilda blühte ganz auf in voller Schönheit. Und doch ſchien die Fürſtin ſie für kränker als jemahls zu halten, denn: „Wie iſt dir, was haſt du, mein Kind? — was fühlſt du?" ſo frug ſie, quälende Beſorgniß im Geſicht, ſo bald Hermenegilda nur ſeufzte oder im mindeſten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin beratheten ſich, was es denn nun werden ſolle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus Witwe zu ſeyn. „Ich glaube leider," ſprach der Fürſt, „daß ihr Wahnſinn unheilbar bleiben wird, denn ſie iſt körperlich kerngeſund und nährt den zerrütteten Zuſtand ihrer Seele mit voller Kraft — Ja," fuhr er fort als die Fürſtin ſchmerzlich vor ſich hinblickte, „ja ſie iſt kerngeſund, unerachtet ſie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätſchelt und geängſtet wird." Die Fürſtin, welche dieſe Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und ſprach raſch und entſchieden: „Nein! — Hermenegilda iſt nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß ſie ſich vergangen haben könnte, ſo würde ich überzeugt ſeyn, daß ſie ſich in guter Hoffnung befinde." Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen ſtarrten ſich Graf Nepomuk und der Fürſt an. Dieſer, zuerſt das Wort aufnehmend, meinte, „daß ſeine Frau auch zuweilen von den ſonderbarſten Viſionen heimgeſucht werde." Graf Nepomuk ſprach aber ſehr ernſt: „Die Fürſtin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber ſage, daß, als Hermenegilda geſtern vor mir herging, mir es ſelbſt wie ein närriſcher Gedanke durch den Sinn fuhr: nun ſeht einmahl, die junge Witwe iſt ja guter Hoffnung; daß dieſer Gedanke offenbar nur durch das Be-

trachten ihrer Geſtalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles ſage, ſo wirſt du es natürlich finden, wie die Worte der Fürſtin mich mit trüber Beſorgniß, ja mit der peinlichſten Angſt erfüllen.“ „So muß,“ erwiederte der Fürſt, „der Arzt oder die weiſe Frau entſcheiden und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürſtin vernichtet oder unſere Schande beſtätiget werde.“ Mehrere Tage ſchwankten Beide von Entſchluß zu Entſchluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürſtin ſollte entſcheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmiſchung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erſt in fünf Monathen nöthig ſeyn würde. „Welche Hülfe?“ ſchrie Graf Nepomuk entſetzt. „Ja,“ fuhr die Fürſtin mit erhöhter Stimme fort, „es iſt nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda iſt entweder die verruchteſte Heuchlerin, die jemahls gebohren, oder es waltet ein unerforſchliches Geheimniß — genug, ſie iſt guter Hoffnung!“ — Ganz erſtarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich ſich mühſam ermannend beſchwor er die Fürſtin, koſte es was es wolle, von Hermenegilda ſelbſt zu erforſchen, wer der Unglückſelige ſey, der die unauslöſchliche Schmach über ſein Haus gebracht. „Noch,“ ſprach die Fürſtin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zuſtand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr ſagen werde, wie es um ſie ſteht, verſpreche ich mir Alles. Ueberraſcht wird ſie die Larve der Heuchlerin fallen laſſen oder es muß ſich ſonſt ihre Unſchuld auf eine wunderbare Weiſe offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dies ſollte geſchehen können.“ — Noch denſelben Abend war die Fürſtin mit Hermenegilda, deren mütterliches Anſehn mit jeder Stunde zuzunehmen ſchien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die

Fürſtin das arme Kind bey beiden Armen, blickte ihr ſcharf ins Auge und ſagte mit ſchneidendem Ton: „Liebe, du biſt guter Hoffnung!“ Da ſchlug Hermenegilda den wie von himmliſcher Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton des höchſten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der theure Gatte unter den mörderiſchen Streichen der wilden Feinde, dennoch unausſprechlich glücklich ſeyn ſollte. Ja! — jener Moment meines höchſten irdiſchen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben den geliebten Gatten in dem theuern Pfande des ſüßen Bundes.“ Der Fürſtin war es, als finge ſich alles an um ſie zu drehen, als wollten ihr die Sinne ſchwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Weſen, an Trug aufkommen und doch konnte nur toller Wahnſinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt, ſtieß die Fürſtin Hermenegilda von ſich, indem ſie heftig rief: „Unſinnige! ein Traum hätte dich in den Zuſtand verſetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — glaubſt du, daß du mich mit albernen Mährchen zu hintergehen vermagſt? — Beſinne dich — laß alle Ereigniſſe der vorigen Tage an dir vorübergehen. Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht verſöhnen.“ In Thränen gebadet, ganz aufgelöſt von herbem Schmerz ſank Hermenegilda vor der Fürſtin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch du ſchiltſt mich eine Träumerin, auch du glaubſt nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich ſein Weib bin? — Aber ſieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was ſage ich! — Du, du kennſt ja meinen Zuſtand, iſt denn das nicht genug, dich zu überzeugen, daß ich

nicht träumte?“ Die Fürſtin nahm mit dem tiefſten Erſtaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht einkam, daß ſie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verſtanden. Der Fürſtin ihre Hände heftig an die Bruſt drückend, flehte Hermenegilda immer fort, ſie möge doch nur jetzt, da es ihr Zuſtand außer Zweifel ſetze, an ihren Gatten glauben, und die ganz beſtürzte, ganz außer ſich geſetzte Frau wußte in der That ſelbſt nicht mehr, was ſie der Armen ſagen, welchen Weg ſie überhaupt einſchlagen ſollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erſt nach mehreren Tagen erklärte die Fürſtin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich ſey von Hermenegilda, die ſich von dem Gatten ſchwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als wovon ſie ſelbſt im Innerſten überzeugt ſey. Die Männer voller Zorn ſchalten Hermenegilda eine Heuchlerin und inſonderheit ſchwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel ſie nicht von dem wahnſinnigen Gedanken, ihm ein abgeſchmacktes Mährchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit ſtrengen Maßregeln verſuchen werde. Die Fürſtin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zweckloſe Grauſamkeit ſeyn würde. Ueberzeugt ſey ſie nehmlich, wie geſagt, daß Hermenegilda keineswegs heuchle, ſondern daran, was ſie ſage, mit voller Seele glaube. „Es giebt,“ fuhr ſie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande ſind. Wie, wenn das lebhafte Zuſammenwirken des Gedankens auch eine phyſiſche Wirkung haben könnte, wie wenn eine geiſtige Zuſammenkunft zwiſchen Stanislaus und Hermenegilda ſie in den uns unerklärlichen Zuſtand verſetzte?“ Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten ſich der Fürſt und Graf Nepomuk

doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürſtin dieſen Gedanken äußerte, den die Männer den ſublimſten nannten, der je das Menſchliche ätheriſirt habe. Die Fürſtin blutroth im ganzen Geſicht meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß ſie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an deſſen Unſchuld ſie unbedingt glaube, gerathen, anſtößig und abſcheulich finde, und daß eine Reiſe, die ſie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beſte Mittel ſey, ſie der Argliſt, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden, denn da Hermenegilda ſelbſt gar kein Geheimniß aus ihrem Zuſtande machte, ſo mußte ſie, ſollte ihr Ruf verſchont bleiben, freilich aus dem Kreiſe der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten ſich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängſtigende Geheimniß ſelbſt, als er nur die Möglichkeit ſah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterſte war, zu verbergen, und der Fürſt urtheilte ſehr richtig, daß bei der ſeltſamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheucheltem Gemüthszuſtande freilich gar nichts anders zu thun ſey, als die Auflöſung des wunderbaren Räthſels der Zeit zu überlaſſen. Eben wollte man nach geſchloſſener Berathung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem ſcharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haſt eines von wilder Leidenſchaft getriebenen ſtürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit ſtarker Stimme: „Er iſt todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenſchaft gerieth er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier ſind die Beweiſe!" — Damit ſteckte er mehrere Briefe, die er ſchnell her-

vorgeriſſen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieſer fing ganz beſtürzt an zu leſen. Die Fürſtin ſah in die Blätter hinein, kaum hatte ſie wenige Zeilen erhaſcht, als ſie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zuſammenſchlug und ſchmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforſchliche Geheimniß!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zuſammentraf, daß ſich alles ſo begeben, wie ſie es in dem verhängnißvollen Augenblick geſchaut hatte. „Er iſt todt,“ ſprach nun Xaver raſch und feurig, „Hermenegilda iſt frei, mir, der ich ſie liebe wie mein Leben, ſteht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürſt nahm das Wort und erklärte, daß gewiſſe Umſtände es ganz unmöglich machten, jetzt auf ſeinen Antrag einzugehen, daß er in dieſem Augenblick nicht einmal Hermenegilda ſehen könne, daß es alſo das Beſte ſey, ſich wieder ſchnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszuſtand, von dem wahrſcheinlich die Rede ſey, recht gut kenne, daß er dies aber um ſo weniger für ein Hinderniß halte, als gerade ſeine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zuſtand enden würde. Die Fürſtin verſicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geſchworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde ſie ſich gar nicht mehr auf dem Schloſſe. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das ſolle man nur ihm überlaſſen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungeſtüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in dieſem Augenblick vergebens auf ſeine Einwilligung hoffe und nur ſogleich das Schloß verlaſſen möge. Graf

Xaver ſah ihn ſtarr an, öffnete die Thür des Vorſaals und rief hinaus, Woyciech ſolle den Mantelſack hereinbringen, die Pferde abſatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf ſich in den Lehnſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand, und erklärte ruhig und ernſt: Ehe er Hermenegilda geſehen und geſprochen, werde ihn nur off'ne Gewalt vom Schloſſe wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müſſe, daß er ſeiner Seits das Schloß verlaſſe. Alle, Graf Nepomuk, der Fürſt und ſeine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um ſo ſchnell als möglich Hermenegilda fortzuſchaffen. Der Zufall wollte indeſſen, daß ſie gerade in dieſer Stunde, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenſter blickend, an dem er ſaß, gewahrte ſie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als ſie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südſeite des Parks trat. Ihr Zuſtand war nun ſchon beinahe jedem Auge ſichtlich. „O all' ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda ſtand, dann ſtürzte er aber zu ihren Füßen und beſchwor ſie, unter den heiligſten Betheurungen ſeiner glühendſten Liebe, ihn zum glücklichſten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer ſich vor Schreck und Ueberraſchung, ſagte ihm: „Ein böſes Geſchick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu ſtören — niemals, niemals würde ſie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden." Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheurungen, als er endlich in toller Leidenſchaft ihr vorhielt, daß ſie ſich ſelbſt täuſche, daß ſie ihm ja ſchon die ſüßeſten Liebesaugenblicke geſchenkt, als er, aufgeſprungen vom

Boden, ſie in ſeine Arme ſchließen wollte, da ſtieß ſie ihn, den Tod im Antlitz, mit Abſcheu und Verachtung zurück, indem ſie rief: „Elender, ſelbſtſüchtiger Thor, eben ſo wenig, wie du das ſüße Pfand meines Bundes mit Stanislaus vernichten kannſt, eben ſo wenig vermagſt du mich zum verbrecheriſchen Bruch der Treue zu verführen — Fort aus meinen Augen!“ Da ſtreckte Xaver die geballte Fauſt ihr entgegen, lachte laut auf in wildem Hohn und ſchrie: „Wahnſinnige, brachſt du denn nicht ſelbſt jenen albernen Schwur? — Das Kind, das du unter dem Herzen trägſt, mein Kind iſt es, mich umarmteſt du hier an dieſer Stelle — meine Buhlſchaft warſt du und bleibſt du, wenn ich dich nicht erhebe zu meiner Gattin.“ — Hermenegilda blickte ihn an, die Gluth der Hölle in den Augen, dann kreiſchte ſie auf: „Ungeheuer!“ und ſank wie zum Tode getroffen nieder auf den Boden.

Wie von allen Furien verfolgt rannte Xaver in das Schloß zurück, er traf auf die Fürſtin, die er mit Ungeſtüm bei der Hand ergriff und hineinzog in die Zimmer. „Sie hat mich verworfen mit Abſcheu — mich, den Vater ihres Kindes!“ — „Um aller Heiligen willen! Du? — Xaver! — mein Gott! — ſprich, wie war es möglich?“ — ſo rief von Entſetzen ergriffen die Fürſtin. „Mag mich verdammen,“ fuhr Xaver gefaßter fort, „mag mich verdammen wer da will, aber glüht ihm gleich mir das Blut in den Adern, gleich mir wird er in ſolchem Moment ſündigen. — In dem Pavillon traf ich Hermenegilda in einem ſeltſamen Zuſtande, den ich nicht zu beſchreiben vermag. Sie lag wie feſtſchlafend und träumend auf dem Kanapee. Kaum war ich eingetreten, als ſie ſich erhob, auf mich zukam, mich bei der Hand ergriff und feierlichen Schritts durch den Pavillon ging. Dann kniete ſie nieder, ich

that ein gleiches, ſie betete und ich bemerkte bald, daß ſie im Geiſte einen Prieſter vor uns ſah. Sie zog einen Ring vom Finger, den ſie dem Prieſter darreichte, ich nahm ihn und ſteckte ihr einen goldnen Ring an, den ich von meinem Finger zog, dann ſank ſie mit der inbrünſtigſten Liebe in meine Arme — Als ich entfloh, lag ſie in tiefem bewußtloſen Schlaf.“ — „Entſetzlicher Menſch! — ungeheurer Frevel!“ ſchrie die Fürſtin ganz außer ſich. — Graf Nepomuk und der Fürſt traten hinein, in wenigen Worten erfuhren ſie Xavers Bekenntniſſe, und wie tief wurde der Fürſtin zartes Gemüth verwundet, als die Männer Xavers freveliche That ſehr verzeihlich und durch ſeine Verbindung mit Hermenegilda geſühnt fanden. „Nein,“ ſprach die Fürſtin, „nimmer wird Hermenegilda dem die Hand als Gattin reichen, der es wagte, wie der hämiſchte Geiſt der Hölle, den höchſten Moment ihres Lebens mit dem ungeheuerſten Frevel zu vergiften.“ „Sie wird,“ ſprach Graf Xaver mit kaltem höhnendem Stolz, „ſie wird mir die Hand reichen müſſen, um ihre Ehre zu retten — ich bleibe hier und alles fügt ſich.“ — In dieſem Augenblick entſtand ein dumpfes Geräuſch, man brachte Hermenegilda, die der Gärtner im Pavillon leblos gefunden, in das Schloß zurück. Man legte ſie auf das Sopha; ehe es die Fürſtin verhindern konnte, trat Xaver hinan und faßte ihre Hand. Da fuhr ſie mit einem entſetzlichen Schrei, nicht menſchlicher Ton, nein, dem ſchneidenden Jammerlaut eines wilden Thiers ähnlich, in die Höhe und ſtarrte in gräßlicher Verzuckung den Grafen mit funkenſprühenden Augen an. Der taumelte wie vom tödtenden Blitz getroffen zurück und lallte kaum verſtändlich: „Pferde!“ — Auf den Wink der Fürſtin brachte man ihn herab — „Wein! — Wein!“ ſchrie er, ſtürzte einige Gläſer hinunter, warf ſich dann erkräftigt aufs

Pferd und zug davon. — Hermenegilda's Zuſtand, der aus dumpfen Wahnſinn in wilde Raſerei übergehen zu wollen ſchien, änderte auch Nepomuks und des Fürſten Geſinnungen, die nun erſt das Entſetzliche, Unſühnbare von Xavers That einſahen. Man wollte nach dem Arzt ſenden, aber die Fürſtin verwarf alle ärztliche Hülfe, wo nur geiſtlicher Troſt vielleicht wirken könne. Statt des Arztes erſchien alſo der Carmelitermönch Cyprianus, Beichtvater des Hauſes. Auf wunderbare Weiſe gelang es ihm, Hermenegilda aus der Bewußtloſigkeit des ſtieren Wahnſinns zu erwecken. Noch mehr! — bald wurde ſie ruhig und gefaßt; ſie ſprach ganz zuſammenhängend mit der Fürſtin, der ſie den Wunſch äußerte, nach ihrer Niederkunft ihr Leben im Ciſterzienſer Kloſter zu O. in ſteter Reue und Trauer hinzubringen. Ihren Trauerkleidern hatte ſie Schleier hinzugefügt, die ihr Geſicht undurchdringlich verhüllten und die ſie niemals lüpfte. Pater Cyprianus verließ das Schloß, kam aber nach einigen Tagen wieder. Unterdeſſen hatte der Fürſt Z. an den Bürgermeiſter zu L. geſchrieben, dort ſollte Hermenegilda ihre Niederkunft abwarten und von der Aebtiſſin des Ciſterzienſer Kloſters, einer Verwandten des Hauſes, dahingebracht werden, während die Fürſtin nach Italien reiſte, und angeblich Hermenegilda mitnahm. — Es war Mitternacht, der Wagen, der Hermenegilda nach dem Kloſter bringen ſollte, ſtand vor der Thüre. Von Gram gebeugt erwartete Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin, das unglückliche Kind, um von ihr Abſchied zu nehmen. Da trat ſie in Schleier gehüllt, an der Hand des Mönchs, in das von Kerzen hell erleuchtete Zimmer. Cyprianus ſprach mit feierlicher Stimme: „Die Layenſchweſter Cöleſtina ſündigte ſchwer, als ſie ſich noch in der Welt befand, denn der Frevel des Teufels befleckte ihr reines Gemüth, doch ein un-

auflösliches Gelübde bringt ihr Troſt — Ruhe und ewige Seligkeit! — Nie wird die Welt mehr das Antlitz ſchauen, deſſen Schönheit den Teufel anlockte — Schaut her! — ſo beginnt und vollendet Cöleſtina ihre Buße!" Damit hob der Mönch Hermenegilda's Schleier auf, und ſchneidendes Weh durchfuhr alle, da ſie die blaſſe Todtenlarve erblickten, in die Hermenegilda's engelſchönes Antlitz auf immer verſchloſſen! — Sie ſchied, keines Wortes mächtig, von dem Vater, der ganz aufgelöſt von verzehrendem Schmerz nicht mehr leben zu können dachte. Der Fürſt, ſonſt ein gefaßter Mann, badete ſich in Thränen, nur der Fürſtin gelang es, mit aller Macht den Schrecken jenes grauenvollen Gelübdes niederkämpfend, ſich aufrecht zu erhalten in milder Faſſung. —

Wie Graf Xaver Hermenegilda's Aufenthalt und ſogar den Umſtand, daß das geborne Kind der Kirche geweiht ſeyn ſollte, erfahren, iſt unerklärlich. Wenig nutzte ihm der Raub des Kindes, denn als er nach P. gekommen, und es in die Hände einer vertrauten Frau zur Pflege geben wollte, war es nicht, wie er glaubte, von der Kälte ohnmächtig geworden, ſondern todt. Darauf verſchwand Graf Xaver ſpurlos, und man glaubte, er habe ſich den Tod gegeben. Mehrere Jahre waren vergangen, als der junge Fürſt Boleslaw von Z. auf ſeinen Reiſen nach Neapel in die Nähe des Poſilippo kam. Dort in der anmuthigſten Gegend liegt ein Kamaldulenſerkloſter, zu dem der Fürſt heraufſtieg, um eine Ausſicht zu genießen, die ihm als die reizendſte in ganz Neapel geſchildert worden. Eben im Begriff, auf die herausſpringende Felſenſpitze im Garten zu treten, die ihm als der ſchönſte Punkt beſchrieben, bemerkte er einen Mönch, der vor ihm auf einem großen Stein Platz genommen und, ein aufgeſchlagenes Gebetbuch auf dem Schooß,

in die Ferne hinausſchaute. Sein Antlitz, in den Grundzügen noch jugendlich, war nur durch tiefen Gram entſtellt. Dem Fürſten kam, als er den Mönch näher und näher betrachtete, eine dunkle Erinnerung. Er ſchlich näher heran und es fiel ihm gleich ins Auge, daß das Gebetbuch in polniſcher Sprache abgefaßt war. Darauf redete er den Mönch polniſch an, dieſer wandte ſich voller Schreck um, kaum hatte er aber den Fürſten erblickt, als er ſein Geſicht verhüllte und ſchnell, wie vom böſen Geiſt getrieben, durch die Gebüſche entfloh. Fürſt Boleslaw verſicherte, als er dem Grafen Nepomuk das Abenteuer erzählte, dieſer Mönch ſey niemand anders geweſen, als der Graf Xaver von R.

Das ſteinerne Herz.

Jedem Reiſenden, der bei guter Tageszeit ſich dem Städtchen G. von der ſüdlichen Seite bis auf eine halbe Stunde Weges genähert, fällt der Landſtraße rechts ein ſtattliches Landhaus in die Augen, welches mit ſeinen wunderlichen bunten Zinnen aus finſterm Gebüſch blickend, emporſteigt. Dieſes Gebüſch umkränzte den weitläuftigen Garten, der ſich in weiter Strecke Thal abwärts hinzieht. Kommſt du einmal, vielgeliebter Leſer! des Weges, ſo ſcheue weder den kleinen Aufenthalt deiner Reiſe, noch das kleine Trinkgeld, das du etwa dem Gärtner geben dürfteſt, ſondern ſteige fein aus dem Wagen, und laß dir Haus und Garten aufſchließen, vorgebend, du hätteſt den verſtorbenen Eigenthümer des anmuthigen Landſitzes, den Hofrath Reutlinger in G., recht gut gekannt. Im Grunde genommen kannſt du dies alsdann mit gutem Fug thun, wenn es dir gefallen ſollte, alles, was ich dir zu erzählen eben im Begriff ſtehe, bis ans Ende durchzuleſen; denn ich hoffe, der Hofrath Reutlinger ſoll dir alsdann mit all' ſeinem ſonderbaren Thun und Treiben ſo vor Augen ſtehen, als ob du ihn wirklich ſelbſt gekannt hätteſt. Schon von außen findeſt du das Landhaus auf alterthümliche groteske Weiſe mit bunten ge-

mahlten Zierathen verſchmückt, du klagſt mit Recht über die Geſchmackloſigkeit dieſer zum Theil widerſinnigen Wandgemählde, aber bei näherer Betrachtung weht dich ein beſonderer wunderbarer Geiſt aus dieſen bemahlten Steinen an und mit einem leiſen Schauer, der dich überläuft, trittſt du in die weite Vorhalle. Auf den in Felder abgetheilten, mit weißem Gipsmarmor bekleideten Wänden erblickeſt du mit grellen Farben gemahlte Arabesken, die in den wunderlichſten Verſchlingungen Menſchen- und Thiergeſtalten, Blumen, Früchte, Geſteine, darſtellen, und deren Bedeutung du ohne weitere Verdeutlichung zu ahnen glaubſt. Im Saal, der den untern Stock in der Breite einnimmt und bis über den zweiten Stock hinaufſteigt, ſcheint in vergoldeter Bilderei alles das plaſtiſch ausgeführt, was erſt durch Gemählde angedeutet wurde. Du wirſt im erſten Augenblick vom verdorbenen Geſchmack des Zeitalters Ludwig des Vierzehnten reden, du wirſt weidlich ſchmählen über das Barocke, Ueberladene, Grelle, Geſchmackloſe dieſes Styls, aber biſt du nur was weniges meines Sinnes, fehlt es dir nicht an reger Fantaſie, welches ich allemal bei dir, mein gütiger Leſer! vorausſetze, ſo wirſt du bald allen in der That gegründeten Tadel vergeſſen. Es wird dir ſo zu Muthe werden, als ſey die regelloſe Willkühr nur das kecke Spiel des Meiſters mit Geſtaltungen, über die er unumſchränkt zu herrſchen wußte, dann aber, als verkette ſich alles zur bitterſten Ironie des irdiſchen Treibens, die nur dem tiefen, aber an einer Todeswunde kränkelnden Gemüth eigen. Ich rathe Dir, geliebter Leſer! die kleinen Zimmer des zweiten Stocks, die wie eine Gallerie den Saal umgeben, und aus deren Fenſtern man hinabſchaut in den Saal, zu durchwandern. Hier ſind die Verzierungen ſehr einfach, aber hin und wieder ſtößeſt du auf

teutſche, arabiſche und türkiſche Inſchriften, die ſich wunderlich genug ausnehmen. Du eilſt jetzt nach dem Garten, er iſt nach altfranzöſiſcher Art mit langen, breiten, von hohen Taxuswänden umſchloſſenen Gängen, mit geräumigen Boskets angelegt, und mit Statuen, mit Fontainen geſchmückt. Ich weiß nicht, ob du, geliebter Leſer, nicht auch den ernſten feierlichen Eindruck, den ſolch' ein altfranzöſiſcher Garten macht, mit mir fühlſt, und ob du ſolch' ein Gartenkunſtwerk nicht der albernen Kleinigkeitskrämerei vorziehſt, die in unſern ſogenannten engliſchen Gärten mit Brückchen und Flüßlein, und Tempelchen und Gröttchen getrieben wird. Am Ende des Gartens trittſt du in einen finſtern Hain von Trauerweiden, Hängebirken und Weymoutskiefern. Der Gärtner ſagt dir, daß dies Wäldchen, wie man es von der Höhe des Hauſes hinabſchauend, deutlich wahrnehmen kann, die Form eines Herzens hat. Mitten darin iſt ein Pavillon von dunklem ſchleſiſchen Marmor in der Form eines Herzens erbaut. Du trittſt hinein, der Boden iſt mit weißen Marmorplatten ausgelegt, in der Mitte erblickſt du ein Herz in gewöhnlicher Größe. Es iſt ein dunkelrother in den weißen Marmor eingefugter Stein. Du bückſt dich herab, und entdeckeſt die in den Stein eingegrabenen Worte: Es ruht! In dieſem Pavillon, bei dieſem dunkelrothen ſteinernen Herzen, das damals jene Inſchrift noch nicht trug, ſtanden am Tage Mariä Geburt, das heißt am achten September des Jahres 180— ein großer ſtattlicher alter Herr und eine alte Dame, beide ſehr reich und ſchön nach der Mode der ſechsziger Jahre gekleidet. „Aber,“ ſprach die alte Dame, „aber wie kam Ihnen, lieber Hofrath, denn wieder die bizarre, ich möchte lieber ſagen, die ſchauervolle Idee, in dieſem Pavillon das Grabmal ihres Herzens, das unter dem rothen Stein ruhen ſoll,

gnügte ſich mit dem, was er auf der Oberfläche wahrzunehmen im Stande, ſein für alles übrige todtes Gemüth vermochte die vorüberfliehenden Bilder des Lebens nur dem Spiegel gleich im Moment zu reflektiren, ſpurlos ſchwanden ſie dahin. Ohne Hermenegilda's inneres Weſen zu ahnen, hielt er es für gut, daß ſie endlich die Püppchen, die bei ihrem thörigten wahnſinnigen Treiben den Geliebten vorſtellen mußten, mit einem lebendigen Jüngling vertauſcht, und glaubte mit vieler Schlauheit vorauszuſehen, daß Xaver, der ihm als Schwiegerſohn eben ſo lieb, bald ganz in Stanislaus Stelle treten werde. Er dachte nicht mehr an den treuen Stanislaus. Xaver glaubte dieſes ebenfalls, da nun, nachdem ein Paar Monate vergangen, Hermenegilda, ſo ſehr ihr ganzes Weſen auch von dem Andenken an Stanislaus erfüllt ſchien, es ſich doch gefallen ließ, daß Xaver mehr und mehr ſich ihr annäherte mit eigner Bewerbung. Eines Morgens hieß es, daß Hermenegilda ſich in ihre Gemächer mit der Kammerfrau eingeſchloſſen habe, und durchaus niemanden ſehen wolle. Graf Nepomuk glaubte nicht anders, als daß ein neuer Paroxismus eingetreten ſey, der ſich bald legen werde. Er bat den Grafen Xaver, die Gewalt, die er über Hermenegilda gewonnen, jetzt zu ihrem Heil zu üben, wie erſtaunte er aber, als Xaver es nicht allein durchaus verweigerte, ſich Hermenegilden auf irgend eine Weiſe zu nähern, ſondern ſich auch in ſeinem ganzen Weſen auf eigne Art verändert zeigte. Statt wie ſonſt beinahe zu keck aufzutreten, war er verſchüchtert, als habe er Geſpenſter geſehen, der Ton ſeiner Stimme ſchwankend — der Ausdruck matt und unzuſammenhängend. — Er ſprach davon, daß er nun durchaus nach Warſchau müßte, daß er Hermenegilden wohl niemals wiederſehen werde — daß in der letzten Zeit ihr ver=

ſtörtes Weſen ihm Grauen und Entſetzen erregt — daß er Verzicht geleiſtet auf alles Glück der Liebe, daß er nun erſt in der an Wahnſinn gränzenden Treue Hermenegilda's, die Treuloſigkeit, die er an dem Freunde begehen wollen, zu ſeiner tiefſten Beſchämung fühle, daß ſchleunige Flucht ſein einziges Rettungsmittel ſey. Graf Nepomuk begriff alles nicht, nur ſchien es ihm endlich klar zu werden, daß Hermenegilda's wahnſinnige Schwärmerei den Jüngling angeſteckt. Er ſuchte ihm dies zu beweiſen, doch umſonſt. Xaver widerſtrebte um ſo heftiger als dringender Nepomuk ihm die Nothwendigkeit bewies, daß er Hermenegilda von allen Bizarrerien heilen, folglich ſie wieder ſehen müſſe. Schnell war der Streit geendet, als Xaver, wie von unſichtbarer unwiderſtehlicher Gewalt getrieben, hinabrannte, ſich in den Wagen warf und davon fuhr.

Graf Nepomuk, voller Gram und Zorn über Hermenegilda's Betragen, bekümmerte ſich nicht mehr um ſie, und ſo geſchah es, daß mehrere Tage vergingen, die ſie ungeſtört, auf ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von niemanden als ihrer Kammerfrau geſehen, zubrachte.

In tiefen Gedanken, ganz erfüllt von den Heldenthaten jenes Mannes, den die Polen damals anbeteten wie ein falſches Götzenbild, ſaß Nepomuk eines Tages in ſeinem Zimmer, als die Thür aufging und Hermenegilda in voller Trauer mit lang herabhängendem Witwenſchleier eintrat. Langſamen feierlichen Schrittes nahte ſie ſich dem Grafen, ließ ſich dann auf die Knie nieder und ſprach mit bebender Stimme: „O mein Vater — Graf Stanislaus, mein geliebter Gatte, iſt hinüber — er fiel als Held im blutigen Kampf: — vor dir kniet ſeine bejammernswerthe Witwe!“ — Graf Nepomuk mußte dies

um ſo mehr für einen neuen Ausbruch der zerrütteten Gemüthsſtimmung Hermenegilda's halten, als noch Tages zuvor Nachrichten von dem Wohlbefinden des Grafen Stanislaus eingelaufen waren. Er hob Hermenegilden ſanft auf, indem er ſprach: „Beruhige dich liebe Tochter, Stanislaus iſt wohl, bald eilt er in deine Arme.“ — Da athmete Hermenegilda auf wie im ſchweren Todesſeufzer und ſank von wildem Schmerz zerriſſen neben dem Grafen hin in die Polſter des Sophas. Doch nach wenigen Sekunden wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſprach ſie mit wunderbarer Ruhe und Faſſung: „Laß es mich dir ſagen, lieber Vater! wie ſich alles begeben, denn du mußt es wiſſen, damit du in mir die Witwe des Grafen Stanislaus von R. erkenneſt. — Wiſſe, daß ich vor ſechs Tagen in der Abenddämmerung mich in dem Pavillon an der Südſeite unſeres Parks befand. Alle meine Gedanken, mein ganzes Weſen dem Geliebten zugewendet, fühlt' ich meine Augen ſich unwillkührlich ſchließen, nicht in Schlaf, nein, in einen ſeltſamen Zuſtand verſank ich, den ich nicht anders nennen kann, als waches Träumen. Aber bald ſchwirrte und dröhnte es um mich her, ich vernahm ein wildes Getümmel, es fiel ganz in der Nähe Schuß auf Schuß. Ich fuhr auf, und war nicht wenig erſtaunt mich in einer Feldhütte zu befinden. Vor mir kniete er ſelbſt — mein Stanislaus. — Ich umſchlang ihn mit meinen Armen, ich drückte ihn an meine Bruſt — Gelobt ſey Gott, rief er, du lebſt, du biſt mein! — Er ſagte mir, ich ſey gleich nach der Trauung in tiefe Ohnmacht geſunken, und ich thörigt Ding erinnerte mich jetzt erſt, daß ja Pater Cyprianus, den ich in dieſem Augenblick erſt zur Feldhütte hinausſchreiten ſah, uns ja eben in der nahen Kapelle unter dem Donner des Geſchützes, unter dem wilden Toben der nahen Schlacht

getraut hatte. Der goldne Trauring blinkte an meinem Finger. Die Seligkeit, mit der ich nun aufs neue den Gatten umarmte, war unbeſchreiblich; nie gefühltes nahmenloſes Entzücken des beglückten Weibes durchbebte mein Inneres — mir ſchwanden die Sinne — da wehte es mich an mit eiskaltem Froſt — Ich ſchlug die Augen auf — entſetzlich! mitten im Gewühl der wilden Schlacht — vor mir die brennende Feldhütte, aus der man mich wahrſcheinlich gerettet! — Stanislaus bedrängt von feindlichen Reitern — Freunde ſprengen heran ihn zu retten — zu ſpät, von hinten haut ihn ein Reiter herab vom Pferde.“ — Aufs neue ſank Hermenegilda überwältigt von dem entſetzlichen Schmerz ohnmächtig zuſammen. Nepomuk eilte nach ſtärkenden Mitteln, doch es bedurfte ihrer nicht, mit wunderbarer Kraft faßte ſich Hermenegilda zuſammen. „Der Wille des Himmels iſt erfüllt,“ ſprach ſie dumpf und feierlich, „nicht zu klagen ziemt es mir, aber bis zum Tode dem Gatten treu, ſoll kein irdiſches Bündniß mich von ihm trennen. Um ihn trauern, für ihn, für unſer Heil beten, das iſt jetzt meine Beſtimmung, und nichts ſoll dieſe mir verſtören.“ Graf Nepomuk mußte mit vollem Recht glauben, daß der innerlich brütende Wahnſinn Hermenegilda's ſich durch jene Viſion Luft gemacht habe, und da die ruhige klöſterliche Trauer Hermenegilda's um den Gatten kein ausſchweifendes beunruhigendes Treiben zuließ, ſo war dem Grafen Nepomuk dieſer Zuſtand, den die Ankunft des Grafen Stanislaus ſchnell enden mußte, ganz recht. Ließ Nepomuk zuweilen etwas von Träumereien und Viſionen fallen, ſo lächelte Hermenegilda ſchmerzlich, dann drückte ſie aber den goldnen Ring, den ſie am Finger trug, an den Mund und benetzte ihn mit heißen Thränen. Graf Nepomuk bemerkte mit Erſtaunen, daß dieſer Ring wirklich

ein ganz fremder war, den er nie bei ſeiner Tochter geſehen, da es indeſſen tauſend Fälle gab, wie ſie dazu gekommen ſeyn konnte, ſo gab er ſich nicht einmahl die Mühe weiter nachzuforſchen. Wichtiger war ihm die böſe Nachricht, daß Graf Stanislaus in feindliche Gefangenſchaft gerathen ſey. Hermenegilda fing an auf eigne Weiſe zu kränkeln, ſie klagte oft über eine ſeltſame Empfindung, die ſie eben nicht Krankheit nennen könne, die aber ihr ganzes Weſen auf ſeltſame Art durchbebe. Um dieſe Zeit kam Fürſt Z. mit ſeiner Gemahlin. Die Fürſtin hatte, als Hermenegilda's Mutter frühzeitig ſtarb, ihre Stelle vertreten und ſchon deshalb wurde ſie von ihr mit kindlicher Hingebung empfangen. Hermenegilda erſchloß der würdigen Frau ihr ganzes Herz und klagte mit der bitterſten Wehmuth, daß, unerachtet ſie für die Wahrheit aller Umſtände Rückſichts der wirklich vollzogenen Trauung mit Stanislaus, die überzeugendſten Beweiſe habe, man ſie doch eine wahnſinnige Träumerin ſchelte. Die Fürſtin, von allem unterrichtet und von Hermenegilda's zerrüttetem Gemüthszuſtande überzeugt, hütete ſich wohl ihr zu widerſprechen; ſie begnügte ſich damit, ihr zu verſichern, daß die Zeit alles aufklären werde und daß es wohlgethan ſey, ſich in frommer Demuth dem Willen des Himmels ganz zu ergeben. Aufmerkſamer wurde die Fürſtin, als Hermenegilda von ihrem körperlichen Zuſtande ſprach und die ſonderbaren Anfälle beſchrieb, die ihr Inneres zu verſtören ſchienen. Man ſah, wie die Fürſtin mit der ängſtlichſten Sorgfalt über Hermenegilda wachte und wie ihre Bekümmerniß in dem Grade ſtieg, als Hermenegilda ſich ganz zu erholen ſchien. Die todtblaſſen Wangen und Lippen rötheten ſich wieder, die Augen verloren das düſtre unheimliche Feuer, der Blick wurde mild und ruhig, die abgema=

gerten Formen rundeten ſich mehr und mehr, kurz Hermenegilda blühte ganz auf in voller Schönheit. Und doch ſchien die Fürſtin ſie für kränker als jemahls zu halten, denn: „Wie iſt dir, was haſt du, mein Kind? — was fühlſt du?“ ſo frug ſie, quälende Beſorgniß im Geſicht, ſo bald Hermenegilda nur ſeufzte oder im mindeſten erblaßte. Graf Nepomuk, der Fürſt, die Fürſtin beratheten ſich, was es denn nun werden ſolle mit Hermenegilda und ihrer fixen Idee, Stanislaus Witwe zu ſeyn. „Ich glaube leider,“ ſprach der Fürſt, „daß ihr Wahnſinn unheilbar bleiben wird, denn ſie iſt körperlich kerngeſund und nährt den zerrütteten Zuſtand ihrer Seele mit voller Kraft — Ja,“ fuhr er fort als die Fürſtin ſchmerzlich vor ſich hinblickte, „ja ſie iſt kerngeſund, unerachtet ſie zur Ungebühr und zu ihrem offenbaren Nachtheil wie eine Kranke gepflegt, gehätſchelt und geängſtet wird.“ Die Fürſtin, welche dieſe Worte trafen, faßte den Grafen Nepomuk ins Auge und ſprach raſch und entſchieden: „Nein! — Hermenegilda iſt nicht krank, aber, läge es nicht im Reich der Unmöglichkeit, daß ſie ſich vergangen haben könnte, ſo würde ich überzeugt ſeyn, daß ſie ſich in guter Hoffnung befinde.“ Damit ſtand ſie auf und verließ das Zimmer. Wie vom Blitz getroffen ſtarrten ſich Graf Nepomuk und der Fürſt an. Dieſer, zuerſt das Wort aufnehmend, meinte, „daß ſeine Frau auch zuweilen von den ſonderbarſten Viſionen heimgeſucht werde.“ Graf Nepomuk ſprach aber ſehr ernſt: „Die Fürſtin hat darin recht, daß ein Vergehen der Art von Seiten Hermenegilda's durchaus im Reich der Unmöglichkeit liegt, wenn ich dir aber ſage, daß, als Hermenegilda geſtern vor mir herging, mir es ſelbſt wie ein närriſcher Gedanke durch den Sinn fuhr: nun ſeht einmahl, die junge Witwe iſt ja guter Hoffnung; daß dieſer Gedanke offenbar nur durch das Be=

trachten ihrer Geſtalt erzeugt werden konnte, wenn ich dir das alles ſage, ſo wirſt du es natürlich finden, wie die Worte der Fürſtin mich mit trüber Beſorgniß, ja mit der peinlichſten Angſt erfüllen.“ „So muß,“ erwiederte der Fürſt, „der Arzt oder die weiſe Frau entſcheiden und entweder das vielleicht voreilige Urtheil der Fürſtin vernichtet oder unſere Schande beſtätiget werde.“ Mehrere Tage ſchwankten Beide von Entſchluß zu Entſchluß. Beiden wurden Hermenegilda's Formen verdächtig, die Fürſtin ſollte entſcheiden, was jetzt zu thun. Sie verwarf die Einmiſchung eines vielleicht plauderhaften Arztes und meinte, daß andere Hülfe wohl erſt in fünf Monathen nöthig ſeyn würde. „Welche Hülfe?“ ſchrie Graf Nepomuk entſetzt. „Ja,“ fuhr die Fürſtin mit erhöhter Stimme fort, „es iſt nun gar kein Zweifel mehr, Hermenegilda iſt entweder die verruchteſte Heuchlerin, die jemahls gebohren, oder es waltet ein unerforſchliches Geheimniß — genug, ſie iſt guter Hoffnung!“ — Ganz erſtarrt vor Schreck fand Graf Nepomuk keine Worte; endlich ſich mühſam ermannend beſchwor er die Fürſtin, koſte es was es wolle, von Hermenegilda ſelbſt zu erforſchen, wer der Unglückſelige ſey, der die unauslöſchliche Schmach über ſein Haus gebracht. „Noch,“ ſprach die Fürſtin, „noch ahnet Hermenegilda nicht, daß ich um ihren Zuſtand weiß. Von dem Moment, wenn ich es ihr ſagen werde, wie es um ſie ſteht, verſpreche ich mir Alles. Ueberraſcht wird ſie die Larve der Heuchlerin fallen laſſen oder es muß ſich ſonſt ihre Unſchuld auf eine wunderbare Weiſe offenbaren, unerachtet ich es auch nicht zu träumen vermag, wie dies ſollte geſchehen können.“ — Noch denſelben Abend war die Fürſtin mit Hermenegilda, deren mütterliches Anſehn mit jeder Stunde zuzunehmen ſchien, allein auf ihrem Zimmer. Da ergriff die

Fürſtin das arme Kind bey beiden Armen, blickte ihr ſcharf ins Auge und ſagte mit ſchneidendem Ton: „Liebe, du biſt guter Hoffnung!“ Da ſchlug Hermenegilda den wie von himmliſcher Wonne verklärten Blick in die Höhe und rief mit dem Ton des höchſten Entzückens: „O Mutter, Mutter, ich weiß es ja! — Lange fühlt' ich es, daß ich, fiel auch der theure Gatte unter den mörderiſchen Streichen der wilden Feinde, dennoch unausſprechlich glücklich ſeyn ſollte. Ja! — jener Moment meines höchſten irdiſchen Glücks lebt in mir fort, ich werde ihn ganz wieder haben den geliebten Gatten in dem theuern Pfande des ſüßen Bundes.“ Der Fürſtin war es, als finge ſich alles an um ſie zu drehen, als wollten ihr die Sinne ſchwinden. Die Wahrheit in Hermenegilda's Ausdruck — ihr Entzücken, ihre wahrhafte Verklärung ließ keinen Gedanken an erheucheltes Weſen, an Trug aufkommen und doch konnte nur toller Wahnſinn auf ihre Behauptung etwas geben. Von dem letzten Gedanken ganz erfaßt, ſtieß die Fürſtin Hermenegilda von ſich, indem ſie heftig rief: „Unſinnige! ein Traum hätte dich in den Zuſtand verſetzt, der Schmach und Schande über uns alle bringt! — glaubſt du, daß du mich mit albernen Mährchen zu hintergehen vermagſt? — Beſinne dich — laß alle Ereigniſſe der vorigen Tage an dir vorübergehen. Ein reuiges Bekenntniß kann uns vielleicht verſöhnen.“ In Thränen gebadet, ganz aufgelöſt von herbem Schmerz ſank Hermenegilda vor der Fürſtin auf die Knie und jammerte: „Mutter, auch du ſchiltſt mich eine Träumerin, auch du glaubſt nicht daran, daß die Kirche mich mit Stanislaus verband, daß ich ſein Weib bin? — Aber ſieh doch nur hier den Ring an meinem Finger — was ſage ich! — Du, du kennſt ja meinen Zuſtand, iſt denn das nicht genug, dich zu überzeugen, daß ich

nicht träumte?“ Die Fürſtin nahm mit dem tiefſten Erſtaunen wahr, daß Hermenegilden der Gedanke eines Vergehens gar nicht einkam, daß ſie die Hindeutung darauf gar nicht aufgefaßt, gar nicht verſtanden. Der Fürſtin ihre Hände heftig an die Bruſt drückend, flehte Hermenegilda immer fort, ſie möge doch nur jetzt, da es ihr Zuſtand außer Zweifel ſetze, an ihren Gatten glauben, und die ganz beſtürzte, ganz außer ſich geſetzte Frau wußte in der That ſelbſt nicht mehr, was ſie der Armen ſagen, welchen Weg ſie überhaupt einſchlagen ſollte, dem Geheimniß, das hier walten mußte, auf die Spur zu kommen. Erſt nach mehreren Tagen erklärte die Fürſtin dem Gemahl und dem Grafen Nepomuk, daß es unmöglich ſey von Hermenegilda, die ſich von dem Gatten ſchwanger glaube, mehr heraus zu bringen, als wovon ſie ſelbſt im Innerſten überzeugt ſey. Die Männer voller Zorn ſchalten Hermenegilda eine Heuchlerin und inſonderheit ſchwur Graf Nepomuk, daß, wenn gelinde Mittel ſie nicht von dem wahnſinnigen Gedanken, ihm ein abgeſchmacktes Mährchen aufzuheften, zurückbringen würden, er es mit ſtrengen Maßregeln verſuchen werde. Die Fürſtin meinte dagegen, daß jede Strenge eine zweckloſe Grauſamkeit ſeyn würde. Ueberzeugt ſey ſie nehmlich, wie geſagt, daß Hermenegilda keineswegs heuchle, ſondern daran, was ſie ſage, mit voller Seele glaube. „Es giebt,“ fuhr ſie fort, „noch manches Geheimniß in der Welt, das zu begreifen wir gänzlich außer Stande ſind. Wie, wenn das lebhafte Zuſammenwirken des Gedankens auch eine phyſiſche Wirkung haben könnte, wie wenn eine geiſtige Zuſammenkunft zwiſchen Stanislaus und Hermenegilda ſie in den uns unerklärlichen Zuſtand verſetzte?“ Unerachtet alles Zorns, aller Bedrängniß des fatalen Augenblicks konnten ſich der Fürſt und Graf Nepomuk

doch des lauten Lachens nicht enthalten, als die Fürſtin dieſen Gedanken äußerte, den die Männer den ſublimſten nannten, der je das Menſchliche ätheriſirt habe. Die Fürſtin blutroth im ganzen Geſicht meinte, daß den rohen Männern der Sinn für dergleichen abginge, daß ſie das ganze Verhältniß, in das ihr armes Kind, an deſſen Unſchuld ſie unbedingt glaube, gerathen, anſtößig und abſcheulich finde, und daß eine Reiſe, die ſie mit ihr zu unternehmen gedenke, das einzige und beſte Mittel ſey, ſie der Argliſt, dem Hohne ihrer Umgebung zu entziehen. Graf Nepomuk war mit dieſem Vorſchlage ſehr zufrieden, denn da Hermenegilda ſelbſt gar kein Geheimniß aus ihrem Zuſtande machte, ſo mußte ſie, ſollte ihr Ruf verſchont bleiben, freilich aus dem Kreiſe der Bekannten entfernt werden.

Dies ausgemacht, fühlten ſich alle beruhigt. Graf Nepomuk dachte kaum mehr an das beängſtigende Geheimniß ſelbſt, als er nur die Möglichkeit ſah, es der Welt, deren Hohn ihm das Bitterſte war, zu verbergen, und der Fürſt urtheilte ſehr richtig, daß bei der ſeltſamen Lage der Dinge, bei Hermenegilda's unerheucheltem Gemüthszuſtande freilich gar nichts anders zu thun ſey, als die Auflöſung des wunderbaren Räthſels der Zeit zu überlaſſen. Eben wollte man nach geſchloſſener Berathung auseinander gehen, als die plötzliche Ankunft des Grafen Xaver von R. über alle neue Verlegenheit, neue Kümmerniß brachte. Erhitzt von dem ſcharfen Ritt, über und über mit Staub bedeckt, mit der Haſt eines von wilder Leidenſchaft getriebenen ſtürzte er ins Zimmer und rief, ohne Gruß, alle Sitte nicht beachtend, mit ſtarker Stimme: „Er iſt todt, Graf Stanislaus! — nicht in Gefangenſchaft gerieth er — nein — er wurde niedergehauen von den Feinden — hier ſind die Beweiſe!“ — Damit ſteckte er mehrere Briefe, die er ſchnell her-

vorgeriſſen, dem Grafen Nepomuk in die Hände. Dieſer fing ganz beſtürzt an zu leſen. Die Fürſtin ſah in die Blätter hinein, kaum hatte ſie wenige Zeilen erhaſcht, als ſie mit zum Himmel emporgerichtetem Blick die Hände zuſammenſchlug und ſchmerzlich ausrief: „Hermenegilda! — armes Kind! — welches unerforſchliche Geheimniß!“ — Sie hatte gefunden, daß Stanislaus Todestag gerade mit Hermenegilda's Angabe zuſammentraf, daß ſich alles ſo begeben, wie ſie es in dem verhängnißvollen Augenblick geſchaut hatte. „Er iſt todt,“ ſprach nun Xaver raſch und feurig, „Hermenegilda iſt frei, mir, der ich ſie liebe wie mein Leben, ſteht nichts mehr entgegen, ich bitte um ihre Hand!“ — Graf Nepomuk vermochte nicht zu antworten, der Fürſt nahm das Wort und erklärte, daß gewiſſe Umſtände es ganz unmöglich machten, jetzt auf ſeinen Antrag einzugehen, daß er in dieſem Augenblick nicht einmal Hermenegilda ſehen könne, daß es alſo das Beſte ſey, ſich wieder ſchnell zu entfernen, wie er gekommen. Xaver entgegnete, daß er Hermenegilda's zerrütteten Gemüthszuſtand, von dem wahrſcheinlich die Rede ſey, recht gut kenne, daß er dies aber um ſo weniger für ein Hinderniß halte, als gerade ſeine Verbindung mit Hermenegilda jenen Zuſtand enden würde. Die Fürſtin verſicherte ihm, daß Hermenegilda ihrem Stanislaus Treue bis in den Tod geſchworen, jede andere Verbindung daher verwerfen würde, übrigens befinde ſie ſich gar nicht mehr auf dem Schloſſe. Da lachte Xaver laut auf und meinte, nur des Vaters Einwilligung bedürfe er; Hermenegilda's Herz zu rühren, das ſolle man nur ihm überlaſſen. Ganz erzürnt über des Jünglings ungeſtüme Zudringlichkeit erklärte Graf Nepomuk, daß er in dieſem Augenblick vergebens auf ſeine Einwilligung hoffe und nur ſogleich das Schloß verlaſſen möge. Graf

Xaver ſah ihn ſtarr an, öffnete die Thür des Vorſaals und rief hinaus, Woyciech ſolle den Mantelſack hereinbringen, die Pferde abſatteln und in den Stall führen. Dann kam er ins Zimmer zurück, warf ſich in den Lehnſtuhl, der dicht am Fenſter ſtand, und erklärte ruhig und ernſt: Ehe er Hermenegilda geſehen und geſprochen, werde ihn nur off'ne Gewalt vom Schloſſe wegtreiben. Graf Nepomuk meinte, daß er dann auf einen recht langen Aufenthalt rechnen könne, übrigens aber erlauben müſſe, daß er ſeiner Seits das Schloß verlaſſe. Alle, Graf Nepomuk, der Fürſt und ſeine Gemahlin gingen hierauf aus dem Zimmer, um ſo ſchnell als möglich Hermenegilda fortzuſchaffen. Der Zufall wollte indeſſen, daß ſie gerade in dieſer Stunde, ganz wider ihre ſonſtige Gewohnheit, in den Park gegangen war. Xaver, durch das Fenſter blickend, an dem er ſaß, gewahrte ſie ganz in der Ferne wandelnd. Er rannte hinunter in den Park und erreichte endlich Hermenegilda, als ſie eben in jenen verhängnißvollen Pavillon an der Südſeite des Parks trat. Ihr Zuſtand war nun ſchon beinahe jedem Auge ſichtlich. „O all' ihr Mächte des Himmels," rief Xaver, als er vor Hermenegilda ſtand, dann ſtürzte er aber zu ihren Füßen und beſchwor ſie, unter den heiligſten Betheurungen ſeiner glühendſten Liebe, ihn zum glücklichſten Gatten aufzunehmen. Hermenegilda, ganz außer ſich vor Schreck und Ueberraſchung, ſagte ihm: „Ein böſes Geſchick habe ihn hergeführt, ihre Ruhe zu ſtören — niemals, niemals würde ſie, dem geliebten Stanislaus zur Treue bis in den Tod verbunden, die Gattin eines andern werden." Als nun aber Xaver nicht aufhörte mit Bitten und Betheurungen, als er endlich in toller Leidenſchaft ihr vorhielt, daß ſie ſich ſelbſt täuſche, daß ſie **ihm** ja ſchon die ſüßeſten Liebesaugenblicke geſchenkt, als er, aufgeſprungen vom

bauen zu laſſen?“ „Laſſen Sie Uns,“ erwiederte der alte Herr, „laſſen Sie Uns, liebe Geheime-Räthin, von dieſen Dingen ſchweigen! — Nennen Sie es das krankhafte Spiel eines wunden Gemüths, nennen Sie es wie Sie wollen, aber erfahren Sie, daß, wenn mich mitten unter dem reichen Gut, das das hämiſche Glück wie ein Spielzeug dem einfältigen Kinde, das darüber die Todeswunden vergißt, mir zuwarf, der bitterſte Unmuth ergreift, wenn alles erfahrne Leid von neuem auf mich zutritt, daß ich dann hier in dieſen Mauern Troſt und Beruhigung finde. Meine Blutstropfen haben den Stein ſo roth gefärbt, aber er iſt eiskalt, bald liegt er auf meinem Herzen und kühlt die verderbliche Gluth, welche darin loderte.“ Die alte Dame ſah mit einem Blick der tiefſten Wehmuth herab zum ſteinernen Herzen, und indem ſie ſich etwas herabbückte, fielen ein paar große perlenglänzende Thränen auf den rothen Stein. Da faßte der alte Herr ſchnell herüber und ergriff ihre Hand. Seine Augen erblitzten im jugendlichen Feuer; wie ein fernes mit Blüthen und Blumen reich geſchmücktes herrliches Land im ſchimmernden Abendroth lag eine längſt vergangene Zeit voll Liebe und Seligkeit in ſeinen glühenden Blicken. „Julie! — Julie! und auch Sie konnten dieſes arme Herz ſo auf den Tod verwunden.“ — So rief der alte Herr mit von der ſchmerzlichſten Wehmuth halberſtickter Stimme. „Nicht mich,“ erwiederte die alte Dame ſehr weich und zärtlich, „nicht mich, klagen Sie an, Maximilian! — War es denn nicht Ihr ſtarrer unverſöhnlicher Sinn, Ihr träumeriſcher Glaube an Ahnungen, an ſeltſame, Unheil verkündende Viſionen, der Sie forttrieb von mir, und der mich zuletzt beſtimmen mußte, dem ſanfteren, beugſameren Mann, der mit Ihnen zugleich ſich um mich bewarb, den Vorzug zu geben? Ach! Maximilian, Sie

mußten es ja wohl fühlen, wie innig Sie geliebt wurden, aber Ihre ewige Selbſtqual, peinigte ſie mich nicht bis zur Todesermattung?" Der alte Herr unterbrach die Dame, indem er ihre Hand fahren ließ: „O Sie haben Recht, Frau Geheime-Räthin, ich muß allein ſtehen, kein menſchliches Herz darf ſich mir anſchmiegen, alles was Freundſchaft, was Liebe vermag, prallt wirkungslos ab von dieſem ſteinernen Herzen." „Wie bitter," fiel die Dame dem alten Herrn in die Rede, „wie bitter, wie ungerecht gegen ſich ſelbſt und andere ſind Sie, Maximilian! — Wer kennt Sie denn nicht als den freigebigſten Wohlthäter der Bedürftigen, als den unwandelbarſten Verfechter des Rechts, der Billigkeit, aber welches böſe Geſchick warf jenes entſetzliche Mißtrauen in Ihre Seele, das in einem Wort, in einem Blick, ja in irgend einem von jeder Willkühr unabhängigen Ereigniß Verderben und Unheil ahnet?" „Hege ich denn nicht alles," ſprach der alte Herr mit weicherer Stimme und Thränen in den Augen, „hege ich denn nicht alles, was ſich mir nähert, mit der vollſten Liebe? Aber dieſe Liebe zerreißt mir das Herz, ſtatt es zu nähren. — Ha!" fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „dem unerforſchlichen Geiſt der Welten gefiel es mich mit einer Gabe auszuſtatten, die, mich dem Tode entreißend, mich hundertmal tödtet! — Gleich dem ewigen Juden, ſehe ich das unſichtbare Cainszeichen auf der Stirne des gleißneriſchen Meuters! — Ich erkenne die geheimen Warnungen, die oft wie ſpielende Räthſel der geheimnißvolle König der Welt, den wir Zufall nennen, uns in den Weg wirft. Eine holde Jungfrau ſchaut uns mit hellen klaren Iſisaugen an, aber wer ihre Räthſel nicht löſt, den ergreift ſie mit kräftigen Löwentatzen, und ſchleudert ihn in den Abgrund." „Noch immer," ſprach die alte Dame, „noch immer dieſe verderblichen Träume.

Wo blieb der ſchöne, artige Knabe, Ihres jüngern Bruders Sohn, den Sie vor einigen Jahren ſo liebreich aufgenommen, in dem ſo viele Liebe und Troſt für Sie aufzukeimen ſchien?“ „Den,“ erwiederte der alte Herr mit rauher Stimme, „den habe ich verſtoßen, es war ein Böſewicht, eine Schlange, die ich mir zum Verderben im Buſen nährte.“ „Ein Böſewicht! — der Knabe von ſechs Jahren?“ — fragte die Dame ganz beſtürzt. „Sie wiſſen,“ fuhr der alte Herr fort, „die Geſchichte meines jüngern Bruders; Sie wiſſen, daß er mich mehrmals auf bübiſche Weiſe täuſchte, daß, alles brüderliche Gefühl in ſeiner Bruſt ertödtend, ihm jede Wohlthat, die ich ihm erzeigte, zur Waffe gegen mich diente. An ihm, an ſeinem raſtloſen Streben lag es nicht, daß nicht meine Ehre, meine bürgerliche Exiſtenz verloren ging. Sie wiſſen, wie er vor mehreren Jahren, in das tiefſte Elend verſunken, zu mir kam, wie er mir Aenderung ſeiner verworrenen Lebensweiſe, wieder erwachte Liebe heuchelte, wie ich ihn hegte und pflegte, wie er dann ſeinen Aufenthalt in meinem Hauſe nutzte, um gewiſſe Dokumente — doch genug davon. Sein Knabe gefiel mir, und dieſen behielt ich bei mir, als der Schändliche, nachdem ſeine Ränke, die mich in einen meine Ehre vernichtenden Criminalprozeß verwickeln ſollten, entdeckt worden, fliehen mußte. Ein warnender Wink des Schickſals befreiete mich von dem Böſewicht.“ „Und dieſer Wink des Schickſals war gewiß einer Ihrer böſen Träume.“ So ſprach die alte Dame, doch der alte Herr fuhr fort: „Hören Sie, urtheilen Sie Julie! — Sie wiſſen, daß meines Bruders Teufelei mir den härteſten Stoß gab, den ich erlitten — es ſey denn, daß — doch ſtill davon. Mag es ſeyn, daß ich der Seelenkrankheit, die mich befallen, den Gedanken zuſchreiben muß, mir in dieſem Wäldchen eine

Grabſtätte für mein Herz bereiten zu laſſen. Genug, es geſchah! — Das Wäldchen war in Herzform angepflanzt, der Pavillon erbaut, die Arbeiter beſchäftigten ſich mit der Marmortäfelung des Fußbodens. Ich trete hinan, um nach dem Werk zu ſehen. Da bemerke ich, daß in einiger Entfernung der Knabe, ſo wie ich, Max geheißen, etwas hin und herkugelt unter allerlei tollen Bocksſprüngen und lautem Gelächter. Eine finſtere Ahnung geht durch meine Seele! — Ich gehe los auf den Knaben und erſtarre, als ich ſehe, daß es der rothe herzförmig ausgearbeitete Stein iſt, der zum Einlegen in dem Pavillon bereit lag, den er mit Mühe herausgekugelt hat und mit dem er nun ſpielt! — Bube! Du ſpielſt mit meinem Herzen, wie dein Vater! — Mit dieſen Worten ſtieß ich ihn voll Abſcheu von mir, als er ſich weinend mir nahte. — Mein Verwalter erhielt die nöthigen Befehle ihn fortzuſchaffen, ich habe den Knaben nicht wieder geſehen!" „Entſetzlicher Mann!" rief die alte Dame, die aber der alte Herr ſich höflich verbeugend, und mit den Worten: „des Schickſals große Grundſtriche fügen ſich nicht dem feinen Nonpareil der Damen," unter dem Arm faßte, und aus dem Pavillon hinausführte durch das Wäldchen in den Garten. — Der alte Herr war der Hofrath Reutlinger, die alte Dame aber die Geheimeräthin Foerd. — — Der Garten bot das allermerkwürdigſte Schauſpiel dar, was man nur ſehen konnte. Eine große Geſellſchaft alter Herren, Geheime Räthe, Hofräthe u. a. nebſt ihren Familien aus dem benachbarten Städtchen hatte ſich verſammelt. Alle, ſelbſt die jungen Leute und Mädchen waren ganz ſtreng nach der Mode des Jahres 1760 gekleidet mit großen Perücken, geſteiften Kleidern, hohen Friſuren, Reifröcken u. ſ. w., welches denn um ſo mehr einen wunderlichen Eindruck machte, als die

Anlagen des Gartens ganz zu jenem Coſtum paßten. Jeder glaubte ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in eine längſt verfloſſene Zeit zurückverſetzt. Der Maskerade lag eine wunderliche Idee Reutlingers zum Grunde. Er pflegte alle drei Jahre am Tage Mariä Geburt auf ſeinem Landſitz das Feſt der alten Zeit zu feiern, wozu er alles aus dem Städtchen, was nur kommen wollte, einlud, jedoch war es unerläßliche Bedingung, daß jeder Gaſt ſich in das Coſtum des Jahres 1760 werfen mußte. Jungen Leuten, denen es läſtig geweſen ſeyn würde, dergleichen Kleider herbei zu ſchaffen, half der Hofrath aus mit ſeiner eigenen reichen Garderobe. — Offenbar wollte der Hofrath dieſe Zeit hindurch (das Feſt dauerte zwei bis drei Tage) in Rückerinnerungen der alten Jugendzeit recht ſchwelgen.

In einer Seitenallee begegneten ſich Ernſt und Wilibald. Beide ſahen ſich eine Weile ſchweigend an und brachen dann in ein helles Gelächter aus. „Du kommſt mir vor,“ rief Wilibald, „wie der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier.“ — „Und mich dünkt,“ erwiederte Ernſt, „ich hätte dich ſchon in der aſiatiſchen Baniſe erblickt.“ — „Aber in der That,“ fuhr Wilibald fort, „des alten Hofraths Einfall iſt ſo übel nicht. Er will nun einmahl ſich ſelbſt myſtifiziren, er will eine Zeit hervorzaubern, in der er wahrhaft lebte, unerachtet er noch jetzt ein munterer ſtarker Greis mit unverwüſtlicher Lebenskraft und herrlicher Friſchheit des Geiſtes, an Erregbarkeit und fantaſiereicher Laune es manchem vor der Zeit abgeſtumpften Jünglinge zuvorthut. Er darf nicht dafür ſorgen, daß jemand in Wort und Gebehrde aus dem Coſtum falle, denn dafür ſteckt jeder eben in den Kleidern, die ihm das ganz unmöglich machen. Sieh' nur wie jüngferlich und zünferlich unſere jungen Damen in ihren Reifröcken einhertrippeln, wie ſie ſich des Fächers zu

bedienen wiſſen — Wahrhaftig mich ſelbſt ergreift unter der Perücke, die ich auf meinen Titus geſtülpt, ein ganz beſonderer Geiſt alterthümlicher Courtoiſie; da ich eben das allerliebſte Kind, des geh. Rathes Foerd jüngſte Tochter, die holde Julia erblicke, ſo weiß ich gar nicht was mich abhält, mich ihr in demüthiger Stellung zu nahen und mich alſo zu appliziren und expliziren: „Allerſchönſte Julia! wenn wird mir doch die längſt „gewünſchte Ruhe durch deine Gegenliebe gewährt werden! Es „iſt ja unmöglich, daß den Tempel dieſer Schönheit ein ſteiner- „ner Abgott bewohnen könne. Den Marmor bezwingt der „Regen und der Diamant wird durch ſchlechtes Blut erweichet; „dein Herz will aber einem Amboße gleichen, welches ſich nur „durch Schläge verhärtet; je mehr nun mein Herze klopfet, je „unempfindlicher wirſt du. Laß mich doch das Ziel deines „Blicks ſeyn, ſchaue doch wie mein Herz kocht und meine Seele „nach der Erquickung lechzet, welche aus deiner Anmuth quillt. „Ach! — willſt du mich durch Schweigen betrüben, unempfind- „liche Seele? Die todten Felſen antworten ja den Fragenden „durch ein Echo und du willſt mich Troſtloſen keiner Antwort „würdigen? — O Allerſchönſte“ — „Ich bitte dich,“ unter- brach hier Ernſt den Freund, der mit dem wunderlichſten Ge- behrdenſpiel das alles geſprochen, „ich bitte dich, halt ein, du biſt nun einmahl wieder in deiner tollen Laune und merkſt nicht, wie Julie, erſt ſich uns freundlich nähernd, mit einemmahl ganz ſcheu ausbog. Ohne dich zu verſtehen, glaubt ſie gewiß ſo wie alle in gleichem Fall, ſchonungslos von dir beſpöttelt zu ſeyn, und ſo bewährſt du deinen Ruf als eingefleiſchten ironiſchen Satan und ziehſt mich neuen Ankömmling ins Unglück, denn ſchon ſprechen alle mit zweideutigem Seitenblick und bitter- ſüßem Lächeln: es iſt Wilibalds Freund.“ „Laß es gut ſeyn,“

ſprach Wilibald, „ich weiß es ja, daß viele Leute, zumahl junge hoffnungsvolle Mädchen von ſechszehn, ſiebzehn Jahren mir ſorglich ausweichen, aber ich kenne das Ziel, wohin alle Wege führen, und weiß auch, daß ſie dort mir begegnend oder vielmehr mich wie im eignen Hauſe angeſiedelt treffend, recht mit vollem freundlichen Gemüth mir die Hand reichen werden.“ „Du meinſt,“ ſprach Ernſt, „eine Verſöhnung, wie im ewgen Leben, wenn der Drang des Irdiſchen abgeſchüttelt.“ „O ich bitte dich,“ unterbrach ihn Wilibald, „laß uns doch geſcheut ſeyn und nicht alte längſt beſprochene Dinge aufs neue und gerade zur ungünſtigſten Stunde aufrühren. Ungünſtig für derley Geſpräche nenne ich nehmlich deshalb eben dieſe Stunden, weil wir gar nichts beſſeres thun können, als uns dem ſeltſamen Eindruck alles des Wunderlichen, womit uns Reutlingers Laune, wie in einen Rahmen eingefaßt hat, hingeben. Siehſt du wohl jenen Baum, deſſen ungeheure weiße Blüthen der Wind hin und herſchüttelt? — Cactus grandiflorus kann es nicht ſeyn, denn der blüht nur Mitternachts und ich ſpüre auch nicht das Aroma, welches ſich bis hieher verbreiten müßte — Weiß der Himmel, welchen Wunderbaum der Hofrath wieder in ſein Tusculum verpflanzt hat.“ — Die Freunde gingen auf den Wunderbaum los und wunderten ſich in der That nicht wenig, als ſie einen dicken dunklen Holunderbuſch trafen, deſſen Blüthen nichts anders waren, als hineingehängte weißgepuderte Perücken, die mit ihren darangehängten Haarbeuteln und Zöpfchen, ein kurioſes Spielzeug des launigten Südwinds, auf und niederſchaukelten. Lautes Lachen verkündete was hinter den Büſchen verborgen. Eine ganze Geſellſchaft alter gemüthlicher lebenskräftiger Herren hatte ſich auf einem breiten von buntem Buſchwerk umgebenen Raſenplatz verſammelt. Die Röcke aus-

gezogen, die läſtigen Perücken in den Holunder gehängt, ſchlugen ſie Ballon. Aber niemand übertraf den Hofrath Reutlinger, der den Ballon bis zu einer unglaublichen Höhe und ſo geſchickt zu treiben wußte, daß er jedesmahl dem Gegenſpieler ſchlaggerecht niederfiel. In dem Augenblick ließ ſich eine abſcheuliche Muſik von kleinen Pfeifen und dumpfen Trommeln hören. Die Herren endeten ſchnell ihr Spiel und griffen nach ihren Röcken und Perücken. „Was iſt denn das nun wieder?“ ſprach Ernſt. „Ich wette,“ erwiederte Wilibald, „der türkiſche Geſandte zieht ein.“ „Der türkiſche Geſandte?“ frug Ernſt ganz erſtaunt. „So nenne ich,“ fuhr Wilibald fort, „den Baron von Exter, der ſich in G. aufhält und den Du noch viel zu wenig geſehn haſt, um in ihm nicht eins der wunderlichſten Originale zu erkennen, die es geben mag. Er iſt ehemahls Geſandter unſeres Hofes in Conſtantinopel geweſen und noch immer ſonnt er ſich in dem Reflex dieſer wahrſcheinlich genußreichſten Frühlingszeit ſeines Lebens. Seine Beſchreibung des Pallaſtes, den er in Pera bewohnte, erinnert an die diamantnen Feen-Palläſte in Tauſend und einer Nacht, und ſeine Lebensweiſe an den weiſen König Salomo, dem er auch darin gleichen will, daß er ſich wirklich der Herrſchaft über unbekannte Naturkräfte rühmt. In der That hat dieſer Baron Exter ſeiner lügneriſchen Prahlerey, ſeiner Charlatanerie unerachtet, doch etwas myſtiſches, das mich wenigſtens in drolligem Abſtich mit ſeiner äußern etwas ſkurrilen Erſcheinung oft wirklich myſtifizirt. Davon, ich meine von ſeinem wirklich myſtiſchen Treiben geheimer Wiſſenſchaften, rührt auch ſeine enge Verbindung mit Reutlingern her, der dieſem Weſen ganz ergeben iſt mit Leib und Seele — Beide ſind wunderliche Träumer, aber jeder auf ſeine Weiſe, übrigens aber entſchiedene Mesmerianer.“ — Un-

ter dieſem Geſpräch waren die Freunde bis an des Gartens großes Gatterthor gelangt, durch welches ſo eben der türkiſche Geſandte einzog. Ein kleiner rundlicher Mann mit einem ſchönen türkiſchen Pelz und hohem aus farbigten Shawls aufgewickeltem Turban angethan. Aus Gewohnheit hatte er ſich aber nicht von der eng anſchließenden Zopfperücke mit kleinen Löckchen, aus Bedürfniß nicht von den filznen Podagriſtenſtiefeln trennen können, wodurch freilich das türkiſche Coſtüm ſchwer verletzt wurde. Seine Begleiter, die das abſcheuliche muſikaliſche Geräuſch machten und in denen Wilibald trotz der Vermummung Exters Koch und anderes Hausgeſinde erkannten, waren zu Mohren angerußt und trugen ſpitze gemahlte Papiermützen, den Sanbenitos nicht unähnlich, welches drollig genug ausſah. Den türkiſchen Geſandten führte am Arm ein alter Offizier, nach ſeiner Tracht von irgend einem Schlachtfelde des ſiebenjährigen Krieges erwacht und erſtanden. Es war der General Rixendorf, Commandant von G., der dem Hofrath zu Gefallen ſammt ſeinen Offizieren ſich in das alte Coſtüme geworfen hatte. „Salama milek!“ ſprach der Hofrath den Baron Exter umarmend, der ſofort den Turban abnahm, und ihn wieder auf die Perücke ſtülpte, nachdem er ſich den Schweiß von der Stirne mit einem oſtindiſchen Tuch weggetrocknet. In dem Augenblick bewegte ſich auch in den Zweigen eines Spätkirſchenbaums der goldſtrahlende Fleck, den Ernſt ſchon lange betrachtet hatte, ohne enträthſeln zu können, was da oben ſitze. Es war blos der geheime Commerzien-Rath Harſcher in einem goldſtoffnen Ehrenkleide, eben ſolchen Beinkleidern und ſilberſtoffner mit blauen Roſenbouquets beſtreuter Weſte, der nun ſich aus den Blättern des Kirſchbaums entwickelte, und für ſein Alter behende genug auf der angelehnten Leiter herab ſtieg und

mit ganz feiner etwas quäckender Stimme ſingend oder vielmehr kreiſchend: „Ah! che vedo — o dio che sento!“ dem türkiſchen Geſandten in die Arme eilte. Der Commerzien-Rath hatte ſeine Jugendzeit in Italien zugebracht, war ein großer Muſikus und wollte noch immer mittelſt eines lang geübten Falſetts ſingen wie Farinelli. „Ich weiß,“ ſprach Wilibald, „daß Harſcher ſich die Taſchen mit Spätkirſchen vollgeſtopft hat, die er, irgend ein Madrigal ſüß lamentirend, den Damen präſentiren wird. Da er aber wie Friedrich der zweite den Spaniol ohne Doſe in der Taſche ausgeſchüttet trägt, wird er mit ſeiner Galanterie nur widerwilliges Ablehnen und finſtre Geſichter einärndten.“ — Ueberall war nun der türkiſche Geſandte ſo wie der Held des ſiebenjährigen Krieges mit Freude und Jubel empfangen worden. Letzterer wurde von Julchen Foerd mit kindlicher Demuth begrüßt, tief beugte ſie ſich vor dem alten Herrn und wollte ihm die Hand küßen, da ſprang aber der türkiſche Geſandte wild dazwiſchen, rief: „Narrheiten, tolles Zeug!“ umarmte Julchen mit Heftigkeit, wobey er dem Commerzien-Rath Harſcher ſehr hart auf die Füße trat, der aber vor Schmerz nur ein ganz klein wenig miaute, und rannte dann mit Julien, die er unter den Arm gefaßt, davon. — Man ſah, daß er ſehr eifrig mit den Händen focht, den Turban auf und abſtülpte u. ſ. w. „Was hat der Alte mit dem Mädchen vor?“ ſprach Ernſt. „In der That,“ erwiederte Wilibald, „es ſcheint Wichtiges, denn, iſt Exter gleich des Mädchens Pathe und ganz vernarrt in ſie, ſo pflegt er doch nicht ſogleich aus der Geſellſchaft mit ihr davon zu laufen.“ — In dem Augenblick blieb der türkiſche Geſandte ſtehen, ſtreckte den rechten Arm weit von ſich und rief mit ſtarker Stimme, daß es im ganzen Garten wiederhallte: „Apporte!“ — Wili-

bald brach in ein lautes Gelächter aus. „Wahrhaftig,“ ſprach er dann, „es iſt weiter nichts, als daß Exter Julien zum tauſendſtenmahl die merkwürdige Geſchichte vom Seehunde erzählt.“ Ernſt wollte dieſe merkwürdige Geſchichte durchaus wiſſen. „Erfahre denn,“ ſprach Wilibald, „daß Exters Pallaſt dicht am Bosphorus lag, ſo daß Stufen von dem feinſten kararischen Marmor hinabführten ins Meer. Eines Tages ſteht Exter auf der Gallerie in die tiefſinnigſten Betrachtungen verſunken, aus denen ihn ein durchdringender gellender Schrey hinausreißt. Er ſchaut hinab und ſiehe, ein ungeheurer Seehund iſt aus dem Meer hinaufgetaucht und hat einem armen türkiſchen Weibe, die auf den Marmorſtufen ſaß, den Knaben von dem Arm hinabgeriſſen, mit dem er eben abfährt in die Meereswellen. Exter eilt hinab, das Weib fällt ihm troſtlos weinend und heulend zu Füßen, Exter beſinnt ſich nicht lange, er tritt dicht ans Meer auf die letzte Stufe, ſtreckt den Arm aus und ruft mit ſtarker Stimme: „Apporte!“ — Sogleich ſteigt der Seehund aus der Tiefe des Meers, im weiten Maule den Knaben, den er zierlich und geſchickt, wie auch ganz unverſehrt dem Magier überreicht und ſodann jedem Dank ausweichend, ſich wieder entfernt in das Meer niedertaucht.“ „Das iſt ſtark — das iſt ſtark,“ rief Ernſt. „Siehſt du wohl,“ fuhr Wilibald fort, „ſiehſt du wohl wie Exter jetzt einen kleinen Ring vom Finger zieht und ihn Julien zeigt? Keine Tugend bleibt unbelohnt! — Außer dem, daß Exter dem türkiſchen Weibe den Knaben gerettet hatte, ſo beſchenkte er ſie noch, als er vernahm, daß ihr Mann, ein armer Laſtträger, kaum das tägliche Brod zu verdienen vermochte, mit einigen Juwelen und Goldſtücken, freilich nur eine Lumperei, höchſtens zwanzig bis dreißigtauſend Thaler an Werth; darauf zog das Weib einen

kleinen Sapphir vom Finger und drang ihn Extern auf mit der Verſicherung, es ſey ein theures ererbtes Familienſtück, das nur durch Exters That gewonnen werden könne. Exter nahm den Ring, der ihm von geringem Werthe ſchien und erſtaunte nicht wenig, als er ſpäter durch eine kaum ſichtbare arabiſche Inſchrift an des Ringes Reif belehrt wurde, daß er des groſsen Alis Siegelring am Finger trage, mit dem er jetzt zuweilen Mahomeds Tauben heranlockt und mit ihnen konverſirt.“

„Das ſind ganz erſtaunliche Dinge,“ rief Ernſt lachend, „doch laß' uns ſehen, was dort in dem geſchloſſenen Kreiſe vorgeht, in deſſen Mitte ein klein Ding, wie ein karteſianiſches Teufelchen, auf- und niedergaukelt und quinkelirt.“ — Die Freunde traten auf einen runden Raſenplatz, rings umher ſaßen alte und junge Herren und Damen, in der Mitte ſprang ein ſehr bunt gekleidetes, kaum vier Fuß hohes Dämchen, mit einem etwas zu großen Apfelköpfchen umher, und ſchnippte mit den Fingerchen und ſang mit einem ganz kleinen, dünnen Stimmchen: „Amenez vos troupeaux bergeres!“ — „Sollteſt du wohl glauben,“ ſprach Wilibald, „daß dies putzige Figürchen, die ſo überaus naiv und ſcharmant thut, Juliens ältere Schweſter iſt? Du merkſt, daß ſie leider zu den Weibern gehört, die die Natur mit recht bittrer Ironie myſtifizirt, indem ſie trotz alles Sträubens zu ewiger Kindheit verdammt, vermöge ihrer Figur und ihres ganzen Weſens, im Alter noch mit jener kindiſchen Naivität koquettirend ſich und andern herzlich zur Laſt werden müſſen, wobei es denn oft an gehöriger Verhöhnung nicht mangelt.“ — Beiden Freunden wurde das Dämchen mit ihrer franzöſiſchen Faſelei recht fatal, ſie ſchlichen daher fort wie ſie gekommen und ſchloſſen ſich lieber an den türkiſchen Geſandten an, der ſie fortführte in den Saal, wo eben, da die

Sonne ſchon niederſank, alles zu der Muſik vorbereitet wurde, die man heute zu geben im Sinne hatte. Der Oeſterleiniſche Flügel wurde geöffnet und jedes Pult für die Künſtler an ſeinen Ort geſtellt. Die Geſellſchaft ſammelte ſich nach und nach, Erfriſchungen wurden herumgereicht in altem reichen Porzellan; dann ergriff Reutlinger eine Geige und führte mit Geſchicklichkeit und Kraft eine Sonate von Corelli aus, wozu ihn der General Rixendorf auf dem Flügel begleitete, dann bewährte ſich der goldſtoffne Harſcher als Meiſter auf der Theorbe. Hierauf begann die geheime Räthin Foerd eine große italieniſche Szene von Anfoſſi mit ſeltenem Ausdruck. Die Stimme war alt, tremulirend und ungleich, aber noch wurde alles dieſes durch die ihr eigne Meiſterſchaft des Geſanges beſiegt. In Reutlingers verklärtem Blick glänzte das Entzücken längſt vergangener Jugend. Das Adagio war geendet, Rixendorf begann das Allegro, als plötzlich die Thür des Saals aufgeriſſen wurde und ein junger wohlgekleideter Menſch, von hübſchem Anſehen, ganz erhitzt und athemlos hinein und zu Rixendorfs Füßen ſtürzte. „O Herr General! — Sie haben mich gerettet — Sie allein — Es iſt alles gut — Alles gut! O mein Gott, wie ſoll ich Ihnen denn danken.“ So ſchrie der junge Menſch wie außer ſich, der General ſchien verlegen, er hob den jungen Menſchen ſanft auf, und führte ihn mit beſchwichtigenden Worten heraus in den Garten. Die Geſellſchaft war von dem Auftritt überraſcht worden, jeder hatte in dem Jüngling den Schreiber des geheimen Rathes Foerd erkannt und ſchaute dieſen mit neugierigen Blicken an. Der nahm aber eine Priſe nach der andern und ſprach mit ſeiner Frau franzöſiſch, bis er endlich, da ihm der türkiſche Geſandte näher auf den Leib rückte, rund heraus erklärte: „Ich weiß, Hochzuverehrende! durchaus mir nicht

zu erklären, welcher böſe Geiſt meinen Max hier ſo plötzlich mit exaltirten Dankſagungen hineingeſchleudert hat, werde aber ſogleich die Ehre haben" — Damit ſchlüpfte er zur Thüre heraus und Wilibald folgte ihm auf dem Fuße. Das dreiblättrige Kleeblatt der Foerdſchen Familie, nemlich die drei Schweſtern, Nannette, Clementine und Julie, äußerten ſich auf ganz verſchiedene Weiſe. Nannette ließ den Fächer auf- und niederrauſchen, ſprach von Etourderie und wollte endlich wieder ſingen: Amenez vos troupeaux, worauf aber niemand achtete. Julie war abſeits in den Winkel getreten und der Geſellſchaft den Rücken zugewendet, war es, als wolle ſie nicht allein ihr glühendes Geſicht, ſondern auch einige Thränen verbergen, die ihr, wie man ſchon bemerkt, in die Augen getreten. „Freude und Schmerz verwunden mit gleichem Weh die Bruſt des armen Menſchen, aber färbt der, dem verletzenden Dorn nachquillende Blutstropfe nicht mit höherem Roth die verbleichende Roſe?" So ſprach mit vielem Pathos die jeanpauliſirende Clementine, indem ſie verſtohlen die Hand eines hübſchen jungen, blonden Menſchen faßte, der gar zu gern ſich aus den Roſenbanden, womit ihn Clementine bedrohlich umſtrickt und in denen er etwas zu ſpitze Dornen verſpürt hatte, losgewickelt. Der lächelte aber etwas fade und ſprach nur: „O ja, Beſte!" — Dabei ſchielte er nach einem ſeitwärts ſtehenden Glaſe Wein, welches er gern auf Clementinens ſentimentalen Spruch geleert. Das ging aber nicht, da Clementine ſeine linke Hand feſthielt, er aber mit der Rechten ſo eben das Beſitzthum eines Stücks Kuchen ergriffen. In dem Augenblick trat Wilibald zur Saalthür herein und alles ſtürzte auf ihn zu mit tauſend Fragen, wie, was, warum und woher? Er wollte durchaus nichts wiſſen, zog aber ein verſchmitzteres Geſicht als jemals. Man

ließ nicht ab von ihm, weil man deutlich bemerkt, daß er im Garten ſich mit dem geheimen Rath Foerd zum General Rixendorf und zum Schreiber Max geſellt, und heftig mitgeſprochen hatte. „Soll ich denn,“ fing er endlich an, „ſoll ich denn in der That die wichtigſte aller Begebenheiten vor der Zeit ausplaudern, ſo muß es mir vergönnt werden, zuvörderſt an Sie, meine hochzuverehrenden Damen und Herren, einige Fragen zu richten.“ — Man erlaubte das gern. „Iſt Ihnen,“ fuhr Wilibald nun pathetiſch fort, „iſt Ihnen nicht allen der Schreiber des Herrn geheimen Rath Foerd, Max geheißen, als ein wohlgebildeter, von der Natur reichlich ausgeſtatteter Jüngling bekannt?“ „Ja, ja, ja!“ rief der Chor der Damen. „Iſt Ihnen,“ frug Wilibald weiter, „iſt Ihnen nicht ſein Fleiß, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſeine Geſchicklichkeit im Geſchäft bekannt?“ „Ja — ja!“ rief der Chor der Herren, und wieder „Ja, ja, ja!“ der vereinigte Chor der Herren und Damen, als Wilibald noch frug, ob Max nicht weiter als der aufgeweckteſte Kopf, voller Poſſen und Schnurren, ſo wie endlich als ſolch geſchickter Zeichner bekannt ſey, daß Rixendorf, der als Dilettant in der Mahlerei Ungewöhnliches leiſte, es nicht verſchmäht habe, ſelbſt ihm zweckmäßigen Unterricht zu ertheilen. „Es begab ſich,“ erzählte nun Wilibald, „daß vor einiger Zeit ein junges Meiſterlein von der ehrſamen Schneiderzunft ſeine Hochzeit feierte. Es ging dabei hoch her, Bäſſe ſchnurrten, Trompeten ſchmetterten durch die Gaſſe. Mit rechter Wehmuth ſah des Herrn geheimen Raths Bedienter, Johann, zu den erleuchteten Fenſtern herauf, das Herz wollte ihm ſpringen, wenn er unter den Tanzenden Jettchens Tritte zu vernehmen glaubte, die, wie er wußte, auf der Hochzeit war. Als nun aber Jettchen wirklich zum Fenſter herausguckte, da konnte

er es nicht länger aushalten, er lief nach Hauſe, warf ſich in ſeinen beſten Staat und ging keck herauf in den Hochzeitſaal. Er wurde wirklich zugelaſſen, freilich unter der ſchmerzlichen Bedingung, daß im Tanz jeder Schneider vor ihm den Vorzug haben ſollte, wodurch er freilich auf die Mädchen angewieſen wurde, mit denen, ob ihrer Häßlichkeit oder ſonſtigen Untugenden, niemand tanzen mochte. Jettchen war auf alle Tänze verſagt, aber ſo wie ſie den Geliebten ſah, vergaß ſie alles, was ſie verſprochen, und der beherzte Johann ſtieß das dünnleibige Schneiderlein, das ihm Jettchen abtrotzen wollte, zu Boden, daß es über und über purzelte. Dies gab das Signal zum allgemeinen Aufſtande. Johann wehrte ſich wie ein Löwe, Rippenſtöße und Ohrfeigen nach allen Seiten austheilend, doch er mußte der Menge ſeiner Feinde erliegen und wurde auf ſchmähliche Weiſe von Schneidergeſellen die Treppe herabgeworfen. Voll Wuth und Verzweiflung wollte er die Fenſter einwerfen, er ſchimpfte und fluchte, da kam Max, der nach Hauſe ging, des Weges und befreite den unglücklichen Johann aus den Händen der Schaarwacht, die eben über ihn herzufallen im Begriff ſtand. Nun klagte Johann ſein Unglück und wollte durchaus nicht abſtehen von tumultuariſcher Rache, doch gelang es endlich dem klügern Max ihn zu beruhigen, wiewohl nur unter dem Verſprechen, daß er ſich ſeiner annehmen und die ihm geſchehene Unbill ſo rächen wolle, daß er ganz gewiß zufrieden ſeyn werde" — Wilibald hielt plötzlich ein. — „Nun? — nun? Und weiter? — Eine Schneiderhochzeit — ein Liebespaar — Prügel — was ſoll das dann werden?" — So rief es von allen Seiten. „Erlauben Sie," fuhr Wilibald fort, „erlauben Sie, Hochzuverehrende! zu bemerken, daß, um mit dem berühmten Weber Zettel zu reden, in dieſer Komödie

von Johann und Jettchen Dinge vorkommen, die nimmermehr gefallen werden. — Es könnte ſogar wider den feinſten Anſtand geſündigt werden." „Sie werden's ſchon einzurichten wiſſen, lieber Herr Wilibald," ſprach die alte Stiftsräthin von Krain, indem ſie ihm auf die Schulter klopfte, „ich für meinen Theil kann einen Puff vertragen." — „Der Schreiber Max," erzählte Wilibald weiter, „ſetzte ſich andern Tages hin, nahm ein großes ſchönes Blatt Velinpapier, Bleifeder und Tuſche, und zeichnete mit der vollendetſten Wahrheit einen großen ſtattlichen Ziegenbock hin. Die Phyſiognomie dieſes wunderbaren Thiers gab jedem Phyſiognomen reichlichen Stoff zum Studium. In dem Blick der geiſtreichen Augen lag etwas Ueberſchwengliches, wiewohl um das Maul und um den Bart herum einige Convulſionen zitternd zu ſpielen ſchienen. Das Ganze zeugte von innerer unausſprechlicher Qual. In der That war auch der gute Bock beſchäftigt, auf eine ſehr natürliche, wiewohl ſchmerzliche Weiſe ganz kleine allerliebſte, mit Scheere und Bügeleiſen bewaffnete Schneiderlein zur Welt zu befördern, die in den wunderlichſten Gruppen ihre Lebensthätigkeit bewieſen. Unter dem Bilde ſtand ein Vers, den ich leider vergeſſen, doch irr' ich nicht, ſo hieß die erſte Zeile: Ei was hat der Bock — gegeſſen. Ich kann übrigens verſichern, daß dieſer wunderbare Bock" — „Genug — genug," riefen die Damen, „genug von dem garſtigen Thier — von Max, von Max wollen wir hören." — „Beſagter Max," nahm Wilibald das Wort wieder auf, „beſagter Max gab das wohlausgeführte und vollkommen gerathene Tableau dem gekränkten Johann, der es ſo geſchickt an die Schneiderherberge anzuheften wußte, daß einen ganzen Tag hindurch das müßige Volk nicht von dem Bildniß wegkam. Die Straßenjungen ſchwenkten jubelnd die Mützen und

tanzten jedem Schneiderlein, das ſich ſehen ließ, hinterher, und ſangen und kreiſchten gewaltig: Ei was hat der Bock gegeſſen. — Niemand anders hat das Blatt gezeichnet, als des geheimen Raths Max, ſagten die Mahler, niemand hat die Worte geſchrieben, als des geheimen Raths Max, riefen die Schreibmeiſter, als die ehrſame Schneiderzunft die nöthigen Erkundigungen einzog. Max wurde verklagt und ſah, da er nicht wohl leugnen konnte, einer empfindlichen Gefängnißſtrafe entgegen. Da rannte er voll Verzweiflung zu ſeinem Gönner, dem General Rixendorf; bei allen Advokaten war er ſchon geweſen. Die runzelten die Stirn, ſchüttelten die Köpfe und ſprachen von hartnäckigem Ableugnen u. ſ. w., was dem ehrlichen Max nicht wohlgefiel. Der General ſprach dagegen, du haſt einen dummen Streich gemacht, lieber Sohn! die Advokaten werden dich nicht retten, aber ich, und blos darum, weil in deinem Bilde, das ich bereits geſehen, korrekte Zeichnung und verſtändige Anordnung iſt. Der Bock, als Hauptfigur, hat Ausdruck und Haltung, ſo wie die bereits auf dem Boden liegenden Schneider eine gute Pyramidalgruppe bilden, die reich iſt, ohne das Auge zu verwirren. Sehr weiſe haſt du den im Schmerz der Quetſchung ſich hervorarbeitenden Schneider wieder als Hauptfigur der untern Gruppe behandelt, in ſeinem Geſicht liegt laokoontiſches Weh! Eben ſo rühmlich iſt es, daß die fallenden Schneider nicht etwa ſchweben, ſondern wirklich fallen, wiewohl nicht aus dem Himmel; manche zu gewagte Verkürzungen ſind recht hübſch durch die Bügeleiſen maskirt, auch haſt du mit reger Fantaſie die Hoffnung neuer Geburten angedeutet.“ — Die Damen fingen an ungeduldig zu murmeln, und der Goldſtoffne liſpelte: „Aber Maxens Prozeß, Verehrter?“ — „Indeſſen nimm mirs nicht übel, ſprach der Gene-

ral, (ſo fuhr Wilibald fort) die Idee des Bildes iſt nicht die Deinige, ſondern uralt; doch das iſt es eben, was dich rettet. Mit dieſen Worten kramte der General in ſeinem alten Schreibſchranke, holte einen Tabaksbeutel hervor, auf dem ſich Maxens Gedanke ſauber und zwar beinahe ganz nach Maxens Weiſe ausgeführt befand, überließ denſelben ſeinem Liebling zum Gebrauch und nun war alles gut." „Wie das, wie das?" rief alles durch einander, aber die Juriſten, die ſich in der Geſellſchaft befanden, lachten laut, und der geheime Rath Foerd, der unterdeſſen auch hineingetreten war, ſprach lächelnd: „Er leugnete den animum injuriandi, die Abſicht zu beleidigen, und wurde freigeſprochen." „Will ſo viel heißen," fiel Wilibald ihm in die Rede, „als daß Max ſprach: Ich kann nicht leugnen, daß das Bild von meiner Hand iſt; abſichtslos und ohne irgend die von mir ſo hochverehrte Schneiderzunft kränken zu wollen, kopirte ich das Blatt nach dem Original, das ich hier mit dieſem Tabaksbeutel, der dem General Rixendorf, meinem Lehrer in der Zeichenkunſt, gehört, überreiche. Einige Variationen habe ich meiner ſchaffenden Fantaſie zu danken. Das Bild iſt mir aus den Händen gekommen, ich habe es weder Jemanden ſonſt gezeigt, noch gar etwa angeheftet. Ueber dieſen Umſtand, in dem allein die Injurie liegt, erwarte ich den Nachweis. — Dieſen Nachweis iſt die ehrſame Schneiderzunft ſchuldig geblieben und Max heute freigeſprochen worden. Daher ſein Dank, ſeine unmäßige Freude." — Man fand allgemein, daß doch die halb wahnſinnige Art und Weiſe, wie Max ſeinen Dank geäußert, durch die erzählten Umſtände nicht ganz motivirt werde, nur die geheime Räthin Foerd ſprach mit bewegter Stimme: „Der Jüngling hat ein leicht verwundbares Gemüth und ein zarteres Ehrgefühl, als je ein anderer. Kör-

perliche Strafe erdulden zu müſſen hätte ihn elend gemacht, ihn auf immer von G. vertrieben.“ „Vielleicht,“ fiel Wilibald ein, „liegt hier noch etwas ganz Beſonderes im Hintergrunde.“ „So iſt es, lieber Wilibald,“ ſprach Rixendorf, der hineingetreten war und die Worte der geheimen Räthin vernommen hatte, „ſo iſt es, und will es Gott, ſo ſoll ſich bald alles recht hell und fröhlich aufklären.“ — Clementine fand die ganze Geſchichte ſehr unzart, Nannette dachte gar nichts, aber Julie war ſehr heiter geworden. Jetzt ermunterte Reutlinger die Geſellſchaft zum Tanze. Sogleich ſpielten vier Theorbiſten, unterſtützt von ein paar Zinken, Violinen und Bäſſen, eine pathetiſche Sarabande. Die Alten tanzten, die Jungen ſchauten zu. Der Goldſtoffne zeichnete ſich aus durch zierliche und gewagte Sprünge. Der Abend ging ganz heiter hin, ſo auch der andere Morgen. Wie geſtern ſollte auch heute Concert und Ball den feſtlichen Tag beſchließen. Der General Rixendorf ſaß ſchon am Flügel, der Goldſtoffne hatte die Theorbe im Arm, die geheime Räthin Foerd die Partie in der Hand. Man wartete nur auf die Rückkehr des Hofraths Reutlinger. Da hörte man im Garten ängſtlich rufen und ſah die Bedienten herausrennen. Bald trugen ſie den Hofrath mit geiſterbleichem entſtelltem Geſicht herein, der Gärtner hatte ihn unweit des Herzpavillons in tiefer Ohnmacht auf der Erde liegend gefunden. — Mit einem Schrei des Entſetzens ſprang Rixendorf auf vom Flügel. Man eilte herbei mit ſpirituöſen Mitteln, man fing an, dem Hofrath, der auf einem Kanapee lag, die Stirne mit kölniſchem Waſſer zu reiben, der türkiſche Geſandte ſtieß aber alle zurück, indem er unaufhörlich rief: „Zurück, zurück, ihr unwiſſenden ungeſchickten Leute! — ihr macht mir den kerngeſunden, muntern Hofrath nur matt und

elend!" — Damit ſchleuderte er ſeinen Turban über alle Köpfe weg in den Garten hinein, den Pelz hinterher. Nun beſchrieb er mit der flachen Hand ſeltſame Kreiſe um den Hofrath, die enger und enger werdend, zuletzt beinahe Schläfe und Herzgrube berührten. Dann hauchte er den Hofrath an, der ſogleich die Augen aufſchlug und mit matter Stimme ſprach: „Exter! Du haſt nicht gut gethan mich zu wecken! — Die dunkle Macht hat mir den nahen Tod verkündet, und vielleicht war es mir vergönnt in dieſer tiefen Ohnmacht hinein zu ſchlummern in den Tod." — „Poſſen, Träumer," rief Exter, „deine Zeit iſt noch nicht gekommen. Schau dich nur um, Herr Bruder, wo du biſt, und ſey fein munter wie es ſich ſchickt." — Der Hofrath wurde nun gewahr, daß er ſich im Saal in voller Geſellſchaft befand. Er erhob ſich rüſtig vom Kanapee, trat in die Mitte des Saals, und ſprach mit anmuthigem Lächeln: „Ich gab Ihnen ein böſes Schauſpiel, Verehrte! aber an mir lag es nicht, daß das ungeſchickte Volk mich gerade in den Saal trug. Laſſen Sie uns über das ſtörende Intermezzo ſchnell hinweggehen, laſſen Sie uns tanzen!" — Die Muſik begann ſofort, aber als ſich alles in der erſten Menuett pathetiſch wandte und drehte, verſchwand der Hofrath mit Exter und Rixendorf aus dem Saal. Als ſie in ein entferntes Zimmer gekommen, warf ſich Reutlinger erſchöpft in einen Lehnſeſſel, hielt beide Hände vor's Geſicht und ſprach mit von Schmerz gepreßter Stimme: „O, meine Freunde! meine Freunde!" Exter und Rixendorf vermutheten mit Recht, daß irgend etwas Entſetzliches den Hofrath erfaßt haben müſſe, und daß er ſich jetzt darüber erklären werde. „Sag's nur heraus, alter Freund," ſprach Rixendorf, „ſag's nur heraus, dir iſt, Gott weiß auf welche Weiſe, Schlimmes im Garten begegnet."

„Aber,“ fiel letzter ein, „ich begreife gar nicht, wie dem Hofrath heute, und überhaupt in dieſen Tagen Schlimmes begegnen konnte, da eben jetzt ſein ſideriſches Prinzip reiner und herrlicher ſich geſtaltet als jemals.“ „Doch, doch!“ fing der Hofrath mit dumpfer Stimme an, „Exter! es iſt bald aus mit uns, der kecke Geiſterſeher klopfte nicht ungeſtraft an die dunklen Pforten. Ich wiederhole es dir, daß die geheimnißvolle Macht mich hinter den Schleier ſchauen ließ — der nahe, vielleicht gräßliche Tod iſt mir verkündet.“ „So erzähle nur, was dir geſchah,“ fiel Rixendorf ihm ungeduldig in die Rede, „ich wette, daß alles auf eine wunderliche Einbildung hinausläuft, ihr verderbt Euch beide das Leben mit Euern Fantaſtereien, Du und Exter.“

„So vernehmt es denn,“ fuhr der Hofrath fort, indem er aufſtand von dem Lehnſtuhl, und zwiſchen beide Freunde trat, „ſo vernehmt es denn, was mich vor Entſetzen und Graus in tiefe Ohnmacht warf. Ihr hattet Euch ſchon alle in dem Saal verſammelt, als ich, ſelbſt weiß ich nicht wodurch, angetrieben wurde noch einſam einen Gang durch den Garten zu machen. Unwillkührlich lenkten ſich meine Schritte nach dem Wäldchen. Es war mir, als höre ich ein leiſes, hohles Pochen und eine leiſe klagende Stimme. — Die Töne ſchienen aus dem Pavillon zu kommen — ich trete näher, die Thür des Pavillons ſteht offen — ich erblicke — mich ſelbſt! — mich ſelbſt! — aber ſo wie ich war vor dreißig Jahren, in demſelben Kleide, das ich trug an jenem verhängnißvollen Tage, als ich in troſtloſer Verzweiflung mein elendes Leben enden wollte, als Julie wie ein Engel des Lichts mir erſchien im bräutlichen Schmuck — es war ihr Hochzeitstag — die Geſtalt — ich — ich lag auf dem Boden vor dem Herzen, und

darauf klopfend, daß es hohl wiederhallte, murmelte ich: Nie — nie kannſt du dich erweichen, du ſteinernes Herz! — Regungslos ſtarrte ich hin, wie der eiskalte Tod rannte es durch meine Adern. Da trat Julie bräutlich geſchmückt, in voller Pracht der blühendſten Jugend, aus den Gebüſchen hervor, und ſtreckte voll ſüßen Verlangens die Arme aus nach der Geſtalt, nach mir — nach mir dem Jünglinge! Bewußtlos ſtürzte ich zu Boden!". Der Hofrath ſank halb ohnmächtig in den Lehnſtuhl zurück, aber Rixendorf faßte ſeine beiden Hände, rüttelte ſie, und rief mit ſtarker Stimme: „Das ſahſt Du, das ſahſt Du, Bruder, weiter nichts? — Viktoria laß ich ſchießen aus deinen japaniſchen Kanonen! — mit Deinem nahen Tode, mit der Erſcheinung iſt es nichts, gar nichts! Ich rüttle dich auf aus deinen böſen Träumen, damit du geneſen, und noch lange leben mögeſt auf Erden." — Damit ſprang Rixendorf ſchneller, als es ſein Alter zuzulaſſen ſchien, zum Zimmer heraus. Der Hofrath hatte wohl wenig von Rixendorfs Worten vernommen, er ſaß da mit geſchloſſenen Augen. Exter ging mit großen Schritten auf und ab, runzelte mißmüthig die Stirn und ſprach: „Ich wette, der Menſch will wieder alles auf gewöhnliche Manier erklären, aber das ſoll ihm ſchwer werden, nicht wahr, Hofräthchen? — wir verſtehen uns auf Erſcheinungen! — Ich wollt' nur, ich hätte meinen Turban und meinen Pelz!" — Dies wünſchend pfiff er ſehr ſtark auf einer kleinen ſilbernen Pfeife, die er beſtändig bei ſich trug, und ſogleich brachte auch ein Mohr aus ſeinem Gefolge beides, Turban und Pelz. Bald darauf trat die Geheime Räthin Foerd hinein, ihr folgte der Geheime Rath mit Julien. Der Hofrath raffte ſich auf, und in den Verſicherungen, daß ihm wieder ganz wohl geworden, wurde er es wirklich. Er bat, des gan=

zen Vorfalls zu vergeſſen, und eben wollten alle bis auf Exter, der ſich in ſeiner türkiſchen Kleidung auf's Sopha geſtreckt, und aus einer übermäßig langen Pfeife, deren Kopf, auf Räder geſtellt, am Boden hin und herſchurrte, Tabak ſchmauchte und Kaffee trank, in den Saal zurückkehren, als die Thür aufging, und Rixendorf haſtig hereintrat. An der Hand hielt er einen jungen Menſchen in alttatariſcher Kleidung. Es war Max, bei deſſen Anblick der Hofrath erſtarrte. „Sieh hier dein Ich, dein Traumbild,“ hub Rixendorf an: „es iſt mein Werk, daß mein trefflicher Max hier blieb, und von deinem Kammerdiener aus deiner Garderobe Kleider empfing, um gehörig koſtumirt erſcheinen zu können. Er war es, der im Pavillon an dem Herzen kniete. — Ja, an deinem ſteinernen Herzen, du harter unempfindlicher Oheim! kniete der Neffe, den du unbarmherzig verſtießeſt, einer träumeriſchen Einbildung halber! Verging ſich der Bruder ſchwer gegen den Bruder, ſo hat er es längſt gebüßt mit dem Tode im tiefſten Elend — da ſteht die vaterloſe Waiſe, dein Neffe — Max, wie du, geheißen, dir ähnlich an Leib und Seele, wie der Sohn dem Vater — tapfer hielt ſich der Knabe, der Jüngling auf den Wellen des brauſenden Lebensſtroms empor — da — nimm ihn auf — erweiche dein hartes Herz! — reiche ihm die wohlthätige Hand, daß er eine Stütze habe, wenn zu ſehr der Sturm auf ihn einbricht.“ — In demüthiger gebeugter Stellung, heiße Thränen in den Augen, hatte ſich der Jüngling dem Hofrath genähert. Der ſtand da geiſterbleich, mit blitzenden Augen, den Kopf ſtolz in die Höhe geworfen, ſtumm und ſtarr, aber ſo wie der Jüngling ſeine Hand erfaſſen wollte, wich er, ihn mit beiden Händen von ſich abwehrend, zwei Schritte zurück, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Verruch-

ter — willſt du mich morden? — Fort — aus meinen Augen, ja du ſpielſt mit meinem Herzen, mit mir! — Und auch du Rixendorf verſchworen zum läppiſchen Puppenſpiel, das ihr mir auftiſcht? — fort — fort aus meinen Augen — du — du, der du zu meinem Untergange geboren — du Sohn des ſchändlichſten Ver—“ „Halt ein, brach Max plötzlich los, indem Zorn und Verzweiflung glühende Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen, halt ein, unnatürlicher Oheim — herzloſer, unnatürlicher Bruder. Schuld auf Schuld, Schande und Schmach haſt du auf meines armen unglücklichen Vaters Haupt gehäuft, der verderblichen Leichtſinn, aber nie Verbrechen in ſich hegen konnte! — Ich wahnſinniger Thor, daß ich glaubte, jemals dein ſteinernes Herz rühren, jemals, mit Liebe dich umfangend, meines Vaters Vergehen ſühnen zu können! — Elend — verlaſſen von aller Welt, aber an der Bruſt eines Sohnes hauchte mein Vater ſein mühſeliges Leben aus — „Max! — ſey brav! — ſühne den unverſöhnlichen Bruder — werde ſein Sohn,“ das war das Letzte, was er ſprach — Aber du verwirfſt mich, ſo wie du alles verwirfſt, was ſich dir naht mit Liebe und Ergebung, während der Teufel ſelbſt dich mit trügeriſchen Träumen umgaukelt. — Nun, ſo ſtirb denn einſam und verlaſſen! — Mögen habſüchtige Diener auf deinen Tod lauern und ſich in die Beute theilen, wenn du kaum die lebensmüden Augen geſchloſſen — ſtatt der Seufzer, ſtatt der troſtloſen Klagen derer, die dir mit treuer Liebe bis in den Tod anhängen wollten, magſt du ſterbend das Hohngelächter, die frechen Scherze der Unwürdigen hören, die dich pflegten, weil du ſie bezahlteſt mit ſchnödem Golde! — Niemals, niemals ſiehſt du mich wieder!“ — Der Jüngling wollte zur Thüre hinausſtürzen, da ſank Julie laut ſchluchzend

nieder, ſchnell ſprang Max zurück, fing ſie in ſeinen Armen auf, und heftig ſie an ſeine Bruſt drückend, rief er mit dem herzzerreißenden Ton des troſtloſeſten Jammers: „O Julie, Julie, alle Hoffnung iſt verloren!“ — Der Hofrath hatte da geſtanden, zitternd an allen Gliedern, ſprachlos — kein Wort konnte ſich entwinden den bebenden Lippen, doch als er Julien in Maxens Armen ſah, ſchrie er laut auf, wie ein Wahnſinniger. Er ging mit ſtarkem kräftigen Schritt auf ſie los, er riß ſie von Maxens Bruſt hinweg, hob ſie hoch in die Höhe und frug kaum vernehmbar: „Liebſt du dieſen Max, Julie?“ — „Wie mein Leben,“ erwiederte Julie voll tiefen Schmerzes, „wie mein Leben. Der Dolch, den Sie in ſein Herz ſtoßen, trifft auch das meine!“ — Da ließ ſie der Hofrath langſam herab, und ſetzte ſie behutſam nieder in einen Lehnſtuhl. Dann blieb er ſtehen, die gefaltenen Hände an die Stirn gedrückt. — Es war todtenſtill rings umher. — Kein Laut — keine Bewegung der Anweſenden! — Dann ſank der Hofrath auf beide Knie. Lebensröthe im Geſicht, helle Thränen in den Augen hob er das Haupt empor, beide Arme hoch ausgeſtreckt zum Himmel, ſprach er leiſe und feierlich: „Ewig waltende unerforſchliche Macht dort oben, das war dein Wille — Mein verworrenes Leben nur der Keim, der im Schooß der Erde ruhend, den friſchen Baum emportreibt mit herrlichen Blüthen und Früchten? — O Julie, Julie! — o ich armer verblendeter Thor!“ — Der Hofrath verhüllte ſein Geſicht, man vernahm ſein Weinen. — So dauerte es einige Sekunden, dann ſprang der Hofrath plötzlich auf, ſtürzte auf Max, der wie betäubt da ſtand, los, riß ihn an ſeine Bruſt, und ſchrie, wie außer ſich: „Du liebſt Julien, du biſt mein Sohn — nein mehr als das,

du biſt ich ich ſelbſt — Alles gehört dir — du biſt reich, ſehr reich — du haſt ein Landgut — Häuſer, baares Geld — laß mich bei dir bleiben, du ſollſt mir das Gnadenbrot geben in meinen alten Tagen — nicht wahr, du thuſt das? — Du liebſt mich ja — nicht wahr, du mußt mich ja lieben, du biſt ja ich ſelbſt — ſcheue dich nicht vor meinem ſteinernen Herzen, drücke mich nur feſt an deine Bruſt, deine Lebenspulſe erweichen es ja! — Max — Max mein Sohn — mein Freund, mein Wohlthäter!" — So ging es fort, daß allen vor dieſen Ausbrüchen des überreizten Gefühls bange wurde. Rixendorf, dem beſonnenen Freunde gelang es endlich, den Hofrath zu beſchwichtigen, der, ruhiger geworden, nun erſt ganz einſah, was er an dem herrlichen Jünglinge gewonnen, und mit tiefer Rührung gewahrte, wie auch die Geheime-Räthin Foerd in der Verbindung ihrer Julie mit Reutlingers Neffen das neue Aufkeimen einer alten verlornen Zeit erblickte. Großes Wohlgefallen äußerte der Geheime-Rath, der viel Tabak ſchnupfte und ſich in wohlgeſtelltem nationell ausgeſprochenem Franzöſiſch darüber ausließ. Zuförderſt ſollten nun Juliens Schweſtern von dem Ereigniß benachrichtigt werden, die waren aber nirgends aufzufinden. Nannettens halber hatte man ſchon in allen großen japaniſchen Vaſen, die in dem Veſtibule herumſtanden, nachgeſehen, ob ſie, zu ſehr ſich über den Rand beugend, vielleicht hineingefallen, aber vergebens, endlich fand man die Kleine unter einem Roſenbüſchchen eingeſchlafen, wo man ſie nur nicht gleich bemerkt, und eben ſo holte man Clementinen in einer entfernteren Allee ein, wo ſie dem entfliehenden blonden Jüngling, dem ſie vergebens nachgeſetzt, eben mit lauter Stimme nachrief: „O der Menſch ſieht es oft ſpät ein, wie ſehr er ge-

liebt wurde, wie vergeßlich und undankbar er war und wie groß das verkannte Herz!" — Beide Schweſtern waren etwas mißmüthig über die Heirath der jüngern, wiewohl viel ſchöneren und reizenderen Schweſter, und vorzüglich rümpfte die ſchmähſüchtige Nannette das kleine Stülpnäschen; Rixendorf nahm ſie aber auf den Arm und meinte, ſie könnte wohl einmahl einen viel vornehmeren Mann mit einem noch ſchöneren Gute bekommen. Da wurde ſie vergnügt und ſang wieder: „Amenez vos troupeaux bergeres!" Clementine ſprach aber ſehr ernſt und vornehm: „In der häuslichen Glückſeligkeit ſind die windſtillen, zwiſchen vier engen Wänden vorgetriebnen bequemen Freuden nur der zufälligſte Beſtandtheil: ihr Nerven- und Lebensgeiſt ſind die lodernden Naphtaquellen der Liebe, die aus den verwandten Herzen in einander ſpringen." — Die Geſellſchaft im Saal, die ſchon Kunde bekommen von den wunderlichen aber fröhlichen Ereigniſſen, erwartete mit Ungeduld das Brautpaar, um mit den gehörigen Glückwünſchen losfahren zu können. Der Goldſtoffne, der am Fenſter alles angehört und angeſchaut, bemerkte ſchlau: „Nun weiß ich, warum der Ziegenbock dem armen Max ſo wichtig war. Hätte er einmahl im Gefängniß geſteckt, ſo war durchaus an keine Ausſöhnung zu denken." Alles applaudirte dieſer Meinung, wozu Wilibald die Loſung gab. Schon wollte man fort aus dem Nebenzimmer in den Saal, als der türkiſche Geſandte, der ſo lange auf dem Sopha geblieben, nichts geſprochen, ſondern nur durch Hin und Herrutſchen und durch die ſeltſamſten Grimaſſen ſeine Theilnahme zu erkennen gegeben hatte, wie toll aufſprang und zwiſchen die Brautleute fuhr: „Was — was," rief er, „nun gleich heirathen, gleich heirathen? —

Deine Geſchicklichkeit, deinen Fleiß in Ehren, Max! aber du biſt ein Kiek-in-die-Welt, ohne Erfahrung, ohne Lebensklugheit, ohne Bildung. Du ſetzeſt deine Füße einwärts und biſt grob in deinen Redensarten wie ich vorhin vernommen, als du deinen Oheim den Hofrath Reutlinger Du nannteſt. Fort in die Welt! — nach Conſtantinopel! — da lernſt du alles was du brauchſt für's Leben — dann kehre wieder und heirathe getroſt mein liebes holdes Kind, das ſchöne Julchen.“ Alle waren ganz erſtaunt über Exters ſeltſames Begehren. Der nahm aber den Hofrath auf die Seite; beide ſtellten ſich gegenüber, legten einander die Hände auf die Achſeln und wechſelten einige arabiſche Worte. Darauf kam Reutlinger zurück, nahm Maxens Hand und ſprach ſehr mild und freundlich: „Mein lieber guter Sohn, mein theurer Max, thue mir den Gefallen und reiſe nach Conſtantinopel, es kann höchſtens ſechs Monate dauern, dann richte ich hier die Hochzeit aus!“ — Aller Proteſtationen der Braut unerachtet mußte Max fort nach Conſtantinopel.

Nun könnte ich, ſehr geliebter Leſer! wohl füglich meine Erzählung ſchließen, denn du magſt es dir vorſtellen, daß Max, nachdem er aus Conſtantinopel, wo er die Marmorſtufe, wohin der Seehund Extern das Kind apportirt, nebſt vielem andern Merkwürdigen geſchaut hatte, zurückgekehrt war, wirklich Julien heirathete, und verlangſt wohl nicht noch zu wiſſen, wie die Braut geputzt war und wie viel Kinder das Paar bis jetzt erzeugt hat. Hinzuſetzen will ich nur noch, daß am Tage Mariä Geburt des Jahres 18— Max und Julie einander gegenüber im Pavillon bei dem rothen Herzen knieten. Häufige Thränen fielen auf den kalten Stein, denn unter ihm lag

das Ach! nur zu oft blutende Herz des wohlthätigen Oheims. Nicht um des Lord Horions Grabmal nachzuahmen, ſondern weil er des armen Onkels ganze Lebens- und Leidensgeſchichte darin angedeutet fand, hatte Max mit eigner Hand die Worte in den Stein gegraben:

Es ruht!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Berlin, gedruckt bei G. Reimer.

Hoffmann, E. T. A.,

E. T. A. Hoffmann's gesammelte Schriften

Bd.: 5

Berlin 1845

Res/P.o.germ. 1975 z-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10925918-9